

# **Die Gestalt des Gestaltlosen**

Quand nous sommes seuls  
longtemps, nous peuplons le vide  
de fantômes.

Guy de Maupassant,  
*Le Horla*

\*\*\*

Dormi pa`fumé, Baron Samedi !

An diesem Samstag lief Veronika quer über das zu der frühen Stunde menschenleere Klinikgelände. Sie musste Acht geben, um nicht auf den verklumpten bräunlich-schwarzen Blätterresten, die sich mit dem durchfeuchteten Sand der Wege mischten, auszugleiten. In ihr kämpften Unruhe, Besorgnis, Vorfreude, Angst. Im Augenblick dominierte die Angst vor dem Zuspätkommen, und das, obwohl es noch längst nicht 8 Uhr war, die Zeit, zu der das ebenso ersehnte wie gefürchtete Tagesseminar von Prof. Dr. Morten Hordo-Wilkins beginnen sollte. Der Professor war bekannt für seine Korrektheit. Er würde mit dem Glockenschlag erscheinen und die fünf Studentinnen und Studenten in Augenschein nehmen, die er unter fünfzig Bewerbern ausgesucht hatte – nach welchen Kriterien auch immer. In der Ferne tauchte die Backsteinmauer der Klinik auf. Direkt davor stand ein einzelnes villenähnliches Haus, das Haus, das man ihm und seiner Forschung zur Verfügung gestellt hatte. Die Laterne bei dem Eingang brannte noch und die Studentin verlangsamte ihren Schritt. Sie war fast angelangt und selbstredend war reichlich Zeit bis zum Beginn der Veranstaltung. Veronika war eine notorische Zufrühkommerin.

Hordo-Wilkins war der Star unter den Psychopathologen, nicht allein in Deutschland, sondern im gesamten deutschsprachigen Raum und vielleicht sogar in der ganzen Welt. Wie Karl Jaspers war er zugleich Psychopathologe und Philosoph und hatte wegweisende Werke geschrieben, die beide Bereiche umfassten. Im Unterschied zu Karl Jaspers wurde er von seinen Kollegen anerkannt und nicht gemobbt. Zu seinen Vorlesungen an der Universität fanden sich viele Hörer auch anderer Fachrichtungen ein, und die Vorlesungen waren so voll, dass schon eine halbe Stunde vor Beginn kein freier Platz mehr zu finden war und die Vorlesungen auf Video aufgenommen und in einen Nachbarsaal projiziert wurden. Die Klinik, an welcher der knapp Sechzigjährige praktizierte, vermeldete an ein Wunder grenzende Heilerfolge unter seinen Patienten, die entweder aufgebauscht waren oder wirklich stattgefunden hatten. Sie trugen zu seinem Status als lebende Legende der Psychopathologie bei. Seine Bücher *Bewusstsein und Wirklichkeit*, *Phänomene des Wahns* und *Die Logik der Halluzinationen* galten als Standardwerke, die jede Studentin, jeder Student der Psychologie, der Psychopathologie und der Philosophie gelesen haben musste. Darüber hinaus hatten sie das Interesse einer breiten Öffentlichkeit geweckt und waren sogar in den verschiedensten Talkshows im Fernsehen erörtert worden. Das geschah jedes Mal ohne ihren Autor, der sich von der Öffentlichkeit konsequent fernhielt, der keine Interviews gab und sich nie an Werbeaktionen für seine Bestseller beteiligte. Bei ihm gab es weder Lesungen noch Signierstunden und er trat auch nicht bei Buchmessen auf. Diese Zurückhaltung verlieh ihm eine Aura des Mysteriösen, die dazu beitrug, dass sich seine Bücher trotz ihres schwierigen Themas außergewöhnlich gut verkauften.

In seinen Vorlesungen und in den wenigen exklusiven Seminaren, die er als außerordentlicher, am Universitätsbetrieb nur sporadisch beteiligter Professor gab, kam ein rhetorisches Talent zur Entfaltung, das sich verflocht mit Scharfsinn, Tiefgründigkeit und einem Charisma ohne Eitelkeit. Er verlor nie die Fassung, wurde nie laut und nur, wenn eine zu banale Frage gestellt wurde, schlich sich ein gewisser Sarkasmus in eine Antwort ein. Sein Redestil selbst war flamboyant und erinnerte an die Diktion des jungen Michel Foucault.

Dieser hervorragende Gelehrte, diese bei den Studenten durch ein eigentümliches Wesen und sein befremdendes Aussehen – er wirkte immer siech, wie ein Mensch auf seinem Totenbett, und daran änderte sich nie etwas – eine gewisse Bangigkeit hervorrufende Berühmtheit hatte für einen kleinen Kreis, einen fast schon privat zu nennenden Zirkel ein Seminar angekündigt. Es trug den Titel „Erfahrungsberichte von Wahnerkrankten“ und sollte nicht an der Universität, sondern in der Ludwig-Binswanger-Klinik stattfinden, in der dem Professor ein eigenes Gebäude für seine Forschung, seine Therapien und kleinere, exklusive

Lehrveranstaltungen zur Verfügung stand. Der Professor wollte sich die Teilnehmer unter allen Bewerbern selbst aussuchen. An der Uni wurde gemunkelt, dass sich mehr als fünfzig beworben hatten. Veronika hatte wenig Hoffnung gehegt, dass er sie, ausgerechnet sie für wert befinden würde, an dem erlesenen Seminar teilzunehmen. Als sie ihren Namen am Schwarzen Brett des Instituts für Psychopathologie unter den fünf Auserkorenen las, konnte sie ihren Augen kaum trauen. Prompt fingen ihre Knie an zu zittern. Aufregung und ein überströmendes Glücksgefühl schnürten ihr die Kehle zu. Sie knetete, sie rang ihre Hände – und das, obwohl ihr klar war, was für einen lächerlichen Anblick sie gerade für die vorübereilenden Studenten bot.

Es verstand sich von selbst, dass sie sich das Gebäude, in dem das Seminar stattfinden würde, schon vorher ansah. Nicht auszudenken, wenn sie sich am Tag des Ereignisses auf dem weitläufigen Klinikgelände verirrt und zu spät kam! Das Hordo-Wilkins zu Gebote stehende Haus war tatsächlich nicht leicht zu finden, da man das gesamte Gelände durchqueren musste, um zu der einstöckigen, im Stil der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts erbauten kleinen Stadtvilla zu gelangen. Sie war in einem aufmunternden Orange neu gestrichen. Die Tür und die Fenster glänzten weiß. Vor den Fenstern befanden sich unauffällige Gitter.

Als sie jetzt vor diesem Haus stand, überkam sie Panik bei dem Gedanken, die Eingangstür könnte heute, an einem Samstag kurz vor 8 Uhr, verschlossen sein. Natürlich verschwand die Panik so schnell, wie sie gekommen war, als sich die Tür problemlos öffnen ließ. Sie mit ihren Befürchtungen, die sich meist als völlig unbegründet herausstellten! Sie mit ihrer Unsicherheit und ihrem geringen Selbstwertgefühl! Sie mit ihrer Angst davor anzuecken, die sich gerade eben daran zeigte, wie sorgfältig sie die Stiefelsohlen an der Matte hinter der Eingangstür abrieb, damit nicht das geringste Klümpchen Matsch oder Schmutz haften blieb und den Boden im Seminarraum verunstalten konnte. Und nicht zu vergessen: Sie mit ihren Selbstvorwürfen!

An der Glastür, zu der einige Stufen hoch führten und hinter der ein nüchterner weißer Flur zum Vorschein kam, hing ein mit dem Computer geschriebener Zettel: „Tagesseminar Prof. Dr. Hordo-Wilkins. Raum 5“. Anders als in allen anderen psychiatrischen Gebäuden der Kliniken, die sie kannte, war die Glastür unverschlossen und sie gelangte in den Flur. An der Tür von Raum 5 hing ein weiterer Zettel: „Tagesseminar: „Erfahrungsberichte von Wahnerkrankten“. Ein tiefer Atemzug, damit die Aufregung nicht übermächtig wurde, und Veronika stand in einem mittelgroßen Zimmer, dessen Wände vollständig mit Regalen aus Mahagoni bedeckt waren, auf denen sich Bücher und Aktenordner an- und übereinander quetschten. Ein leerer Mahagonitisch im englischen Stil nahm die Mitte ein. Um ihn herum hatte man sechs voluminöse braune Ledersessel arrangiert. Über dem Tisch hing ein Leuchter aus golden schimmerndem Messing mit unzähligen Armen, der ein überhelles, fast schon unangenehmes Licht verbreitete. Die grünen Seidenvorhänge waren zugezogen und schlossen den regnerischen Tag aus.

Die drei Personen, die im Raum warteten und ihr „Guten Tag“ erwiderten, kannte sie vom Sehen aus verschiedenen Seminaren und Vorlesungen. Den blonden, sie leise begrüßenden Jüngling in dem einen Sessel hatte sie als intelligent, fleißig und zurückhaltend in Erinnerung. Seine Anwesenheit bereitete ihr Freude, denn er war stets freundlich und hilfsbereit. Der neben ihm sitzende Student mit den streichholzkurzen Haaren, der ihr knapp, aber wohlmeinend zugnickt hatte, tippte nervös auf seinem Smartphone herum und beachtete seine Umgebung nicht weiter. Offenbar fror er, denn er hatte als einziger seine Daunenjacke anbehalten und den Schal nicht abgenommen, obwohl es im Zimmer mollig warm war. Die dritte Anwesende war eine Punkerin, die Veronika zugelächelt hatte und danach erneut in

ihren Unterlagen las. Ihre knallrot gefärbten Haare standen nach allen Seiten ab, in Oberlippe, Augenbrauen und an einem Nasenflügel waren Metallknöpfe angebracht, weitere Metallknöpfe zierten die Ohren und ein kleiner Ring baumelte aus der Nase. Schwarze Stiefel, eine schwarze Hose und ein schwarzer Pullover komplettierten den wilden Look. An der Uni war bekannt, dass die Punkerin zu den Hochbegabten gehörte und außergewöhnlich originelle Hausarbeiten und Präsentationen ablieferte. Es war nicht verwunderlich, dass Hordo-Wilkins sie für sein Tagesseminar ausgewählt hatte.

Nachdem Veronika ihre Winterjacke an den Garderobenständer in einer Ecke gehängt hatte, setzte sie sich neben den blonden Jüngling und zupfte ihren Rock zurecht. War es richtig gewesen, dass sie zu dem heutigen Anlass ihr schwarzes Business-Kostüm angezogen hatte? War sie – eine schreckliche Vorstellung – overdressed? Nein, diese Furcht war unbegründet. Schließlich gab es heute keine Patienten zu begutachten und außerdem verlieh ihr dieses Kostüm einen Hauch von Sicherheit, der für die Begegnung mit dem großen Psychopathologen hilfreich sein könnte.

Die Tür öffnete sich. Automatisch blickten alle Anwesenden zu ihr hin. Das Herz der jungen Frau im Business-Kostüm schlug stärker. Doch es war nicht der Erwartete, sondern der fünfte Teilnehmer: ein schlaksiger Hipster mit wellig geschnittenen braunen Haaren, in Designer-Klamotten, eine übergroße schwarze Nerd-Brille auf der mit Sommersprossen bedeckten Nase. Einen blasierten Ausdruck auf dem Gesicht, hob er die Hand.

- Hi, Leute.

Die Kalbsledertasche warf er neben einen der beiden noch leeren Sessel, pellte sich aus seinem Kaschmirmantel, den er über die Rückenlehne des Sessels drapierte (glaubte er, die anderen würden ihm den Mantel stehlen, wenn er ihn an den Garderobenständer hängte? du Angeber, dachte Veronika, du Angeber), und goss sich, ein Gähnen unterdrückend, in den Sessel hinein. Nachdem er die teure Tasche auf seinem Schoß platziert hatte, schloss er die Augen, als wäre der Anblick dieses Raumes mit den darin befindlichen Menschen zu viel für ihn (du Angeber, dachte Veronika, du Angeber).

Eine Stille senkte sich auf die Anwesenden nieder, die nicht einmal von lautem Atmen unterbrochen wurde. Das Pfeifen des Windes war nur sehr matt, wie durch Watte zu hören. Kein Rascheln, kein Knistern. Veronika linste auf ihre Funkarmbanduhr. Gleich musste es so weit sein. Gleich würde Hordo-Wilkins erscheinen. 15 Sekunden vor 8 Uhr... 10 Sekunden... 5... Dann war es 8 Uhr und die Tür ging auf. Alle strafften in den Sesseln ihren Rücken, auch der Angeber. Prof. Dr. Morten Hordo-Wilkins, der STAR, betrat den Raum. Sofort änderte sich die Atmosphäre auf eine fast physische Weise und es kam Veronika so vor, als würde die Temperatur um ein paar Grad sinken und als würde sich zugleich ein ganz schwacher muffiger Geruch ausbreiten. Zweifellos eine Halluzination. Sie starrte ihn mit offenem Mund an, denn so nah hatte sie ihn noch nie gesehen.

Er war an die 2 Meter groß und von solch asketischer Hagerkeit, dass es fast grotesk wirkte. In seinem markanten, südländisch anmutenden, aber totenbleichen Gesicht stachen die Wangenknochen hervor. Seine Nase war spitz. Die dunklen Augen lagen tief in ihren Höhlen und er wirkte wie ein Sterbender – allerdings versicherten Leute, die ihn seit langem kannten, dass er schon vor zwanzig Jahren so ausgesehen hatte. Seine glatten schwarzen Haare ohne die geringste Beimischung von Grau hatten sich nur wenig gelichtet. Er trug einen weißen Arztkittel, der an ihm schlotterte. Als erstes setzte er eine voluminöse Aktentasche auf dem Mahagonitisch ab.

- Meine Damen und Herren.

Seine Stimme, seine ruhige, Sicherheit und Gelassenheit einflößende Bass-Stimme ließ Veronika, die bei seinem Anblick einen Anflug von Furcht gespürt hatte, auf angenehmste Weise erschauern. Hordo-Wilkins war berühmt für diese Stimme, die eine hypnotische Wirkung ausübte und die Zuhörerschaft quasi in sich einsaugte. Neider behaupteten, dass der Erfolg seiner Vorlesungen zu einem beträchtlichen Teil auf diese Stimme zurückzuführen war.

Er öffnete die schwarze abgeschabte Aktentasche und holte aus einem Fach einige Hefter hervor, um sie auf den Tisch zu legen. Danach setzte er sich in den letzten freien Sessel und stellte die Aktentasche daneben auf dem Boden ab. Seine Augen, glühende Kohlen in tiefen Schächten, schweiften im Kreis umher. Für eine Minute blieb alles still, nur das Klatschen von großen Regentropfen auf die Fensterscheiben war zu hören. Ehe die Stille drückend wurde, fuhr er fort:

- Offenbar scheinen alle, die ich für dieses Seminar ausgewählt habe, anwesend zu sein. Gut. Zunächst möchte ich Ihre Namen mit Ihren Gesichtern verbinden. Also... Wer ist Harold Bothgen?

Der Angeber mit der Nerd-Brille streckte stumm beide Zeigefinger und Daumen vor, eine Geste, die er wohl als besonders originell empfand.

- Erika Neubauer?

- Das bin ich.

Die Punkerin hatte eine Piepsstimme, die in krassem Gegensatz zu ihrem Äußeren stand und sie auf einen Schlag ulkig wirken ließ.

- Raphael Winterfeld?

Ein „Ja“, ein Kopfnicken, ein gewinnendes, geradezu herzerwärmendes Lächeln von Seiten des blonden Studenten.

- Siegmund Leermoss?

- Ist vorhanden.

Der Nervöse hatte sein Smartphone weggesteckt und grinste den Professor an, voller Anerkennung, dass dieser alle Namen aus dem Gedächtnis wiedergab und nicht ablas.

- Veronika van Maaren?

- Hier.

Sie hob die rechte Hand, den Zeigefinger nach oben gestreckt, und schalt sich gleich darauf im Geist selbst. Musste sie sich wie eine brave Schülerin aufführen? Gelang es ihr denn nie, cool zu erscheinen – und nicht peinlich?

Der Professor stützte die Ellbogen auf die Sessellehnen und legte die Fingerspitzen gegeneinander. Sein Blick ging nach unten, hin zu dem Stapel von Heftern, deren milchigweiße Hüllen sich von der dunklen Tischplatte abhoben.

- Wie Ihnen bekannt ist, hat dieses Tagesseminar Erfahrungsberichte von Wahnerkrankten zum Gegenstand. Bei Ihnen allen sind es nur noch ein, zwei Semester bis zum Abschlussexamen und Sie haben bereits Praktika an verschiedenen Kliniken absolviert. Deshalb gehe ich davon aus, dass sie sich mit der Frage des Wahns gründlich auseinandergesetzt haben und häufiger in direkten Kontakt mit Wahnerkrankten gekommen sind. Sie haben theoretisch und in der unmittelbaren Anschauung erfahren, dass Wahn eine private Überzeugung von sich selbst und der eigenen Welt ist, eine lebensbestimmende Wirklichkeit (was immer man unter Wirklichkeit verstehen mag), eine Struktur und ein Wissen, das keinen Zweifel zulässt, eine isolierte und isolierende Überzeugung, die von dem Betroffenen, dem kranken Menschen zu einem ineinandergreifenden System ausgebaut wird... Nun, Sie kennen alle diese Definitionen von Wahn, die ich gerade resümiert und verknüpft habe. Aber vielleicht hat einer von Ihnen dem etwas hinzuzufügen?

Harold Bothgen, der Angeber, hatte.

- Wahn hat apriorische Evidenz und ist resistent gegen logische Gegenargumente. Diese Resistenz ist eines der wichtigsten Merkmale einer schweren psychischen Erkrankung. Die Halluzinationen von Schizophrenen sind fast immer mit Wahnbildung verknüpft. Man unterscheidet hypochondrischen Wahn, Eigengeruchswahn,...

- Danke, danke. Alles dies ist korrekt. Sie haben sich gut auf das heutige Seminar vorbereitet. Jetzt lassen sie mich fortfahren. Lassen sie mich auf einen in dem gegebenen Zusammenhang außerordentlich bedeutsamen Punkt hinweisen, nämlich auf die Tatsache, dass jeder Wahnkranke der Gemeinschaft entrückt ist.

Er hielt inne und es schien, als wolle er in ein längeres Schweigen versinken - nur gab ihm der Angeber nicht die Gelegenheit dazu, denn er platzte mit der rhetorischen Frage heraus:

- Aber lebt nicht jeder Mensch in seiner eigenen Welt?

Veronika runzelte die Stirn und warf Harold Bothgen einen bösen Blick zu. Die Art, wie er sich in den Vordergrund spielte, war unerträglich. Das fand offenbar auch die Punkerin, denn sie stierte den Sprücheklopfer an, als wolle sie ihn aufspießen. Der Professor stieß ein grelles Lachen hervor, bei dem er die Lippen ganz von seinen Zähnen zurückzog und ein erstaunlich farbloses, fast weißes Zahnfleisch entblöbte.

- HAHHAHAHA. Auf einer oberflächlichen Ebene stimmt das natürlich. HAHHAHAHA. Man muss jedoch bedenken, dass es bei Menschen gleicher kultureller Sozietät einen gar nicht mal so kleinen Überschneidungsbereich der Weltkonzeptionen gibt. Anders bei dem Wahnerkrankten. Abgesehen von den relativ seltenen Fällen symbiontischer Psychosen ist er jeder Gemeinschaft entrückt. Niemand teilt seine Erfahrungen und seine Deutung dieser Erfahrungen. Er ist allein, buchstäblich allein. Mutterseelenallein.

Es schien, als wolle er erneut in tiefes Schweigen versinken, da machte sich Raphael mit sanfter, leiser Stimme bemerkbar:

- Ein tragisches Schicksal.

Der Professor fuhr hoch wie aus tiefem Schlaf und nickte.

- Tragisch ist das richtige Wort. Einerseits wird der Kranke durch seinen Wahn völlig isoliert, andererseits fördert diese Isolation bei ihm den Wahn. Ein Teufelskreis. Im übrigen ist er sich seiner Einsamkeit und des Mangels an positiver Verstärkung von außen schmerzlich bewusst und fragt sich, was er dagegen unternehmen kann. Er möchte sich mitteilen, er möchte die Menschen aufklären, sie warnen, ihnen seine Erkenntnisse darlegen und sie zu Mitstreitern machen. Unmöglich. Seine Rufe verhallen zwischen Steinen und Sand. Dennoch bringen ihm diese Bemühungen manchmal eine gewisse Erleichterung, dann nämlich, wenn er eine ausreichende sprachliche Kompetenz besitzt und sich entschließt, ein Tagebuch oder etwas Ähnliches zu führen, seltener eine Blog im Internet, denn bei einem solchen Blog besteht die Gefahr, dass er zu viele negative Kommentare, zu viel Häme und dumme Bemerkungen auf sich zieht.

Hordo-Wilkins stockte, gab sich einen Ruck, beugte sich vor und legte die riesige, knochige Hand auf den Hefterstapel. Die Augen der Anwesenden folgten der Bewegung.

- Es gibt intelligente Wahnkranke mit einem ungewöhnlich großen Vermögen zur schriftlichen Artikulation. Sie beschreiben detailliert ihre verstörenden Erfahrungen in Tagebüchern, Heftern, Briefen, Blogs. So wollen sie sich Erleichterung verschaffen und die Erfahrung für sich klären und ordnen - was, wie bereits erwähnt, zur Verstärkung des Wahns beiträgt. Gleichwohl spielt bei ihnen fast immer der Gedanke mit, am Ende ihren Bericht zu veröffentlichen, um die Mitmenschen zu informieren, zum Handeln zu zwingen und auf diese Weise ihre eigene Einsamkeit aufzulösen. Ich habe für sie fünf solcher Berichte herausgesucht, in denen jeweils ein bestimmtes Wahnsystem entwickelt wird. Sie werden feststellen, dass sich alle fünf aus psychopathologischer Sicht ähneln. Bitte beachten Sie: Die Berichte entstanden über einen Zeitraum von zwanzig Jahren. Die fünf Autoren waren nicht

verwandt. Sie kannten sich nicht. Sie lebten in Hamburg, Neustadt/Holstein, München, Passau und Berlin. Sie standen nie - niemals! - miteinander in Kontakt und die von ihnen geschilderten Erlebnisse fanden auch zu unterschiedlichen Jahreszeiten statt. Dessen ungeachtet entwickeln sich ihre Halluzinationen ähnlich, und das trifft auch auf ihre Wahnsysteme zu, in die sie die Halluzinationen integriert haben. Alle fünf Berichte sind charakteristisch für die Krankheit, mit der wir es hier zu tun haben

Der Professor hatte es geschafft, dass ihm die Anwesenden gespannt und höchst aufmerksam folgten. Er verstummte und starrte jedem Einzelnen nacheinander ins Gesicht. Als sich die beiden schwarzen, aus der Tiefe dringenden Augen auf Veronika richteten, konnte sie dem Röntgenblick nicht standhalten und musste ihre Lider senken und die Hände zusammenpressen. Ein Gefühl äußerster Fremdheit überkam sie, in ihrem Inneren sträubte sich alles und ihr war kalt. Sie schalt sich im Geist eine Hysterikerin und hob den Kopf. Da hatte sich der Professor bereits abgewandt und schaute in eine Ecke der Zimmerdecke, als gäbe es dort etwas Besonderes zu entdecken - etwas, das nur er sehen konnte.

Er räusperte sich und fuhr in der gleichen langsamen, methodischen Weise fort:  
 - Sie bekommen jetzt von mir den ersten Bericht. Lesen Sie ihn gründlich durch. Es ist genügend Zeit dafür vorhanden. Sie können auch im Text Unterstreichungen vornehmen, Anmerkungen an den Rand schreiben und sich Notizen machen. All das ist aber nicht obligatorisch. Wenn Sie dabei essen oder kurz auf die Toilette gehen möchten, steht es Ihnen frei. Sie haben eine ganze Stunde zur Verfügung. In der Stunde werde ich mich in mein Labor im Keller dieses Hauses begeben und mich dort meinen Forschungen widmen. Danach kehre ich zurück und wir werden gemeinsam den ersten Bericht durchsprechen. Sowie ich erkenne, dass eine oder einer von Ihnen den Kern des Berichts, den Dreh- und Angelpunkt - sozusagen das Herz der Finsternis - erfasst hat, werde ich diese Person mit in mein Labor im Keller nehmen und ihr dort etwas... Faszinierendes zeigen. Die anderen bekommen den zweiten Bericht zum Durchlesen. Wir werden ihn eine Stunde später besprechen. Wenn eine weitere Person das Maßgebliche verstanden hat, nehme ich sie mit in das Labor. Der Rest muss sich mit dem dritten Bericht befassen - und so weiter, bis die letzte Person in der Diskussion, nein, im Zwiegespräch zur Quintessenz vorgedrungen ist und ich sie ebenfalls in mein Labor bringen kann.

Er lächelte und zog dabei wieder die Lippen so weit zurück, dass das farblose Zahnfleisch, in dem gelbliche, teilweise schief stehende Zähne steckten, entblößt wurde. Veronika erschauerte nicht bloß wegen des Anblicks. Ihr war gerade aufgegangen, dass dieses Tagesseminar im Grunde ein Examen war. In ihrem Magen grummelte es prompt, denn sie ängstigte sich vor Prüfungen und hatte schon in ihrer Schulzeit bei jedem kleinen Test die Befürchtung gehegt, nicht genügend vorbereitet und überhaupt nicht intelligent genug zu sein, um Erfolg zu haben. Hätte sie vorher gewusst, dass das Tagesseminar mit einem Examen einhergehen sollte, hätte sie sich dafür nicht beworben. Nun war es zu spät, nun musste sie die Begutachtung über sich ergehen lassen, in der Hoffnung, nicht als Letzte Zugang zum Labor zu erhalten. Vielleicht würden ihr auch für das Abschlussexamen Sonderpunkte gutgeschrieben, wenn es gelang, als Erste oder Zweite hinter den springenden Punkt der Berichte zu kommen.

Hordo-Wilkins gab die fünf Hefter zum Verteilen Siegmund Lermoos, der ihm am nächsten saß, ergriff seine Aktentasche und stand auf.

- Um 9 Uhr 30 komme ich wieder.

Er verließ den Raum, noch während Siegmund die Hefter allen aushändigte. Veronika blätterte ihren kurz durch und stellte fest, dass er eine beträchtliche Seitenzahl umfasste. Prompt begann sie zu lesen.

### **Bericht von Frau V.**

Donnerstag, 13. Februar: Bis ich müde und hungrig vom Spätdienst in der Bibliothek heimkehrte, deutete nichts darauf hin, dass dies ein ungewöhnlicher, ein geradezu absonderlicher Tag sein würde. Wie befürchtet, hatten am Nachmittag ein paar Kinder, die in ihren Winterferien nichts mit sich anzufangen wussten, zwischen den Regalen kreischend Fangen gespielt und mussten in regelmäßigen Abständen zur Ruhe ermahnt werden. Bedauerlicherweise ist es in diesem verqueren Land nicht gestattet, ihnen ohne Umschweife eins hinter die Löffel zu geben, ansonsten wäre der Spuk schnell vorbei gewesen. Es war auch nichts Neues, dass etwa alle dreißig Minuten Leute ab einem gewissen Alter bei mir am Informationstisch auftauchten, die mit dem Ausleihsystem per Computer nicht klar kamen und Erklärungen benötigten. Natürlich hatten sie beim nächsten Besuch der Bibliothek meine Erklärungen vergessen und mussten abermals betreut werden.

Die Kolleginnen und Kollegen verhielten sich nicht anders als sonst. Gisela musste mir ausführlich von den Streitereien mit ihrem Mann erzählen, obwohl ich ihr gestern zum wiederholten Male klar gemacht hatte, dass mich derlei Familiengeschichten nicht im Geringsten interessieren. Unser Küken, die kleine Birgit, erwies sich als gewandt und eifrig darauf bedacht, die ihr zugewiesenen Aufgaben zu erfüllen – so lange ich ihr nicht den Rücken zuehrte. Herr Meyer klagte beständig über seine verschiedenen Zipperlein und zählte die Monate, bis er in Rente gehen kann (noch dreizehn). Sicher wird er bald damit anfangen, die Wochen bis zur Rente zu zählen, aber zumindest erledigt er seine Arbeit tadellos. Und unser dauergrinsender Chef, der Jungspund, hat wie jede Woche ein tolles Projekt entwickelt, das er sofort, am besten schon heute umgesetzt haben möchte. Auf meine berechtigten Einwände hin schaute er mich bloß mitleidig an und meinte: „Ach, Frau Voigt, ich weiß, in Ihrem Alter fällt es schwer, sich auf Ungewohntes einzustellen, aber bemühen Sie sich doch wenigstens darum, etwas aufgeschlossener zu sein.“ Dieser selbstgefällige Mistkerl! In meinem Alter – dabei bin ich erst 52. Wollen wir hoffen, dass er bald die Karriereleiter hochfällt und unsere Bibliothek verlässt.

Der Tag verlief also in gewohnten Bahnen – kein Unglück und kein Lichtblick, auch nicht beim Wetter, das, wie schon in der gesamten letzten Woche, aufs Gemüt drückt. Die tief hängenden Wolken ließen nicht einen Sonnenstrahl hindurch, bräunlicher Schneematsch über eisverkrusteten Stellen machte Laufen und Fahren zu einem Abenteuer und die Straßenbäume waren schwarze Gerippe, die nicht so aussahen, als könnten sie jemals wieder Knospen ansetzen. Die Menschen trotteten lustlos durch die Stadt, unfreundlich wie das Wetter. Doch trotz all der Widrigkeiten: Nichts deutete auf die unangenehmen Vorfälle hin, die mich zu Hause erwarteten.

In Gedanken mit dem gestern zubereiteten Linseneintopf beschäftigt, der bloß aufgewärmt werden musste, erfüllt von einer gewissen Vorfreude auf das schmackhafte Essen, schloss ich die Wohnungstür auf, schaltete die Flurbeleuchtung ein – und hielt verblüfft inne. Im Flur, mitten auf dem grünen Teppichboden lag eines meiner Lieblingsbücher, ein Band mit Gedichten von Gérard de Nerval. Der Anblick, wie das Buch dort aufgeklappt, mit dem Einband nach oben lag, schmerzte mich zutiefst. Ein geliebtes Buch so zu malträtieren ist schlechterdings ein Frevel, der mir nie in den Sinn gekommen wäre. Wie ist das Buch in die

Diele gelangt? Seit mehr als zwei Monaten hatte es sein Regal im Wohnzimmer nicht verlassen, da war ich mir ganz sicher. War in meiner Abwesenheit ein Einbrecher, der zugleich ein Spaßvogel war, in der Wohnung gewesen? Alarmiert, überrollt von Befürchtungen, die unvermittelt ihre Heimstatt, die Tiefe des Unterbewusstseins, verlassen hatten und ins Bewusstsein katapultiert worden waren, schaffte ich es kaum, aus den Stiefeln und dem Mantel zu schlüpfen, das Buch hochzunehmen und zuzuklappen – und dachte nicht daran, nachzusehen, auf welcher Seite, bei welchem Gedicht es geöffnet worden war. Das habe ich später bereut.

Im Wohnzimmer erwartete mich die nächste unliebsame Überraschung. Alle sechs Stühle, die um den Esstisch gestanden hatten, waren umgedreht und auf den Tisch geschoben worden. Beide Sessel rechts und links vom Sofa lagen umgekippt auf der Seite. „Einbrecher“! schoss es mir erneut durch den Kopf, aber sogleich meldeten sich Zweifel an. Einbrecher hätten ein viel größeres Chaos hinterlassen, und außerdem: Warum sollten sie die Stühle so ordentlich auf den Esstisch schieben? Hatten sie erwartet, dass ich unter die Sitzflächen Briefumschläge mit Geld geklebt hatte? Das kam mir äußerst unwahrscheinlich vor. Oder hatten etwa meine lieben Kollegen aus der Bibliothek heimlich meinen Wohnungsschlüssel aus meiner Tasche genommen, einen Wachsabdruck angefertigt und nach diesem Abdruck einen Nachschlüssel herstellen lassen, bloß um mir ein paar dumme Streiche zu spielen? Das war niemandem zuzutrauen, das war hirnrissig, noch viel unwahrscheinlicher als die erste Vermutung. Sie waren doch nicht verrückt! Oder war ich vielleicht verrückt geworden?

In der Küche und im Schlafzimmer war zum Glück alles beim Alten. Trotzdem wurden die nächsten zwei Stunden von mir dafür verwendet, alle Regale, Fächer und Schubladen in der Wohnung zu inspizieren, um herauszufinden, ob etwas fehlte oder umgeräumt worden war. Am Ende gab es nichts, überhaupt nichts Außergewöhnliches. Die Kassette mit den Versicherungspolizen und etwas Bargeld stand hinten im Schrank, verborgen unter Handtüchern, und an ihrem Inhalt hatte sich nichts geändert. Der von Mama geerbte Schmuck – keineswegs besonders kostbar, aber eine wertvolle Erinnerung – befand sich verschlossen in der Schatulle an der üblichen Stelle. Die Aktenordner mit den Dokumenten waren in der gleichen Abfolge wie immer im Regal aufgereiht. Kein weiteres Buch außer dem Gedichtband hatte seinen Platz verlassen und die übrigen Möbel standen friedlich an ihrem angestammten Ort. Es gab keine zusätzlichen Hinweise auf Einbrecher oder zu Streichen aufgelegte Kollegen und Kolleginnen. Nur das eine Buch, die Stühle und die beiden Sessel waren bewegt worden. Wer hatte das getan? Wer? Ich wusste, dass ich es nicht selbst gemacht hatte... Oder vielleicht doch? Vielleicht in einem Anfall von Geistesverwirrung? Unmöglich, mein Bewusstsein ist klar, mein Denken funktioniert tadellos, so ist es immer gewesen und so wird es immer sein. Oder irre ich mich? Ist ein Teil meiner Erinnerung unwiederbringlich verschwunden, hat bei mir Alzheimer begonnen? Es wäre nicht ganz ungewöhnlich, die schreckliche Krankheit kann bei Fünfzigjährigen ausbrechen... Nein, das ist ausgeschlossen, das kann, das darf nicht sein!

Der Hunger meldete sich, der Magen war leer und knurrte. Die Erschöpfung setzte ebenfalls ein. Seufzend und gähnend wankte ich in die Küche, holte den Topf mit den Linsen aus dem Kühlschrank und setzte ihn auf den Herd. Dann sank ich auf den Stuhl, um kurz auszuruhen, bis das Essen warm war. Wie angenehm es doch in der Küche ist, viel angenehmer als irgendwo sonst in der Wohnung! Der Kühlschrank summt leise, die blaue Hängelampe verbreitet einen warmen Schein, die hellbraunen Einbaumöbel und die mit Gänsen verzierte Gardine wirken anheimelnd, und das Wissen, dass es hier überall Nahrhaftes gibt, ist überaus tröstlich.

Beinahe wäre ich eingeschlafen, konnte mich gerade rechtzeitig hochrappeln, um den Linseneintopf umzurühren und zu schauen, wie warm er schon war. Ich nahm den Topfdeckel ab und erstarrte. Zwischen den Linsen und Kartoffelstücken, den Mohrrübenstiften und Kräutern schwammen Dutzende weißer augenloser Maden, jede etwa zwei Zentimeter lang und einen halben Zentimeter dick. Sie waren äußerst lebendig, sie wanden sich, sie hoben ihre Enden und es schien ihnen in der brodelnden Hitze zu behagen. Ich schrie auf, ließ den Deckel auf den Topf fallen, taumelte zurück – und hörte eine bedächtige, dunkle, etwas näselnde Männerstimme an meinem rechten Ohr: „Die Maden sind mein, und du bist ebenfalls mein.“

Wie der Blitz fuhr ich herum – und musste feststellen, dass niemand außer mir in der Küche war. Mit klopfendem Herzen rannte ich durch die gesamte Wohnung, öffnete sogar die Wohnungstür und spähte in den Hausflur. Nirgends zeigte sich eine fremde Gestalt. Zurück in der Küche hob meine zitternde Hand erneut den Deckel. Nicht eine Made schwamm in dem blubbernden Eintopf. Trotzdem überkam mich ein überwältigender Ekel, der Hunger war wie weggeblasen und es blieb nichts anderes übrig, als den Topfinhalt in die Toilette zu kippen. Die Maden waren ein Trugbild gewesen, die Stimme hatte ich mir eingebildet. Die Übermüdung und die Erschöpfung, die ganze Aufregung am Abend, das waren die Gründe für die Capricen meines Geistes... Oder ist der Irrsinn bei mir ausgebrochen? Hat eine frühzeitige Demenz eingesetzt?... Sehen wir der Wahrheit ins Auge: Beide Möglichkeiten erscheinen nicht ganz ausgeschlossen.

Das Tagebuchschieben war die Rettung aus der Verwirrung. Unklare Befürchtungen und wahnwitzige Schrecken wurden auf Papier gebannt und konnten keinen Schaden mehr anrichten. Danach überwältigte mich die Müdigkeit. Das Einschlafen im Bett war eine Angelegenheit von Sekunden, allerdings dauerte der Schlaf nicht lange. Mit einem Ruck war ich – wie es mir schon öfters passiert war – hellwach. Der Blick auf den Wecker zeigte: 23.00. Seufzend ließ ich mich in die Kissen zurücksinken. Wie es die Erfahrung lehrt, ließ sich nichts anderes tun als zu warten, bis der Geist von selbst zur Ruhe kam. Stundenlang zu warten. Schlafmittel sind aus meiner Wohnung verbannt. Sie sind keine Lösung; sie können süchtig machen. Heute allerdings wären sie mir willkommen gewesen, um dem Schrecken des Abends seinen Stachel zu nehmen. Sie ließen sich nicht herbeizaubern und so starrte ich trübe vor mich hin. Dann schweiften meine Augen durch den dunklen Raum. Die neuen Gardinen lassen weniger Licht als die alten durch. Anders als Rollos tauchen sie das Zimmer aber nicht in ein so vollständiges Schwarz, dass man meint, ersticken zu müssen. Die Umrisse des großen Schrankes, des Hockers und der Kommode zeichneten sich in der anthrazitfarbenen Düsternis undeutlich ab. Alles war still, bis auf meine gelegentlichen lauten Seufzer und deren Widerhall. Widerhall? Mir war im Schlafzimmer noch nie ein Echo aufgefallen. Möglicherweise war dieser Widerhall ebenfalls eine Sinnestäuschung, mit der mich mein überreizter und zugleich übermüdeten Geist narrete. Oder ist das der Anfang von Alzheimer oder gar ein Ausbruch von Irrsinn? Was für eine Qual!

Auf einmal schien es mir, als stände eine dunkle Gestalt in der Lücke zwischen Kommode und Schrank. Sie sah männlich aus, war schlank, fast hager, und sie wirkte überlebensgroß durch den Zylinder, den sie auf dem Kopf trug. Mehr war nicht zu erkennen. Unbeweglich stand sie da und es schien, als blickte sie mich an. Hatte ich ein am Schrank hängendes Kleidungsstück mit einer menschlichen Gestalt verwechselt? Meine zitternde Hand ertastete den Schalter der Nachttischlampe, ein freundlicher Schimmer durchbrach die Dunkelheit, schuf ein Gaukelspiel aus Licht und tiefen Schatten. Verschwommen und dennoch unmissverständlich offenbarte es sich, dass die Lücke zwischen Kommode und Schrank leer war und dass am Schrank nichts hing, was irrtümlich für eine menschliche Gestalt gehalten

werden konnte. Da war nichts, überhaupt nichts! Also wurde die Nachttischlampe wieder gelöscht, mein Kopf sank auf das Kissen, automatisch richtete sich der Blick auf die seltsame Lücke – und erneut kam es mir vor, als stände dort eine hohe, hagere Gestalt mit Zylinder, nun aber nicht unbeweglich, sondern leicht hin und zurück schwankend! Und ging nicht obendrein ein schwaches, unverständliches Gemurmel von der Gestalt aus?

In Panik sprang ich aus dem Bett, gab mich nicht noch einmal mit dem spärlichen, trügerischen Schein der Nachttischlampe zufrieden, sondern knipste die große Deckenleuchte an. Der gesamte Raum bis in den letzten Winkel wurde von Licht überflutet, aber an dem Ergebnis änderte sich nichts: Die Lücke war leer, kein Mann mit Zylinder, der vor sich hinmurmelte, war zu entdecken. Im Zimmer befand sich kein anderes Lebewesen außer einer etwas übergewichtigen, schwer atmenden und schwitzenden Frau in den Wechseljahren, die am ganzen Körper zitterte und sich barfuß, mit zögernden Schritten der Stelle näherte, an der die Erscheinung oder Halluzination aufgetaucht war. Rechts thronte ein weiß lackierter Schrank, links stand eine Kommode gleicher Bauart und Farbe. Die Stelle zwischen den beiden Möbelstücken war frei, vakant, leer. Zwei, drei zaudernde Schritte und ich stand direkt vor dem Zwischenraum, blickte in ihn hinein, in die Luft hinein – und meinte auf einmal, an dieser Stelle ein schwaches violette Leuchten wahrzunehmen. So schwach war es, dass es auch ein Nachbild sein konnte oder ein Trugbild, das Produkt meines überreizten Hirns. Außerdem erschnupperte meine Nase an dieser Stelle einen unangenehmen Geruch, einen modrigen Geruch, von dem ich mir vormachte, er wäre vermischt mit der Süße der Verwesung – zweifellos ebenfalls eine Halluzination, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun hatte. Dennoch. So musste es in Katakomben tief unter der Erde riechen, an deren Wänden sich Totenschädel und Gebeine stapelten, oder in einer lange vergessenen Grabkammer, deren schwere Steintür nach Jahrhunderten mühevoll aufgeschoben wurde. Eine Halluzination, gewiss, aber dennoch zog sie mich mehr und mehr in den Bann und sorgte für allerlei unangenehme Gedanken.

Es gab kein Halten mehr. Ich raffte mein Bettzeug zusammen und stolperte damit ins Wohnzimmer, um auf der Schlafcouch Quartier zu beziehen. Keine weiteren Halluzinationen bitte, nichts sehen und hören! Die Augen durften nicht auch noch das Wohnzimmer nach Spukgestalten absuchen, die bei Licht spurlos verschwinden, die vor sich hin murmeln, einen violetten Schein verbreiten und einen Verwesungs- und Modergeruch ausströmen. Aber vor dem Hinlegen und Löschen des Lichts will ich mich noch einmal an mein Tagebuch setzen und die letzten katastrophalen Ereignisse schildern, um einen Abstand zu gewinnen, der mich freier atmen lässt, um meinem überreizten Gehirn Kühlung zu verschaffen (bitte nicht Alzheimer, bitte keine Psychose, vielleicht hängen diese Trugbilder mit den Wechseljahren zusammen, das wäre eine in gewisser Weise tröstliche Erklärung, aber bitte nicht Alzheimer, bitte keinen Ausbruch von Irrsinn), und danach will ich mich auf der Schlafcouch in mein Kissen vergraben, die Decke über den Kopf ziehen, die Augen fest zusammenkneifen und hoffen, dass der Schlaf alsbald den Schrecken dieses Abends und dieser Nacht ein Ende bereitet.

Freitag, 14. Februar: Nein, die Schrecken von Donnerstag Abend und Donnerstag Nacht haben sich nicht aufgelöst, und nein, der Freitag wurde nicht besser, ganz im Gegenteil, er wuchs sich zu einem Verhängnis ungeahnten Ausmaßes aus. Habe ich Alzheimer? Aber ich vergesse doch nichts und finde mich in meiner Umgebung wie eh und je zurecht. Verliere ich den Verstand? Das scheint die einzig mögliche Erklärung für all die merkwürdigen, zunehmend tragischeren Phänomene, die um mich herum auftreten – doch in mir sträubt sich alles gegen diese Interpretation. Mein Denken ist klar und geordnet, mein Verstand ist wach

und scharf, meine Sinnesorgane funktionieren einwandfrei. Eine andere Erklärung ist sehr viel wahrscheinlicher, überzeugender, obwohl sie für spinnerte alte Esoterikanten zu sein scheint. Warum sollte es nicht mächtige, nur im Dunkeln sichtbare Wesenheiten geben, die mich zu ihrem Spielball ausersehen haben? Oder besser: die mich gezielt ausgesucht haben, weil ich mich für ihre Zwecke am meisten eigne? Das widerspricht dem gesunden Menschenverstand, das hört sich märchenhaft an, nach einem schlechten Horrorroman, aber ist es wirklich unmöglich? Ich bin immer mehr davon überzeugt, dass diese Erklärung zutrifft, egal, wie verrückt sie sich anhört.

Der Reihe nach. Auf dem Sofa im Wohnzimmer überwältigte mich fast augenblicklich der Schlaf, und dieser Schlaf war traumlos, tief und ungestört. Trotzdem fühlte ich mich am Morgen übermüdet, schwach, dumpf – so, als wäre eine Erkältung im Anzug. Das Frühstück wollte nicht so recht schmecken und nur die mahnende Vernunft konnte mich dazu zwingen, die üblichen zwei Scheiben Toastbrot hinunterzuwürgen. Der Weg in die Bibliothek verlief ohne Zwischenfälle, allerdings hielt das Krankheitsgefühl an.

An meinem Schreibtisch angekommen, dachte ich mit Erleichterung daran, dass heute Freitag und damit ein erholsames Wochenende in greifbare Nähe gerückt war, seufzte kurz auf und schaltete meinen Computer ein. Nach der Eingabe des Passwortes würde sich in wenigen Augenblicken der Monitor mit den vertrauten Icons bevölkern. Doch zu meiner Verblüffung erschienen statt dessen auf dem Schirm große blutrote Buchstaben in gothischer Schrift, die sich unheilvoll von einem dunklen Hintergrund abhoben und mir verkündeten: DER GESTALTLOSE HAT DICH AUSERWÄHLT. Unter dem Satz blitzte ein klitzekleiner Totenkopf.

Nach dem ersten Schreck drehte ich mich rasch um. Wer hatte mir diesen Streich gespielt? Wer von meinen Kollegen wollte mir Angst einjagen oder sich über mich lustig machen? Wer stand unauffällig in einer Ecke und belauerte meine Reaktionen? Aber da gab es niemanden, der mich beobachtete. Gisela schichtete Bücher auf einem Rolltisch auf, um sie zu den verschiedenen Regalen zu bringen. Die kleine Birgit beäugte ihr Smartphone und gähnte herzhaft. Herr Meyer steuerte gerade auf den Informationstisch zu, an dem er heute wie jeden Freitag Dienst tat. Seine Gesichtsfarbe war auffallend grau und beim Gehen schwankte er etwas, aber das war schon alles, was es an Besonderheiten gab.

Ratlos wandte ich mich zurück zu meinem Computer – und auf dem Monitor war nichts zu sehen außer den üblichen Icons auf der üblichen Benutzeroberfläche. Vielleicht hätte jemand, der sich gut mit Computern auskannte, feststellen können, woher der ominöse Satz gekommen und wohin er verschwunden war. Mir gingen die dazu notwendigen technischen Fähigkeiten ab. Außerdem besaß meines Wissens nach keiner der Kollegen einschließlich des Chefs das notwendige Computerwissen, um den blutroten Satz auf meinen Bildschirm zu plazieren. Oder konnte es ein Hacker gewesen sein? Andererseits hatte ich mir den Satz nicht eingebildet, unmöglich, dazu war alles zu klar und deutlich in mein Gedächtnis eingeätzt. Überhaupt, was sollte das heißen: „Der Gestaltlose hat dich auserwählt“?. Auserwählt, um einen Tag in der Bibliothek zu verbringen, der noch deprimierender verlaufen würde als all die anderen Tage an meinem Arbeitsplatz? Auserwählt, um von überirdischen Kräften eine unendlich wichtige Botschaft zu erhalten, die der Welt kundgetan werden sollte? Auserwählt, um wenigstens einen Teil der Menschheit zu retten und in eine glücklichere Zukunft zu führen? Auserwählt, um von einer unbekanntem dämonischen Macht zu einer grauenhaften Tat getrieben zu werden? Nein, das war alles Unsinn! Während ich noch über den Sinn der Botschaft auf dem Monitor nachgrübelte, hörte ich an meinem linken Ohr eine tiefe und

zugleich tonlose Mänerstimme, die mit leichtem Näseln zu mir sprach: „Auserwählt, um dem Tod zu helfen.“

Ich zuckte zusammen, fuhr hektisch herum, suchte mit den Augen die linke, die rechte Seite ab – der Besitzer der Stimme blieb unsichtbar. War es der gleiche wie gestern? Das ließ sich nicht entscheiden. Alles in der Umgebung war vertraut, nichts verstieß gegen die Normalität eines trüben Februartages. Wässriger Schnee glitt die hohen Bibliotheksfenster herab und hinterließ auf dem Glas breite Schlieren. Vor den Fenstern hasteten eingemummelte Menschen mit Regenschirmen vorbei und bemühten sich, den vereisten Stellen und zusammengeschmolzenen Haufen schmutzigen Schnees auf dem Gehweg auszuweichen. Hier und da blitzten ihre Gesichter unter den Schirmen auf, und es waren durchweg fahle, angestrenzte Gesichter. Die Linden am Straßenrand streckten ihre schwarzen Äste vor, als wollten sie Lebensmüde auffordern, einen Strick um diese zu schlingen und endlich Ruhe zu finden. Es herrschte ein Morgenverkehr, der nicht mehr allzu dicht war, so dass die Autos zügig fahren konnten. Und die meisten fuhren zu zügig für diese Witterungsverhältnisse.

In der Bibliothek ging es nicht eilig wie draußen, aber trotzdem nicht allzu geruhsam zu. Gisela stand neben dem Rolltisch mit den aufgeschichteten Büchern und nickte zu den Worten unseres jungen Chefs, der keine Zeit gehabt hatte, den Mantel auszuziehen, so drängte es ihn, ihr von seinen neuesten Ideen zu berichten. Birgit hatte ihr Smartphone eingesteckt und huschte soeben mit dem großen Schlüsselbund zum Eingang, um die ersten Besucher einzulassen. Herr Meyer saß am Informationstisch und starrte ins Leere. Sein Gesicht war jetzt weiß und nicht mehr grau.

Mechanisch schaltete ich das Telefon frei, während sich meine Gedanken überschlugen. Hier gab es niemanden, der meinen Computer manipulieren und mir heimlich etwas zuflüstern konnte. Hatte ich optische und akustische Halluzinationen? Waren solche Halluzinationen typisch für Alzheimer? Oder hatte man mich wirklich auserwählt, um dem Tod zu helfen? Aber wie sollte ich ihm helfen? Sollte ich etwa Menschen töten? Das konnte, das durfte nicht sein! Dazu war ich nicht fähig, war nie besonders aggressiv gewesen. Meine Zunge konnte zwar mörderisch spitz sein, aber die Hand heben, um jemanden zu erstechen? Unvorstellbar. Aus den Augenwinkeln nahm ich wahr, dass gerade der Hausmeister, der für mehrere Bibliotheken zuständig ist, zur Tür hereinspaziert kam. Energisch wandte ich mich dem Tagesgeschäft zu.

In den nächsten Stunden nahm mich die übliche Arbeit – das Beantworten von Anrufen, das Planen von Vorlese-Veranstaltungen für Kinder, das Katalogisieren usw. – gefangen und es blieb keine Zeit, um über die merkwürdigen Begebenheiten, die sich seit gestern Abend gehäuft hatten, nachzugrübeln. Dazwischen gab es ab und an kurze Gespräche mit Gisela, Birgit und der Kundschaft, und die Gespräche ließen erkennen, dass an mir nichts Auffälliges war. Alle verhielten sich normal, niemand warf mir merkwürdige Blicke zu. Der Jungspund saß in seinem Büro, telefonierte und ließ sich nicht blicken – auch das war normal. Mein Selbstvertrauen kehrte zurück und mit ihm die Illusion, ab jetzt würde alles in den gewohnten Bahnen verlaufen.

In dieser Woche war für mich um 12.00 Mittagspause – Zeit, in den Aufenthaltsraum zu gehen, die Kaffeemaschine einzuschalten und die mitgebrachten Brote auszupacken. Der misstrauische Blick in die Brotbox war unangebracht, denn keine Maden wanden sich zwischen Salamischeiben und Salatblättern, und auch der Apfel sah tadellos aus. Aber mir war keine Ruhe vergönnt. Fünf Minuten später stürzte Birgit in den Raum:

– Kommen Sie schnell, Frau Voigt, Herr Meyer ist am Informationstisch zusammengebrochen!

Ich warf das angebissene Brot in die Box zurück und rannte hinter ihr her. Herr Meyer lag vor dem Tisch. Ein paar ältere Besucher standen aufgeregt schwatzend um ihn herum. Keiner von ihnen machte Anstalten, Erste Hilfe zu leisten. Drei Kinder befanden sich ebenfalls in dem Kreis, gafften mit weit aufgerissenen Augen und kicherten verhalten. Als Erstes wurden sie von mir aussortiert und weggeschickt. Als nächstes kniete ich mich neben dem Ohnmächtigen nieder, dessen Gesicht totenbleich geworden war – nur seine unentwegt zitternden Lippen waren blau. Anweisungen kamen wie von selbst aus meinem Mund:

– Birgit, nimm dein Handy und rufe einen Krankenwagen. Gisela, geh ins Büro zum Chef und hole ihn. Er ist bestimmt noch nicht zur Mittagspause gegangen.

Der Erste-Hilfe-Auffrischkurs war erst ein halbes Jahr her, also wurde ich nicht unsicher, sondern brachte gleich und ganz automatisch Herrn Meyer in die stabile Seitenlage und überlegte, ob künstliche Beatmung oder Herzmassage das Mittel der Wahl war (einen Defibrillator gibt es nicht in der Bibliothek). Da eilte schon der Jungspund, aufgeregt und ohne Jackett, herbei.

Er kniete sich zu dem Ohnmächtigen.

– Na, na, Herr Meyer, was machen Sie denn für Sachen?

Hilflos betrachtete er den Liegenden, der kaum noch atmete, und schien absurderweise auf eine Antwort von ihm zu warten. Schließlich wandte er sich an mich:

– Ist ein Krankenwagen unterwegs?

Birgit, ihr Handy in der Hand, trat an mich heran und nickte mir zu.

– Ja, er wird gleich hier sein.

Erleichtert stand der Jungspund auf und klopfte sich sorgfältig seine Designerjeans ab.

– Sollte man Herrn Meyer nicht künstlich beatmen oder vielleicht eine Herzmassage durchführen?

– Nein, nein, da könnten wir mehr Schaden als Nutzen anrichten. Wir sind keine Ärzte. Aber vielleicht sperren Sie diesen Bereich jetzt ab, damit sich die Besucher nicht weiter erschrecken.

Er dachte also zuerst an die Besucher. Ich musste mich zusammennehmen, um dem Schnösel nicht in klaren Worten zu sagen, um wen es hier eigentlich ging.

– Wie stellen Sie sich eine Absperrung vor?

– Nun... mit Laken oder Decken als Sichtschutz.

– Wir haben keine Laken in der Bibliothek und nur eine Decke.

Zum Glück hörte man in dem Moment eine Sirene, die schnell lauter wurde. Ein Krankenwagen hielt vor dem Eingang und keine Minute später eilten zwei Sanitäter mit einer Bahre in den Saal. Ein aufgeregtes Raunen ging durch den Kreis der Gaffer und auch die drei Kinder hatten sich wieder eingefunden. Danach ging alles sehr rasch. Nach kurzer Untersuchung hatten die Sanitäter einen schweren Herzinfarkt diagnostiziert, der eine von ihnen hatte mit der Herzmassage begonnen, während der andere den mitgebrachten Defibrillator herrichtete. Nachdem der Körper des armen Herrn Meyer unter der brachialen Gewalt der Stromstöße ein paarmal hochgezuckt war, luden sie ihn auf die Bahre und entfernten sich mit ihr. Der Krankenwagen fuhr an, die Sirene ertönte und verhallte in der Ferne.

Zurück blieben eine Schar wie Gänse schnatternder erwachsener Besucher, ein paar Kinder, die angesichts des Events außer Rand und Band zu geraten drohten, drei verstörte

Büchereiangestellte und ein Chef, der mich anwies, den Informationstisch neu zu besetzen, und sich in sein Büro zurückzog, um, wie er sagte, die zuständige Stelle zu benachrichtigen. Ich entschloss mich, selbst Herrn Meyer am Informationstisch zu vertreten, sammelte mein übrig gebliebenes Essen im Pausenraum ein, goss den lauwarm gewordenen Kaffee weg und übernahm – wie die anderen beiden Kolleginnen durcheinander, geschockt, mit klopfendem Herzen (nicht so stark klopfend wie das von Herrn Meyer!) – die Arbeit. Das Katalogisieren musste warten, das Servicetelefon wurde ausgestellt – bei unserer chronischen Unterbesetzung ist jeder Ausfall eine Katastrophe. Ein Wunder, dass der Betrieb überhaupt läuft!

Für ein paar Stunden kehrte der Arbeitsalltag ein. Die Besucher fragten und baten mich wie tausendmal zuvor: „Könnten Sie mir vielleicht am Computer helfen? Ich kenne mich damit nicht aus...“, „Wissen Sie, wo...“, „Haben Sie noch etwas von dem spanischen Autor, dessen Namen ich leider vergessen habe und der einen Liebesroman geschrieben hat, der...“, „Ich habe das Buch korrekt ausgebucht und Sie haben mir trotzdem eine Mahnung geschickt...“ Kinder spielten zwischen den Regalen Fangen; Jugendliche lümmelten sich in den wenigen Besuchersesseln herum und steckten sich gegenseitig verdächtige Päckchen zu. Was ist nur aus den Büchereien, die früher ein Hort der Stille und des Wissens gewesen waren, geworden?

Um 15.30 öffnete sich die Tür zum Büro des Chefs und der Jungspund kam auf mich zu. Er wirkte nicht so frisch und dynamisch wie sonst, sondern bekümmert, verstört und irgendwie verloren. Bei seinem Anblick stieg in mir gleich eine dunkle Ahnung auf, die prompt zur Wirklichkeit wurde.

– Ich habe gerade einen Anruf vom Krankenhaus erhalten. Herr Meyer ist verstorben. Sein Herzinfarkt war schwerer als zunächst angenommen. Er hat einen zweiten bekommen und da konnten sie nichts mehr für ihn tun. Bitte teilen Sie das den übrigen mit.

Ohne auf meine Reaktion zu warten, kehrte er mit schleppenden, unsicheren Schritten in sein Büro zurück, während ich in der Erinnerung die Männerstimme hörte: „Auserwählt, um dem Tod zu helfen.“ Kaum hatte sich die Tür des Chefbüros geschlossen, da ging sie wieder auf und er steuerte erneut auf mich zu, mit den gleichen zögernden Schritten, mit dem gleichen beklommenen Blick. Mit knappen Worten übertrug er mir als jetzt dienstältester Mitarbeiterin für den heutigen Tag die Leitung der Bibliothek und verschwand endgültig in seinem Büro. Ich informierte Gisela und Birgit, die beide mit Bestürzung reagierten, ihre Arbeit liegen ließen und miteinander zu schwatzen begannen, während ihre Umgebung langsam zu einem Tollhaus wurde. Auf eine Eingebung hin gab ich der kleinen Birgit Auftrag und Geld, um in dem Getränkegroßmarkt auf der anderen Straßenseite eine Flasche Aquavit zu kaufen. Auf diesen Schreck brauchten wir alle eine Stärkung. Schließlich galt es, noch einigen Stunden bis zum Schließen der Bibliothek zu überstehen.

Birgit holte ihre Winterjacke und tippelte los wie ein aufgescheuchtes Vögelchen, dass in der Panik vergessen hat, dass es Flügel besitzt. Eigentlich hätte ich mich sofort den Besuchern widmen müssen, die sich um den Informationstisch quetschten und ihre Anliegen vorbringen wollten. Aber ein unerklärlicher Drang, eine unklare Befürchtung zwang mich, mit den Augen zu verfolgen, wie Birgit aus der Eingangstür trat, am Straßenrand nach rechts und links blickte und dann mit flattrigen Schritten quer über die matschige Fahrbahn lief. Der Gedanke schoss mir durch den Kopf: „Warum nimmt sie nicht den Übergang bei der Ampel an der Ecke? Bei diesem Wetter ist das sicherer, auch wenn man einen kleinen Umweg in Kauf nehmen muss.“

Es gab keine Zeit, dem Gedanken weiter nachzuhängen. Die Besucher mit ihren Anliegen nahmen mich in Anspruch. Etwa eine Viertelstunde später ertönte auf der Straße vor den riesigen Fenstern ein Rumpeln, ein Scheppern, das anhaltende Quietschen von Bremsen. Fast alle, die sich in der Bücherei befanden, hoben ruckartig den Kopf und spähten nach draußen. Mir fiel kurz das Gesicht eines in der Nähe stehenden dicklichen Jungen auf, der sich seit heute früh hier aufhielt und schon den Zusammenbruch von Herrn Meyer genüsslich beobachtet hatte. Jetzt lugte er freudig erregt durch die Scheiben und konnte es anscheinend gar nicht fassen, was für Sensationen ihm heute hier geboten wurden. Auf der Straße stand ein riesiger schwarzer Lastwagen. An der Tür des Führerhauses prangte ein merkwürdiges Logo: ein mit violetten Blumen geschmücktes Kreuz. Das Hupen und Rufen auf der Straße nahm kein Ende. Ich nahm es kaum zur Kenntnis, sondern blickte fortwährend mit völliger Konzentration auf das Logo. Für Momente gab es in meinem Geist eine absolute Gedankenstille. Schließlich meldete sich im Kopf die Frage: „Ist Birgit unter den Lastwagen geraten?“

Gisela, weiß im Gesicht, kam angerannt. Sie rief mir mit zitternder Stimme zu: „Ich schaue nach, was passiert ist!“ und eilte nach draußen. Auf einmal schien es mir, als würde das Geschehen in Zeitlupe ablaufen, Gisela, die einen Fuß vor den anderen setzte, die Besucher, die langsam ihre Münder öffneten, um sich etwas zuzuflüstern, der gaffende Junge, dessen Lippen sich zu einem breiten Grinsen verzogen... Und plötzlich beschleunigte sich die Zeit wieder, wurde schneller und schneller. Sirenen ertönten. Die Polizei war da. Ein Krankenwagen hielt. Ich aber starrte immer noch auf das mit violetten Blumen geschmückte Kreuz an der Tür des Führerhauses und eine heitere Ruhe füllte mein Herz.

Diese heitere Ruhe verließ mich auch nicht, als Gisela zurückkehrte und mit überschnappender Stimme berichtete, dass Birgit mit ihrem Einkauf den Getränkegroßmarkt verlassen hatte und – wahrscheinlich noch unter Schock – über die Fahrbahn gelaufen war, ohne nach rechts und links zu blicken. Sie war ausgerutscht und hingefallen. Die riesigen Räder des Lastwagens hatten einen Großteil ihres Kopfes zermalmt. Gisela hatte ihre Kollegin bloß an der Kleidung erkennen können. Ich nickte zu der Schreckensmeldung, ohne sie richtig zu begreifen, und steuerte mechanisch auf das Büro zu. Der Chef saß am Schreibtisch, vor sich auf der Platte eine schmale Spur weißen Pulvers, die er schnell mit der Hand verdeckte. Ich teilte ihm das Geschehene mit, er schien es kaum zu begreifen und stieß endlich hervor:

– Was sagen Sie da, Frau Voigt, liebe Frau Voigt? Das kann, das darf nicht sein!“

Ein Polizeibeamter klopfte an die Tür des Büros. Das Gespräch mit ihm führte ich und nicht der Chef, der sich in einem fort entschuldigte – wofür, das wurde nicht klar. Schließlich, nachdem der Beamte mit Informationen über Birgit versorgt und wieder gegangen war, schlug ich dem Chef vor, die Bücherei heute über eine Stunde vor der Zeit zu schließen. Er stimmte sofort zu.

Auf dem Heimweg verschwand meine unnatürliche Ruhe. Zurück blieb eine Betäubung, die sich wie ein Schleier über jegliche Wahrnehmung, jegliches Gefühl legte. Es war, als würde ich durch Nebelschwaden wandern und als wäre selbst der Boden unter meinen Füßen nicht fest, sondern bestände bloß aus einer dünnen Haut, die unter meinen Schritten jederzeit aufreißen konnte. Dann würde ich in einem finsternen Abgrund versinken. Ich würde im Maul eines Dämons landen, in dem alles, was das Leben lebenswert macht, in einen widerwärtigen, giftigen Brei verwandelt wird. Und hat mich nicht wirklich eine teuflische Macht ausgewählt, um meiner ganzen Umgebung den Tod zu bringen? Wen würde ich als nächstes in den ewigen Schlaf schicken? Gisela? Den Chef? Meine Nachbarn und Bekannten?

Diese Überzeugung wurde immer stärker, wurde zur Gewissheit; diese Gedanken nahmen mich mehr und mehr in Besitz. In der U-Bahn ließ sich nur mit Mühe das Verlangen unterdrücken, die Leute anzuschreien: „Nehmt euch in Acht vor mir, rückt ab von mir, meidet mich, denn ich bringe den Tod!“ Das Bewusstsein, dass mir eine unsichtbare Macht eine fatale Aufgabe übertragen hatte, überwältigte mich. Im Geist ganz und gar damit beschäftigt, wurde ich nicht einmal von der Befürchtung abgelenkt, bei der Rückkehr die Wohnung wie gestern in Unordnung vorzufinden. Sie erwies sich dann auch als unverändert. Aber als ich in der Küche eine Dose Ravioli öffnete, um sie zu erwärmen, ließ sich eine noch nie gehörte Stimme (nicht die Stimme, die ich schon zweimal gehört hatte) an meinem rechten Ohr vernehmen. Sie zischte böse: „Töte sie. Töte sie alle!“ Entsetzen packte mich, mein ganzer Körper erzitterte, ein unwillkürliches Stöhnen entfuhr dem Mund. Dagegen war die Stimme der Vernunft, die einhämmerte, dass alles eine Halluzination war und dass es jetzt galt, tüchtig zu essen, reduziert auf ein dünnes Piepsen, kaum zu hören im Brüllen des Orkans. Das Essen gelang nur mit äußerster Überwindung.

Was mich an diesem Abend aufrecht hielt, war die Aussicht darauf, die Ereignisse des Tages in meinem Tagebuch festhalten zu können, sie auf diese Weise in eine gewisse Distanz zu rücken und damit erträglich zu machen. Jetzt sitze ich an meinem Schreibtisch und bin fast fertig mit diesem Text. Müdigkeit drückt mich nieder wie eine Eisenfaust. Der Schlaf verlangt sein Recht und sollte jemand – Einbrecher, Dämon, Teufel oder Gespenst – in der Lücke zwischen Schrank und Kommode lauern, so kümmert es mich wenig. Ein Verhängnis ist über mich hereingebrochen und vor ihm gibt es kein Entrinnen.

Samstag, 15. Februar: Es ist kurz nach Mitternacht, bald beginnt der Sonntag und ich sitze am Schreibtisch, will alles aufschreiben, was an diesem Tag passiert ist, will es dem Papier aufbürden, mich von seiner Last befreien. Der Reihe nach. Was für ein Glück, dass heute niemand aus meiner näheren Umgebung gestorben ist! Das war auch schlecht möglich, denn ich habe mich nicht aus der Wohnung getraut, wollte niemandem den Tod bringen. Dennoch war ich nicht einsam und allein am heutigen Tag, wahrhaftig – ich war nicht allein.

Noch einmal: Der Reihe nach. In der vergangenen Nacht war mein Schlaf fest und traumlos, nur plagte mich nach dem Aufwachen die Vorstellung, dass es im Schlafzimmer die ganze Nacht über ein ununterbrochenes Gemurmel gegeben hatte, ein Geraune und Geflüster, das zuweilen in einen leisen Streit übergegangen war. Trotzdem war ich am Morgen gestärkt, hatte zehn Stunden hintereinander geruht und die beiden Todesfälle von gestern waren meilenweit entfernt. Später, beim Frühstück, verfolgte mich beharrlich der Eindruck, dass jemand hinter mir stand. Ein trügerischer Eindruck, denn so oft ich auch den Kopf verdrehte, es ließ sich niemand und nichts entdecken. Das Gefühl – mehr noch: das Wissen -, dass sich etwas Unsichtbares ganz nahe bei mir aufhielt, blieb. War es ein Geist, ein Dämon oder gar der Tod selbst, der mich zu seiner Helferin berufen hatte? Er muss viele Helferinnen und Helfer haben, schließlich gibt es jeden Tag unzählige Tote! Junge sterben, Alte sterben, die Tiere sterben, die Insekten und die Pflanzen, kurz, alles, was lebendig ist, stirbt. In jeder Sekunde erlöschen Myriaden von Lebewesen. Nach einem ehernen Gesetz muss alles, was entsteht, auch vergehen. Wahrhaftig, der Tod ist der eigentliche Herrscher der Welt. Er regiert nach Gutdünken, sendet Krankheiten, arrangiert Unfälle, veranlasst Morde, gibt den Anstoß zu Kriegen... Es ist verständlich, wenn ihm die Arbeit zu viel wird und er sich Unterstützung sucht.

Die Frage, nach welchen Kriterien er seine Assistenten auswählt, ließ ich schnell beiseite, da sie in keiner Weise zu klären ist, aber mit der Frage, wie er wohl aussieht, war das anders. Sie beschäftigte mich stark und ich verbrachte mehrere Stunden auf einem Stuhl in der Küche und

dachte darüber nach. Am Ende kam ich zu dem Ergebnis, dass der Tod sein Aussehen ständig wechselt, wie ein Chamäleon. Einem sterbenden Kind erscheint er als gewaltig großer Engel, ganz in Schwarz gekleidet, mit schwarzen Schwingen und schwarzem Gesicht, schwarz wie die Nacht, die kein Lichtfunken durchsticht – bloß seine Augen glühen rot. Einem Krebskranken im letzten Stadium erscheint er als ein gigantischer, blutiger Tumor auf Streichholzbeinen, wie eine der Figuren auf den Gemälden von Hieronymus Bosch, und dieses amorphe Gebilde scheint zu pulsieren und immer weiter zu wachsen. Einem Soldaten, der sich tödlich verwundet im Schlamm des Schlachtfeldes wälzt, erscheint er als eine den Horizont fast verdeckende stählerne Kampfmaschine, zusammengesetzt aus allen möglichen Waffen und darauf programmiert, alles zu zermalmen, was ihr begegnet. Die Sterbenden, die gewissen traditionellen Vorstellungen verhaftet sind, sehen ihn in der Gestalt eines Skelettes, das eine Kutte mit hochgezogener Kapuze trägt und eine Sense in der Hand hält. „Nein,“ flüsterte mir da die schon zweimal vernommene Männerstimme in mein linkes Ohr, die dieses Mal auf grauenvolle Weise humorvoll klang, „du bist dumm, wenn du annimmst, dass der Tod viele Gestalten oder auch nur eine besitzt. Seine Gestalt ist die Gestalt des Gestaltlosen, seine Form die Form des Formlosen.“

Die Zeit floss dahin und sie kümmerte mich nicht mehr. Bald raunte mir eine fremde Stimme etwas zu, bald eine zweite, bald eine dritte und vierte. Die Stimmen vervielfältigten sich, wurden Legion. Sie forderten: „Hilf dem Tod.“, „Töte.“, „Bringe den Tod.“, „Sei der Tod.“, „Folge seinen Anweisungen.“, „Töte.“, „Töte.“, „Töte“. Manche Stimmen stritten miteinander, doch worum es in ihrem Wortgefecht ging, war nicht zu verstehen. Manche lachten gellend, manche stießen unklare Drohungen aus, manche schmatzten oder rülpsten. Waffen klirrten, Verwundete schrien, eine Kuh brüllte. Gleich darauf war es wieder still, totenstill. Und beständig beschäftigte mich das Gefühl, dass sich jemand bei mir in der Küche aufhielt, unsichtbar, aber immer direkt hinter mir. Das erfüllte mich nicht mit Angst, sondern mit Zuversicht, denn die gestaltlose Gestalt war mir gewogen, das spürte ich und wollte deshalb die mir zugewiesene Aufgabe mit freudigem Herzen übernehmen und ins Werk setzen, so gut es ging.

Es war Nachmittag. Aus der Wohnung über mir erklangt das Getrippel der beiden kleinen Mädchen, die wie jeden Samstag um die gleiche Zeit mit ihren Eltern den Wochenend-Einkauf erledigt hatten und nun mit unerschöpflicher Energie durch ihren Küche sausten. Mir fiel auf, dass mir – wahrscheinlich vom langen Sitzen in der Küche – ein wenig kühl war. Also erhob ich mich mit knackenden Gelenken, um eine Strickjacke aus dem Schlafzimmerschrank zu holen. Und da, in der Lücke zwischen Schrank und Kommode, stand er. Kein Schatten mehr, kein unstofflicher Geist, keine Schimäre, sondern eine feste dunkle Form, die bloß deswegen nicht genauer erkannt werden konnte, weil es in meinem Schlafzimmer bereits ziemlich dunkel war. Ohne Furcht, wenn auch mit klopfendem Herzen, knipste ich das Deckenlicht an. Die dunkle Gestalt verschwand nicht, löste sich nicht auf in der Helligkeit. Statt dessen wurde sie vollkommen sichtbar, hatte deutliche Konturen, hatte Substanz. Es war nicht mehr zu bezweifeln: In der Lücke befand sich ein dürrer, weit über zwei Meter großer Mann. Er trug einen schwarzen Frack und auf seinem Kopf saß ein hoher Zylinder, der ihn noch riesiger erscheinen ließ und seinen Umriss ins Grotteske verzerrte.

Es erstaunte mich keineswegs, dass seine Hände Knochenhände waren und dass seinem Gesicht ebenfalls Haut und Fleisch gänzlich fehlten. Ein Totenkopf, zwischen dessen Zähnen eine dicke, noch nicht angezündete Zigarre steckte, grinste mich an und mir war, als würde dieser Mann, dieses Skelett einer gezeichneten Figur ähneln, die ich einmal in einem Buch gesehen hatte, aber welchen Titel das Buch gehabt hatte, das wollte mir nicht einfallen. Beim Anblick dieses Mannes kam keine Angst auf, statt dessen Respekt und Ehrfurcht und

gleichzeitig die Empfindung von etwas Vertrautem, fast schon Verwandtem. Zögernd, aber voller Zuversicht näherte ich mich ihm – und als er zwei knappe Schritte von mir entfernt war und ich den Impuls verspürte, die Hand auszustrecken und ihn zu berühren, verblasste er und verschwand. Die Stelle, an der er gestandenn hatte, war leer, meine Hand fasste Luft. Ein Geruch nach Grab und Moder stieg mir in die Nase. Ich wich langsam bis zur Tür zurück – und da war er wieder an der nämlichen Stelle, unbeweglich, fest, deutlichst zu erkennen.

Noch dreimal trat ich nahe heran, bis der Knochenmann verschwand, und wich zurück, bis er wieder erschien. Er hielt mich zum Narren, aber das störte mich nicht, denn es war aufregend wie bei einem Experiment. Schließlich kam ich auf die Idee, dass der Knochenmann bloß eine Projektion war (vielleicht ein Hologramm), und ließ die Augen umherschweifen, um im Schlafzimmer den Apparat zu entdecken, der sie erzeugt hatte. Umsonst. Von außen konnte sie nicht übertragen worden sein, denn sie befand sich an einer von außen nicht einsehbaren Stelle. Überdies schien der Knochenmann so stofflich, wie es keine Projektion, kein Hologramm sein konnte!

Eine Neugier, die beinahe wissenschaftlich zu nennen war, hatte mich gepackt. In der nächsten Stunde durchsuchte ich das Schlafzimmer nach irgendetwas, das dieses merkwürdige Phänomen hervorbringen konnte, denn im Augenblick fasste ich den zu unbeweglich verharrenden und bei Annäherung über einen bestimmten Punkt hinaus zu automatisch verschwindenden Knochenmann nicht als real auf und auch nicht als dämonische Macht. Die Suche blieb ergebnislos. Draußen hatte an diesem trüben Tag die Dämmerung früh eingesetzt, und jetzt ließ ich es dunkel, knipste nicht mehr das elektrische Licht an. Da offenbarte sich eine weitere Besonderheit: Die mit Frack bekleidete Gestalt erschien, je dunkler es war, desto fester, desto kompakter. In der zunehmenden Schwärze ähnelte sie einer riesigen, grotesk in die Länge gezogenen Puppe. Der weiße Totenschädel leuchtete unter dem Zylinder hervor. Und nach langer Zeit sprach wieder die tiefe, bedächtige Männerstimme an meinem linken Ohr: „Einladung zum Friedhof.“ Gleich darauf brabbelten und kicherten andere Stimmen an meinem rechten Ohr und auch hinter mir: „Leichen, viele Leichen... und Totenschädel... und Säрге... und Haufen von Knochen...“ Ich flüchtete in die Küche auf meinen Stuhl. Der akustische Spuk ging unvermindert weiter.

Wie lange ich saß? Keine Ahnung. Vielleicht eine Stunde, vielleicht mehrere. Zeit hatte keine Bedeutung mehr. Unentwegt sprachen die Stimmen zu mir, manchmal deutlich, manchmal unverständlich. Obendrein heulte, kratzte, schabte, pochte es um und in mir und ein unsichtbares Wesen stand direkt hinter meinem Stuhl. Inmitten des Pandämoniums wurde jede Erinnerung, jeder Gedanke erstickt; die Erinnerung an die beiden gestern Verstorbenen, die Gedanken, die um meine Aufgabe als Helferin des Todes und um den Knochenmann in meinem Schlafzimmer kreisten. Nicht bewegen! Nicht einmal mit dem kleinen Finger zucken! Starr und steif verharren wie eine Tote. Nur so gibt es eine Chance, dass das Höllenspektakel endet. Hinter dem Küchenfenster schritt der Abend voran und am Ende ragte nur der obere Teil der Möbel aus einem pechschwarzen See. In diesem See versank ich, dumpf, willenlos, ein mürber Fels, der aus reiner Qual bestand, umtost von Gebrabbel und Gekicher, Gekicher und Gebrabbel.

Endlich kam mir der Schmerz, den das unbequeme Sitzen auf dem Stuhl verursacht hatte, zu Bewusstsein. Mühevoll, ächzend, mit Gelenken, die so laut knackten, dass es in meinem Ohren schallte, erhob ich mich und tastete mich zur Tür vor, um schlafen zu gehen. Die Geräusche in mir und um mich hatten aufgehört. Ein Blick in das Schlafzimmer zeigte, dass die Gestalt zwischen Schrank und Kommode weiter an Festigkeit und Substanz gewonnen hatte. Sie rührte und regte sich aber immer noch nicht. Ich wusch mich, zog mich zur Nacht

an und setzte mich an den Schreibtisch, um beim Licht der kleinen Lampe die Ereignisse des Tages, die mich bis ins Mark getroffen haben, auf das Papier zu bannen. Danach will ich schlafen gehen, bewacht – und gut bewacht – von dem Knochenmann. Es ist merkwürdig, aber er ist mir nicht unsympathisch.

Sonntag, 16. Februar: Es ist zwar noch früh und der Himmel vor den Fenstern hat seine tiefe schwarze Farbe nicht verloren, doch ich sitze erneut an meinem Platz und schreibe, schreibe, schreibe, denn nach dem Aufwachen ist etwas passiert, das mich zutiefst erschüttert und die Überzeugungen, die meinem Leben Halt und Form gegeben haben, vernichtet hat. Es fällt mir schwer, der Reihe nach zu berichten, so sehr hat mich das Erlebnis aus der Fassung gebracht. Andererseits ist es unmöglich, es mit einem Traum oder einer Vision zu erklären, so verführerisch diese Auswege auch erscheinen mögen. Es gibt keinen Zweifel: Ich war hellwach, bei vollem Bewusstsein, vollkommen klar und mein Verstand funktionierte einwandfrei.

Der Reihe nach. Kaum war ich munter und hatte herzhaft gegähnt und mich gerekelt, da verlängerte sich plötzlich mein linker Arm wie bei einer optischen Verzerrung. Schon reichte der Arm bis in die Ecke zwischen Schrank und Kommode. Die zu ihm gehörende Hand streckte sich wie von selbst aus, um die stille, stumme Gestalt, die dort stand, zu berühren. Bei dieser Bewegung wurde die Gestalt lebendig, hob ihren rechten Arm. Aus dem Ärmel des Fracks schob sich eine weiße Knochenhand und streckte sich meinen fleischumkleideten Fingern entgegen. In der gleichen Sekunde, in welcher die Spitze eines Knochenfingers gegen die weiche Kuppe meines Zeigefingers stieß (was bei mir ein Gefühl von etwas Hartem und Kaltem hervorrief), begann sich die Gestalt in der Ecke in meine Richtung hin zu verzerren und unsere Finger lösten sich. Meine Hand, mein Arm schrumpften auf Originalgröße zurück. Dagegen verzerrte sich der Knochenmann immer mehr zu mir hin, berührte mich mit seinem Zeigefinger an der Stirn und ging – ich weiß nicht, wie – in mich ein. Er stand nicht mehr in der Ecke zwischen Schrank und Kommode. In der Außenwelt war er verschwunden. Statt dessen hatte er sich in mir eingenistet.

Sofort wusste ich, wer meinen Geist und meinen Körper besetzt hatte. Es war keine fremde, Grauen erregende Präsenz, kein Gespenst oder Dämon. Es war der Tod. Und er war nicht allein gekommen, sondern hatte sein Gefolge mitgebracht. Dieses Gefolge brach nun, da die Übernahme geglückt war, in ein solches Jubelgeschrei aus, dass mir davon die Ohren klangen. Trotzdem war ich glücklich: Der Tod hatte sich herabgelassen, mich in Besitz zu nehmen. Mit dem inneren Auge erblickte ich seine Energie in Form anthrazitfarbener Strahlen. Ich dünstete seinen Modergeruch aus und verbreitete um mich herum seine trockene Kälte. Meine Haut wurde weiß wie seine Knochen und mein Geist wurde ausgefüllt von einem einzigen Wunsch, einem Trieb, einem Bedürfnis: durch meine (seine!) bloße Gegenwart zu töten. Babys, Mütter, Alte, Hunde, Fliegen, egal was. Sie alle mussten in die Grube fahren, mussten den Löffel abgeben, über den Jordan gehen, abtreten, ins Gras beißen, krepieren, entschlafen, zu Staub werden, hineinfahren in das schwarze gierige Loch, in das Nichts. Sie mussten einer Vernichtung preisgegeben werden, die so vollkommen ist, dass ihr nicht ein einziges winziges Partikel ihres Bewusstseins, ihrer Persönlichkeit entfliehen kann. Von nun an würde alles, was ich berühre, binnen kürzester Zeit sterben. Die Wahrheit dieses Diktums hat sich bereits vorgestern erwiesen. Das ist der Wille des Todes, dagegen gibt es keinen Widerspruch, erst recht nicht von mir, der ich neben ihm im Körper und im Geist als ein zusammengeschnurrtes, geängstigtes und zugleich verzücktes Bündel existiere. Sein Wille ich mein Wille, mein Geist und mein Körper sind bloß dazu da, um ihm zu dienen. Und dennoch muss ich zugeben: Da existiert noch ein winziger Teil meines einstigen Selbst, das starr vor Angst beobachtet, wie der Tod das Werkzeug, zu dem ich geworden bin, benutzt.

Später. Namenloses Entsetzen hat mich erfasst. Jetzt ist deutlich geworden, wie mich der Tod, dieser äußerlich so joviale Knochenmann mit seinem Zylinder und seiner Zigarre, handhaben will, um eine möglichst reiche Ernte unter den Lebenden halten zu können. Zu diesem Zweck schickt er mir elektrische Impulse ins Hirn und die Impulse zwingen mich, mich in einer bestimmten Weise zu verhalten. Er befiehlt mir, aufzustehen, ins Bad zu gehen, mich herauszuputzen – und ich gehorche. Aber vor dem Spiegel der Schock: Sein Totenschädel ist deutlich hinter meinem durchsichtig gewordenen Gesicht zu erkennen, wie bei einer dieser alten, doppelt belichteten Fotografien, und ein paar Zentimeter über meinem Kopf schwebt der Zylinder. Ich schreie auf, schlage schluchzend die Hände vors Gesicht. Angst schüttelt mich, eine grauenhaft intensive Angst, die jeden Versuch, einen Gedanken zu fassen, im Ansatz erstickt. Vor der Angst gibt es kein Entrinnen.

Der Tod ist nicht geduldig mit mir, er schickt mir einen weiteren elektrischen Impuls ins Gehirn. Ich muss eilends in die Küche, denn er hat Hunger. Iss und trink, was immer die Küche hergibt, Brot, zwei Äpfel, eine kleine Salami, eine Packung Schnittkäse, ein Glas mit eingelegten Kürbisstücken, ein Glas mit Sauerkirschen, ein Glas Orangenmarmelade, einen Liter Milch, Wasser, viel Wasser und hinterher eine Tafel Schokolade. Auf sein Geheiß hin wurde alles in den Schlund gegossen, in den Mund gestopft und halb gekaut heruntergeschluckt, bis der Magen schmerzte und sich ein Gefühl von Übelkeit einstellte. Der Tod erklärte mir, dass die Fresserei notwendig war, denn mein Körper muss sich stärken für das Fest, das Schlachtfest, bei dem ich ihn unterstützen darf. Er hielt mich auch dazu an, den Leib manierlich herzurichten, bevor ich das Haus verlasse, an den Mantel und die Stiefel zu denken, um nicht in der Öffentlichkeit aufzufallen, um ungehindert und unbemerkt die zugewiesenen Aufgaben verrichten zu können. Und vergiss nicht, meine dienstbeflissene Gehilfin, die Wohnungstür abzuschließen und den Schlüssel sorgfältig einzustecken, damit wir uns nach getaner Arbeit ohne Komplikationen in die Wohnung, unseren Stützpunkt zurückziehen können!

Es wurde ein Sonntagsspaziergang von außerordentlicher Produktivität. Die Arbeit begann gleich auf der Treppe, denn beim Hinuntergehen begegnete uns die alte Frau Herrmann, die ihren Cockerspaniel Whiskey ausgeführt hatte und zum oberen Stockwerk hochstieg. Sowie er mich – mit dem Tod im Körper – erblickte, zog er den Schwanz ein, winselte ängstlich und versuchte mit aller Kraft, sein Frauchen wieder zurück nach unten zu ziehen. Die Leine wurde straff wie ein gespannter Bogen und er geriet in Gefahr, sich am Halsband zu erwürgen. Das war dumm. Andererseits war das Tier in einer Beziehung klüger, als es Menschen sind: Es spürte die unsichtbare Präsenz in mir und wollte ihr nicht zu nahe kommen.

„Was hat er denn?“ wunderte sich Frau Herrmann. „Eben konnte er gar nicht schnell genug nach Hause und jetzt dreht er plötzlich um. Das hat er noch nie gemacht!“ Ich lächelte in mich hinein und passierte die Frau mit einem freundlichen Kopfnicken. Dabei kam ich Whiskey nahe. Er versuchte mit einer letzten, vergeblichen Anstrengung mir auszuweichen und gab trotz des strangulierenden Halsbandes ein halb ersticktes Jaulen von sich. Aus reinem Mutwillen erwog ich, bei Frau Herrmann und ihrem Vieh stehen zu bleiben, um mit ihr ein wenig zu plaudern, aber der Tod flüsterte mir zu, dass dies sinn- und zwecklos wäre, denn er wäre der Frau beim Vorübergehen mit seinem modrigen Atem ins Gesicht gefahren. In der folgenden Nacht, während sie schlief, würde ihr Herz versagen. Über das Schicksal des Hundes verriet er mir nur so viel, dass er ein besonderes Ende für ihn reserviert hätte.

Als wir auf die Straße traten, der Tod und ich, schien die Sonne grell und brachte die Schneereste zu einem Glitzern, das sogar ihre Schmutzverkrustungen verschönte. Der

Himmel war von einem blassen, milchigen Blau und mein Herr und Meister raunte mir zu: „Bei solch einem Wetter macht die Arbeit doppelt so viel Spaß!“ Eine Familie mit Blumen und Plastiktüren, aus denen Geschenke lugten, eilte uns entgegen. Der etwa achtjährige Junge wich seiner Mutter nicht von der Seite und redete auf sie ein, während der Vater den Buggy mit dem kleinen Mädchen, das höchstens drei Jahre alt war, schob. Gleich hatte sich der Tod das kleine Mädchen ausgeguckt und befahl mir, sie beim Vorübergehen anzulächeln (ganz natürlich bei älteren Frauen, die kleine Kinder süß finden) und in ihre Richtung zu hauchen. Er brachte vor, dass es übermorgen im Kindergarten eine kleine Tragödie geben würde: Die viel zu lange Schnur ihres Mäntelchens würde sich an der Seite der Rutsche beim Herunterschlitzen verklemmen und sie strangulieren. Die anderen Kinder würden auf eine Aufforderung hin zum Essen in das Gebäude rennen und die Erzieherinnen, damit beschäftigt, sie in das Haus zu scheuchen, würden den Unfall erst zwanzig Minuten später entdecken, zu einem Zeitpunkt, an dem kein Wiederbelebungsversuch mehr fruchtete. Die Mutter würde schwere Depressionen bekommen und sich ein Jahr später aus dem Fenster stürzen und das Genick brechen. Der Meister flüsterte mir spöttisch zu, einen pathetischen Duktus imitierend: „Wie die Blumen verwelken, verwelkt auch der Mensch und fällt der Vernichtung anheim.“

Die nächsten Passanten, die uns begegneten, blieben unbehelligt. Junge wie Alte schlenderten an uns vorbei, zwei Frauen mit Kopftüchern, ein Mann in einem schäbigen, viel zu großen Mantel, der die Papierkörbe nach Pfandflaschen absuchte, zwei Jungen, die Döner aßen – der Tod erhob keinen Anspruch auf sie. Zwei Ecken weiter erreichten wir eine der belebten Straßen des Bezirks. Vor einer Haustür schwatzten zwei dicke Türkinnen mittleren Alters, die sich sehr ähnlich sahen. Waren es Schwestern oder sogar Zwillinge? Ich bekam den Auftrag, sie en passant anzuhäuten und erfuhr, dass sie, die heute zusammen feiern würden, bei der Gelegenheit etwas Verdorbenes essen und bald danach über Durchfall und Übelkeit klagen würden. Der Notarzt würde ihnen ein Mittel verabreichen, gegen das sie beide allergisch waren – und mit einem anaphylaktischen Schock würden sie im Abstand von wenigen Minuten aus dem Leben scheiden. Mein Herr teilte mir amüsiert mit: „Der Tod hält reiche Ernte.“

Dieser Sonntagsspaziergang wurde so aufregend wie kein anderer in meinem Leben. Ich befolgte die Anweisungen in meinem Kopf und war freudig erregt und zugleich tief befriedigt darüber, dass mir eine solche Macht verliehen war. Man muss es sich einmal vorstellen: Nur den Mund öffnen, nur einen Menschen anhauchen, mehr braucht es nicht, um ihn aus dem Leben zu schicken! Das funktionierte nicht bloß bei den Menschen, wie sich herausstellte, denn ab und zu veranlasste mich der Mächtige, eine vorbeihuschende Amsel, einen schnüffelnden Hund, eine sich an die Häuserwände drückende Katze anzuhäuten. Stumm sandte ich die Frage nach innen, ob wir die Aufmerksamkeit auch auf Raupen, Ameisen oder Fliegen richten würden, aber er meinte lachend: „Mit dem Kleinzeug geben wir uns nicht ab. Das wird anders geregelt.“

Später liefen wir über die aufgeweichten Wege eines vernachlässigten kleinen Parks. Der Schmutz spritzte auf die Stiefel und sogar die Hose bekam etwas davon ab. Wen sollte es stören? Unter einem Baum lag ein knorriger schwarzer Ast und der Meister flüsterte mir zu: „Nimm ihn mit. Dieser Ast hat das richtige Format für einen guten Zeigestock.“ Ich hob ihn auf und es wurde mir gestattet, ihn vorläufig als Gehhilfe auf den rutschigen Pfaden zu benutzen. Zurückgekehrt auf die feste Straße, wurde schnell seine eigentliche Bestimmung klar: Ich brauchte nicht mehr in Richtung der Todeskandidaten zu hauchen, sondern konnte einfach mit dem Stock auf das mir genannte Lebewesen zeigen – und bald würde es kein Lebewesen mehr sein, sondern verwesen! Ein herrlicher, die Arbeit sehr erleichternder Stock, der aber kein Zauberstab war, denn nicht ihm wohnte Macht inne, sondern dem, der in

meinem Geist und Körper haust. Der Zeigestock war bloß ein Werkzeug, ein verlängerter Arm, der vom Tod dirigiert wurde, so wie auch meine Hand – die den Zeigestock hielt – dirigiert wurde. Das störte weder den Stock noch mich. Er diente dem Tod und ich diente dem Tod - und zwar gern, denn er hat mein Leben so interessant gemacht, wie es nie zuvor gewesen war.

Auf dem Heimweg schwenkte ich abenteuerlustig den Stock, zeigte mal auf diesen Mann, mal auf jene Frau, wie es der Meister befahl, und betrat zuletzt, ebenfalls auf sein Geheiß, einen auch Sonntags geöffneten kleinen Laden. In mir flüsterte es: „Ich habe Hunger. Ich habe immer Hunger. Ich bin unersättlich.“ Also wurde eine Menge von dem eingekauft, was es in dem Laden an Essbarem, wenn auch nicht besonders Gesundem gab: Dosensuppen, Chips, Käse, Brotscheiben, Gummibärchen, Bonbons, Schokolade... Drei volle Plastiktüten mussten nach Hause geschleppt werden, und dabei wurde der Stock unter den Arm geklemmt. Überdies musste ich Obacht gegeben nicht auszurutschen und zugleich darauf achten, dass nichts verloren ging, vor allem nicht der Stock. Der Tod hatte die Order ausgegeben, eine Flasche Rum zu kaufen, und er hatte verraten, dass Rum sein Lieblingsgetränk war.

Zu Hause - nach der getreulichen Niederschrift der Ereignisse seit dem letzten Eintrag - gab es ein Festmahl. Die Tischmanieren waren zwar gewöhnungsbedürftig, aber wen störte es? Das Essen wurde in den Mund gestopft und mit reichlich Rum aus einem Wasserglas hinuntergespült. Allerdings gab es einen Augenblick, in dem mir von dem Alkohol schon etwas schwindlig war und in dem die Hochstimmung, die den ganzen Nachmittag lang vorgehalten hatte, verschwand. Sofort überwältigte mich Angst, blankes Entsetzen angesichts dieser Fressattacke, die in ihrer Maßlosigkeit nicht mehr menschlich genannt werden konnte. Der Küchentisch war übersät mit aufgerissenen, halb geleerten Cellophantüten, drei Dosensuppen gluckerten in meinem Magen und eine vierte brodelte im Topf auf dem Herd, Chips knirschten unter meinen Füßen. Meine Hände schaufelten mechanisch Essbares in meinen Mund. Der Geruch und Geschmack des Rums war so widerlich, dass sich in mir vor Ekel alles zusammenzog – und trotz des Ekels, trotz der zunehmenden Übelkeit und des sich steigernden Schwindelgefühls griff meine Hand wieder und wieder nach dem Glas, hob es an die Lippen, goss den Inhalt in den Mund, bis die Küche um mich schwankte und sich zu drehen begann, bis die leere Flasche zu Boden fiel und der letzte Tropfen auf den Fliesen landete. Wie ich es in mein Bett schaffte, bleibt ein Geheimnis. Filmriss.

Montag, 17. Februar: Beim Aufwachen stach mir zwar die Sonne in die Augen, aber sofort wurde mir etwas Merkwürdiges bewusst: Ich hatte keine Kopfschmerzen, der Kreislauf funktionierte im Liegen und gleich darauf beim Aufrichten normal und auch die Hände zitterten nicht. Statt dessen herrschte Klarheit im Kopf, ich fühlte mich frisch und platzte fast vor Vitalität und Tatendrang – nur die Augen waren noch einige Minuten lang lichtempfindlich. Sofort fiel mir der Grund für die insgesamt ungewöhnliche Reaktion von Körper und Verstand auf die gestrige Sauf- und Fressorgie ein: Als Assistentin des Todes bleiben mir physische Beschwerden erspart, obwohl das jeder Wahrscheinlichkeit widerspricht. Und schon meldete sich der Tod in meinem Kopf. Er erinnerte mich daran, dass heute in meinem normalen Leben (nicht mehr normal für mich!) ein Arbeitstag war und ich mich in der Bibliothek krank melden und beim Arzt ein Attest besorgen musste. Der Dienst bei dem Mächtigen geht vor.

Nach dem Aufstehen hielt der Aktivitätsdrang an. Noch vor dem Frühstück mussten die letzten gestrigen Ereignisse ins Tagebuch gebannt werden. Danach wurde ich gedrängt, per Telefon in der Bibliothek vorzugeben, mich hätte eine schwere Erkältung heimgesucht, und einen Termin bei Dr. Schumann für die Krankschreibung zu arrangieren. Bis zu dem Termin

blieben über zwei Stunden Zeit, um die Küche zu säubern und einzukaufen. Die Küche sah aus, als hätte sie eine Horde Barbaren heimgesucht. Wie fürsorglich von Meister Tod (der übrigens von mir künftig Baron genannt werden will, das darf ich nicht vergessen), mich gestern, als ich schon nicht mehr wusste, was ich tat, dazu zu veranlassen, die letzte Suppe aufzuessen und den Herd auszuschalten. So war es zu keinem Wohnungsbrand gekommen.

Beim Aufräumen fanden sich diverse Köstlichkeiten. In einer Ecke lagen ein paar Chips, in der anderen ruhte eine Knäckebrötscheibe, unter dem einen Stuhl versteckten sich zwei Bonbons und auf dem anderen rekelte sich ein großes Stück Käse. Alles verschwand in Windeseile im Mund. Trotzdem verspürte ich weiterhin einen herzhaften Appetit (kein Hungergefühl, aber nahe daran), und ich fasste den Entschluss, vor dem Arztbesuch in dem großen Supermarkt in der Nähe gründlich, äußerst gründlich einzukaufen. Der Einkaufstrolley wurde hervorgeholt und ein Rucksack – in dem drei zusätzliche Leinenbeutel lagen – wurde umgeschnallt. Auf die Weise würde sich alles problemlos transportieren lassen. Eine Zuversicht, so groß wie seit Jahren nicht mehr, erfüllte mich und eine jubelnde, überschäumende Freude ließ meinen Körper vom Scheitel bis zur Sohle erbeben. Jede einzelne Zelle vibrierte vor Glückseligkeit. Das ganze Leben erschien plausibel und einfach: Von nun an würde der Baron für seine Helferin sorgen und sie überdies dafür belohnen, dass sie nichts weiter tat, als mit dem Stock auf die von ihm bezeichneten Lebewesen zu zeigen. Wie gern beherbergte sie ihn in ihrem Kopf. Sie wusste, dass er es ihr reichlich vergelten würde mit Seligkeit, mit Energie und Kraft.

Leichtfüßig stieg ich die Treppe hinunter, den Trolley in der Hand, den Rucksack auf dem Rücken, den Zeigestock sorgfältig unter den Arm geklemmt.

– Guten Tag, Frau Voigt. Haben Sie schon gehört? Frau Herrmann ist ganz plötzlich verstorben. Über Nacht hat ihr Herz versagt. Ihre Putzfrau hat sie vor einer Stunde gefunden. Wie schnell so etwas gehen kann! Heute rot, morgen tot. Der Hund wurde schon ratzfatz ins Tierheim gebracht – na, wir haben in diesem Haus genug Hunde, da schadet einer weniger nichts. Was sagen Sie denn dazu?

Ich brach in lautes Lachen aus und stürmte an Frau Krawitz vorbei. Dabei entging mir ihre empörte Miene nicht, aber ist es nicht wirklich zum Lachen und zum Freuen? Die Prophezeiung meines Meisters hat sich bewahrheitet! Von nun an gibt es keinen Grund mehr, seine Worte in Zweifel zu ziehen.

Der Einkauf nahm viel Zeit in Anspruch, obwohl ich mich bei der Auswahl der Lebensmittel nicht lange aufhielt. Die Kraft, die den Körper durchströmte und in ihm kreiste, war unvermindert und es bereitete keine Schwierigkeiten, alles nach Hause zu schleppen und zu verstauen. Und wieder erhob sich die mahnende Stimme des Barons im Geist: „Richte dich jetzt für den Arztbesuch hübsch her, um nicht aufzufallen, um deine Anstellung bei mir nicht zu gefährden. Gib dir aber zugleich den Anschein einer Erkältung. Das wirst du doch hinbekommen, nicht wahr?“

Natürlich würde ich das hinbekommen! Dazu musste nur vor dem Badezimmerspiegel Rouge um die Nasenlöcher und zwischen Nase und Oberlippe gerieben werden. Die Wangen wirkten auch ohne Hilfsmittel bleich und die Augen glänzten von sich aus fiebrig. Freilich, der nächste Blick in den Spiegel offenbarte etwas, das mich im ersten Moment tief erschreckte: Ein Totenkopf schien durch mein Gesicht hindurch, Höhlen, wo Augen sein sollten, ein zerbrechliches Nasengerüst, im Ober- und Unterkiefer schiefe gelbe Zähne, die für ein breites Grinsen sorgten. Ich stöhnte auf und taumelte zurück.

Das Entsetzen löste sich wie die alte Haut von einer Schlange. Solch ein Totenkopf steckt hinter der schönsten Fratze und diesern hier, der gehört zu dem, den ich willkommen heiße als Freund und Meister. Er gibt mir Kraft, verleiht mir Macht, hebt mich in eine Position, in der ich stellvertretend für ihn handeln kann. Er lässt all die Klatschbasen und fiesen Jungspunds zu Marionetten in meinen Händen werden, die korrupten Politiker und heuchlerischen Pfaffen, die betrunkenen Penner und drogensüchtigen Kleinkriminellen, die aufsässigen Jugendlichen und dominanten Alten, die selbstverliebten Schlagerstars, die arroganten Professoren, die genervten Mütter, die kreischenden Kosmetikerinnen, die Wirtschaftsbosse, die Asylbewerber, die Frauen in der Menopause... Für euch und alle anderen gilt: Fahrt in die Grube, werdet zu Asche oder lasst eure teuren Körper von Würmern auffressen. Leider werdet ihr von diesem Hergang nichts mehr mitbekommen, denn euer Bewusstsein wird dann erloschen sein, von mir ausgeknipst wie das Licht mit dem Schalter, ausgeblasen wie die Flamme einer Kerze. Das Nichts wird euren Geist verschlingen.

Ich saß im Wartezimmer und wunderte mich, dass die Plätze rechts und links von mir leer blieben, obwohl alle anderen Stühle besetzt waren und einige Leute sogar stehen mussten. Ich wunderte mich auch über die mehr oder weniger konsternierten und herablassenden Blicke, welche mir einige Mitpatienten zuwarfen. Bald wurde mir klar, dass sie die Anwesenheit des Todes in mir spürten und die Macht, an der ich teilhatte. Aus Angst weichen sie vor mir zurück und drängen sich zusammen wie eine Schafherde, der sich ein Wolf nähert. Welch jämmerliche Figuren! Aber wartet es ab: Ich werde euch reißen, einen nach dem anderen, werde euch mit scharfen Krallen fetzen, so lange, bis nichts mehr von euch übrig ist als weiße Knochen, die in der Sonne gelb und brüchig werden.

Das Warten dauerte und ich sank in einen Dämmerzustand, in dem ich einzig darauf achtete, den Stock festzuhalten. Schließlich konnte es sein, dass der Baron befahl, ihn auf eine der mich umgebenden Kreaturen zu richten. Das gilt es zu bedenken! Möglich, dass ich begann, mich leise mit der gebieterischen Präsenz in mir zu unterhalten. Die Blicke und Gesten des jämmerlichen Haufens im Wartezimmer verrieten dessen wachsende Beunruhigung. Der Arbeiter im blauen Overall, die zerknitterte Alte, die auf ihrem Rollator hockte wie eine Hexe auf einem Besen, das junge Mädchen mit Kopftuch und Smartphone, die Dicke mit den blondierten Haaren, die in einer Frauenzeitschrift blätterte, die graue Maus, die fortwährend nieste – sie und alle anderen schauten erleichtert drein, atmeten hörbar auf, als ich ins Sprechzimmer gerufen wurde.

Dr. Schumann, mein alter Hausarzt mit dem gelblich-grauen buschigen Schnurrbart, der ihm das Aussehen eines Walrosses verleiht, musterte mich alarmiert, als er mich zum Sitzen aufforderte.

- Sie scheinen sich nicht wohl zu fühlen, Frau Voigt.
- Doch... nein... Es ist eine Erkältung. Eine ziemlich schwere. So eine, die mindestens zehn Tage dauert. Ich brauche eine Krankschreibung.
- Husten, Schnupfen, Heiserkeit?
- Alles drei, und auch Gliederschmerzen. Ich muss ruhen... ruhen...

Die Stimme versagte mir und ich fuhr zusammen, als Dr. Schumann aufstand, sein Stethoskop ergriff und zu mir trat, um mich abzuhören. Sofort befahl mir der Gestaltlose, mich unauffällig zu verhalten, den Pullover hochzuschieben und das kalte Metall auf meiner Haut zu dulden. Die weichen Finger des alten Arztes klopfen meinen Rücken ab und die Stimmen in meinem Kopf – alles Stimmer der Brut des Todes, alles Stimmen seiner Kinder – schwatzten durcheinander, kollerten und kreischten.

- Es klingt ein wenig hohl. Ich will noch Ihren Blutdruck messen.

Der gute Doktor schaute verwirrt auf, als ich nicht mehr an mich halten konnte und zu kichern begann. Es war einfach zu komisch, dieses Affentheater um die Gesundheit. Bei uns allen, ohne Ausnahme, würde irgendwann das Fleisch zu faulen beginnen und bloß noch Nahrung für Maden und Käfer sein. Wozu sich also sorgen? Mein Gegenüber verstand rein gar nichts und blickte mich irritiert und immer besorgter an. Was für ein Dummkopf! Aber es half nichts: Ich musste mitmachen bei dem kindischen Spiel.

Nach der Untersuchung runzelte er die Stirn.

– Heute ist Ihr Blutdruck viel höher als sonst. Das müssen wir im Auge behalten. Wenn er beim nächsten Mal nicht gesunken ist, werde ich Ihnen Tabletten verschreiben... Haben Sie sich am Fuß verletzt?

- Nein. Wieso?
- Sie tragen einen Stock.
- Der ist nicht zum Stützen. Der ist zum Zeigen.
- Zum Zeigen? Worauf denn?
- Ich...

In dem Augenblick ermahnte mich der Allwissende in meinem Kopf, vorsichtig zu sein, es nicht an Schlauheit und Gerissenheit fehlen zu lassen und einer so unwürdigen Kreatur wie dem Doktor nichts zu verraten. Also flüsterte ich:

- Das ist ein Geheimnis, ein großes Geheimnis.

Der Blick, der mich traf, war zutiefst nachdenklich. Dr. Schumanns Nasenflügel weiteten sich und es schien, als würde er unauffällig in meine Richtung schnuppern, um festzustellen, ob von mir ein Geruch nach Alkohol ausging. Er räusperte sich und meinte:

– Sie haben Fieber und sind deswegen ein wenig verwirrt. Am besten, Sie gehen nach Hause und legen sich gleich ins Bett. Ich schreibe Sie für eine Woche krank. Wenn Sie sich bis dahin nicht besser fühlen, kommen sie nächsten Montag wieder zu mir. Hier ist ein Rezept, damit aus Ihrer Erkältung keine Lungenentzündung wird.

Keine fünf Minuten später landete das Rezept in der Mülltonne und die Krankenschreibung in einem schon zu Hause adressierten und frankierten Umschlag im Briefkasten. Somit hatte ich die weltlichen Belange, wie man es mir aufgetragen hatte, nicht vernachlässigt, aber viel wichtiger war es, dass ich das Geheimnis und die Macht des Zeigestocks nicht verraten hatte. Kaum war alles erledigt, wurde es schwarz um mich herum und in mir. Es war ein vollständiger Blackout. Der Baron hatte mit seiner Klauenhand ins Gewebe der Zeit gegriffen und ein Stück davon herausgerissen. Erst, als ich auf dem Küchenstuhl saß, auf dem Tisch vor mir drei akkurat ausgerichtete Flaschen mit Rum, wurde es wieder hell im Geist und die Sinnesorgane nahmen ihre Arbeit auf. Ich lachte entzückt und klatschte in die Hände, denn in dem Licht der tief hängenden Lampe, das sich mit einem von außen kommenden Schein vermischte, funkelte die Flüssigkeit in den Flaschen wie vollendet polierter Bernstein... Warum standen da gerade drei Flaschen? Die Zahl drei bedeutet etwas, nur was, das wollte mir nicht einfallen.

Wie gern hätte ich eine der Flaschen geöffnet und einen Schluck daraus genommen, denn Rum ist ein Trank mit zauberischen, mehr noch, mystischen Qualitäten – und warum das außer mir noch niemand bemerkt hat, ist ein weiteres Geheimnis. Im Moment war mir allerdings der Genuss des Elixiers verwehrt, denn zunächst musste die Helferin des Todes ihrer Aufgabe nachkommen: Sie stand auf, ergriff den Stock, zog Mantel und Stiefel an, kehrte auf die Straße zurück und zeigte auf all die Lebewesen, auf die der Baron aufmerksam gemacht hatte. Es waren samt und sonders Hohlköpfe. Keiner von ihnen hatte den geringsten Schimmer davon, dass ihn der Tod ausgewählt hatte und nun mitnahm in die tosende

Schwärze: Hier einen alten Mann mit wackelndem Kopf, der sich schwer auf seinen Stock stützte, dort ein schwächliches Mädchen mit einem riesigen Schulranzen, drüben eine Studentin, die in der einen Hand ihren Tabletcomputer und in der anderen einen Caffé Latte im Pappbecher trug, auf dieser Seite eine elegante Fünfzigjährige, die penibel darauf achtete, dass ihre hellen Wildlederstiefel keinen Schmutzleck abbekamen, und gleichzeitig nicht ahnte, dass der Krebs in ihr schon metastasiert hatte, an der einen Ecke einen betrunkenen, laut vor sich hinschimpfenden Penner, an der nächsten einen Geschäftsmann, der in seinen Mercedes stieg, das Handy fest ans Ohr gepresst, in der Fußgängerzone einen Straßenmusikanten, der auf seinem Saxophon flotten Swing spielte, an der nächsten Kreuzung... Auf alle diese Menschen und noch viel mehr richtete sich der Zeigestock – mit Tieren gaben wir uns heute nicht ab. Stundenlang lief die Helferin durch die Straßen, benutzte emsig den Zeigestock, kicherte bisweilen oder lachte laut auf und schwatzte ständig mit Meister Tod. Pardon: mit dem Baron. Er war guter Laune und höchst zufrieden mit meinem Fleiß, meiner Unermüdlichkeit, meiner Anständigkeit und nicht zuletzt mit meinem unbedingten Gehorsam.

Es war bereits dunkel, als das Tagwerk beendet war und ich nach Hause zurückkehren durfte – müde, aber glücklich, geradezu euphorisch. Ich versprach meinem hohen Gast ein gutes Essen, ein reichliches Essen, ein köstliches Mahl, das freilich nicht köstlicher sein konnte als das, was wir gemeinsam den Tag über getan hatten. Lebendige Menschen hatten wir verspeist, sie zwischen die Kiefer geschoben und zerbissen, zermalmt, zerrieben, bis von ihnen nichts mehr übrig war als ein Häufchen Staub... Unvermittelt überkam mich ein Gefühl, als hätte dieser ganze Spaziergang nur in meiner Fantasie stattgefunden, während ich in Wirklichkeit stundenlang auf dem Stuhl in der Küche gesessen hatte, und schnell stand ich auf und lief zum Schreibtisch, um die Ereignisse schriftlich festzuhalten und das störende Gefühl und die Unsicherheit zum Verschwinden zu bringen, was auch gelang.

Später aßen wir tüchtig, zwar nicht so viel wie gestern, aber wir schafften es ein weiteres Mal, eine ganze Flasche Rum, unser absolutes Lieblingsgetränk, zu leeren. Beim Trinken gab es Perioden, in denen Zeit, Formen, Raum und auch meine Person aufhörten zu existieren. Das war ausgesprochen seltsam und vage beunruhigend. Ist denn alles nur eine Kulisse, hinter der sich nichts verbirgt?

Unerklärlicherweise (oder das Werk des Barons?) wurde ich von dem Rum nicht so betrunken wie gestern und konnte aufrecht und mit klarem Geist ins Badezimmer gehen, um mich zu waschen. Beim Blick in den Spiegel zeigte sich nicht das mir vertraute Gesicht, das war verschwunden, und auch nicht eine Art Doppelbelichtung, sondern einzig und allein der den schwarzen Zylinder tragende Totenkopf, die Zigarre zwischen den Zähnen. Er grinste mich an und im gleichen Augenblick schoss eine furchtbare Angst in mir hoch, ein namenloser, überwältigender Schrecken. Es war die Hölle. Mit wurde schlecht, ich übergab mich, alles begann, sich um mich zu drehen und ich schaffte es gerade noch ins Bett und versank im Bodenlosen.

Dienstag, 18. Februar: Furchtbar! Furchtbar! Furchtbar! Beim Erwachen am Vormittag war alles ganz anders als gestern. Ein Martyrium hatte begonnen. Eine grauenhafte Angst schnürte mir die Kehle zu. Weiß lag sie auf mir wie ein Leichentuch. Irgendetwas hatte sich in eine reißende Bestie verwandelt und auf mich gestürzt, um jeden Gedanken, jede Erinnerung, jeden Willensimpuls zu vernichten und Finsternis durch ein Loch in meinem Schädel zu gießen. Erst nach geraumer Zeit gelang es mir, das Bett zu verlassen, mich zu waschen und anzuziehen – und auch das Erbrochene im Badezimmer mit unendlich langsamen, unendlich mühseligen Bewegungen wegzuwischen. Danach – die Erinnerung an gestern hatte wieder

voll eingesetzt – sank ich auf meinen Schreibtischstuhl, um die letzten Ereignisse auf das Papier zu übertragen. Allein das Schreiben verschafft mir eine gewisse Erleichterung, eine gewisse Distanz zu den Fragen, die angefangen hatten, sich in mir zu drehen wie ein Karussell, das sich nicht mehr anhalten lässt: Wer bin ich? Was bin ich? Wer ist der Baron, diese höllische Kraft, die mich erobert hat und nun langsam und stetig erdrückt, zermalmt, bis kein Atom mehr von mir übrig ist? Ist er wirklich der Tod, ein Symbol, eine Personifikation, eine Metapher, was weiß ich?

Ob ich der Tod bin? Die Frage kann ich dir beantworten. Ja, ich bin der Tod. Wortwörtlich. Buchstäblich. Und du, du bist nichts. Ein Hauch, der vergeht. Gegen mich kannst du dich nicht wehren, das weißt du. Ich habe deinen Körper übernommen und auch dein Geist ist vollständig in meiner Gewalt. Er wehrt sich schwach. Ach, wie gleicht er einem Küken, das ein Adler, der mit ihm zu seinem Horst fliegt, in seinen Krallen hält! Mein Geschöpf bist du geworden, nicht meine Helferin, nein, das habe ich nur vorgegeben, um deinem Ego, diesem lächerlichen Popanz, zu schmeicheln. Und jetzt hinweg mit deinem Bewusstsein, ich brauche es nicht mehr, es stört nur und deshalb muss es erlöschen.

Was war das? Diesen letzten Absatz habe ich nicht gedacht, nicht geschrieben! Ich war nicht mehr da, einfach nicht vorhanden, hatte mich spurlos aufgelöst, und es war einzig er, der Baron, der Tod, der gedacht und geschrieben hat. Furchtbar! Furchtbar! Furchtbar! Ich habe ihm nichts entgegensetzen, habe weder ein Schild noch ein Flammenschwert, um ihn zu vertreiben, und werde deshalb in die Wüste geschickt.

Eben hatte ich mir widerwillig, nur der Vernunft gehorchend, ein Frühstück zubereitet und mich mit flauem Magen zu einem Bissen gezwungen, doch kaum war dieser heruntergewürgt, da erwachte in mir ein riesiger Hunger. Alles will ich mir einverleiben, alles Lebendige, alles Atmende. Nein, das ist nicht mein Hunger, sondern der Hunger des Todes, und gegen den kann man nichts ausrichten, der verschlingt alles, also verschlinge ich alles, was auf dem Teller liegt, und stürze zum Kühlschrank, reiße die Wurst heraus, den Käse, die Wiener, verschlinge alles, ja, auch die Butter, lecke mir die fettigen Finger ab – und betrachte sie nachdenklich und nehme sie prüfend zwischen die Zähne. An ihnen ist nicht viel Fleisch, nur dünne Haut über Knochen. Die Hände sinken herab.

Nichts ist mehr übrig und es muss für den Augenblick reichen, auch wenn ich, der Baron, nie wirklich satt sein werde. Das Gefühl von Sättigkeit kenne ich nicht. Da ist nichts außer nagender Hunger, unstillbare Gier. Jetzt sollte ich den Körper, der mir zur Verfügung steht, ein wenig in Ordnung bringen, ihn „aufhübschen“, wie es die Menschen nennen. Er soll nicht ins Auge stechen und negativ auffallen in der Masse, damit ich ihn weiter verwenden kann bei meinen Geschäften, damit sie mir nicht in die Quere kommen, diese Toren, die Menschen, die samt und sonders eine Schlinge um den Hals tragen. Man braucht nur zuzuziehen. Den Zeigestock ergriffen und hinaus, hinaus. Geerntet, geerntet, geerntet.

Und so geschah es. Der Tod hatte das Sagen und zwang mich – nein, falsch, ein „Ich“, ein „Mich“, ein „Mein“ gab es nicht auf diesem Streifzug. Der Baron schlenderte allein die Straßen entlang, schlenkerte mit seinem Zeigestock, steuerte die Fußgängerzone an. Er durchkämmte sie systematisch, nahm sich jedes Geschäft einzeln vor und schwenkte die ganze Zeit das Arbeitsgerät in der Hand, während seine Augen flink von einer Seite zur anderen wanderten. Ab und zu hob er den Stock, um auf jemanden zu zeigen: auf einen jungen Verkäufer, der einen Ständer mit Jeans aus einem Geschäft schob, auf eine gehetzte Mutter, die laut ins Handy sprach und zugleich böse Blicke in den Kinderwagen warf, aus dem es schrie und plärrte, auf einen trotz der Kälte und Feuchtigkeit auf dem Boden sitzenden

Penner, der jeden Vorübergehenden um eine Spende anging, auf einen Fahrer, der seinen Lieferwagen vorsichtig und unerlaubt durch die Fußgängerzone manövrierte, auf einen älteren Mann, der in der Sparkasse an einem der Geldautomaten stand, auf eine blasse Verkäuferin, die an der Kasse in einem Schuhgeschäft beschäftigt war.

Schließlich ging der Baron in einen Coffeeshop und genehmigte sich einen Caffe Latte, in den er reichlich Zucker tat. Auf einem Barhocker sitzend, direkt vor der die ganze Vorderseite des Cafés einnehmenden Fensterscheibe, betrachtete er vergnügt die vorbeiströmenden Leute. Von Zeit zu Zeit hob er entspannt seinen Stock und deutete auf jemanden mit einer beinahe spielerisch wirkenden Geste. Er hatte Spaß daran, die Lebewesen aus ihren erbärmlichen Existenzen zu reißen, konnte sie aber mit genauso viel Freude noch ein bisserl darin belassen – am Ende sind sie ihm eh alle verfallen.

Es war bereits früher Nachmittag, als sich der Tod, der Baron auf den Heimweg machte. Vor dem Haus, in dem er Quartier bezogen hatte, ereignete sich ein kurioser Zwischenfall, der ihn zu einem ausgezeichneten Jux animierte, einem kleinen Schmankerl, einem Amuse-Gueule, zum Totlachen. Der kleine Kläffer von Frau Schmitz aus dem ersten Stock war wie gewohnt seinem Frauchen entlaufen und stand laut bellend vor der Haustür. In ein, zwei Minuten würde die dicke Frau Schmitz, hochrot im Gesicht und schwer atmend, um die Ecke biegen und in einem fort jammern: „Böses Hundchen, böses Hundchen, immer musst du mir weglaufen!“ Noch war sie nicht zu sehen, also ergriff der Tod die Gelegenheit und nahm das weiße, sich sträubende und in Panik aufjaulende Bündel hoch. Er öffnete mit der freien Hand die Haustür, verstaute den Schlüssel in der Manteltasche und hatte endlich eine Hand frei, um den unter den Arm geklemmten Zeigestock hervorzuholen und der Töle damit einen gezielten Schlag auf den Kopf zu geben. Das weiße Bündel wurde schlaff, ein Röcheln schlängelte sich aus seiner spitzen Schnauze hervor und es gab keine weiteren Schwierigkeiten mit seinem Transport bis zu der Tür von Frau Voigt. Diese ließ sich auch mit einer Hand problemlos öffnen.

Der Spaß ging in der Küche weiter. Ich will einmal nachsehen, welche Messer Frau Voigt, meine Wirtin, in der Schublade hat. Bestimmt ist darunter ein sehr scharfes. Ja, dieses Filetmesser eignet sich ausgezeichnet für das anstehende Projekt. Und hier ist sogar ein kleines Hackebeil mit einer ganz brauchbaren Schneide. Mehr ist nicht erforderlich. Der Kläffer wird gerade wieder lebendig. Er hebt den Kopf und gibt ein dünnes Winseln von sich. Das Filetmesser sägt in ihn hinein, er windet sich und zappelt zunehmend schwächer. Blut spritzt in hellroten Tropfen hervor, rötet sein Fell, durchtränkt es. Zucke nicht und winsle nicht, du dumme Köter, gegen den Tod kommst du nicht an, der ist zu stark für dich. Das Messer schneidet Keile aus dem Fleisch heraus, an ihnen hängt Fell, einst weiß, jetzt tiefend rot. Das Fleisch zuckt und bebzt ein letztes Mal, zittert immer unmerklicher, bis jede Bewegung aufhört. Bis hierhin war der Verlauf des Schabernacks äußerst interessant, aber nun, da das Hackebeil zum Einsatz kommt, wird es zum Hochgenuss. Ausholen und zack! Ausholen und zack! Es bereitet Mühe, das Beilchen aus der amorphen Masse von Fleisch, Blut, Fell, Organen zu ziehen. Mit viel Ruckeln geht es und rot und braun spritzt es durch die Küche. Und wieder ausholen und zack! Ausholen und zack!

Die Gaudi hat ein Ende. Der Tod betrachtet schmunzelnd das, was von Frau Schmitzens Liebling übrig geblieben ist. Und das ist nicht viel. Überall verstreut sind Fleischklümpchen, Eingeweidefetzchen, und da: Stammt dieses Bröcklein nicht vom Herzen? Wie kann nur so viel Blut in einem so kleinen Körper sein? Der Tod sitzt am Küchentisch und kichert vor sich hin, der Spaßvogel. Er greift sich die Rumflasche und nimmt einen tüchtigen Schluck. Das hat

wirklich Freude gemacht. Ab und zu ist er sich nicht zu schade, die Handarbeit selbst zu verrichten, tüchtig zu malochen...

Was haben ich getan? Entsetzt, ungläubig starre ich auf die Tischplatte, auf den Boden, auf die Schränke. Überall verteilt, sogar an der Decke, sind kleine und kleinste Reste des Hundekörpers. Das habe ich nicht getan, das war ich nicht! Das ist das Werk des Todes. Er hat mich missbraucht, hat meine Hände gebraucht, um diese Schlächtereier zu veranstalten. Ich wollte das nicht, aber nun ist es geschehen. Mit äußerster Abscheu betrachte ich meine armen, blutigen Hände und wanke ins Badezimmer, um sie zu schrubben, bis die Haut gerötet ist. Als nächstes fülle ich den großen Putzeimer mit Wasser, füge reichlich von dem Reinigungsmittel hinzu und beginne, die gesamte Küche vom Boden bis zur Decke zu säubern. Die kläglichen Überreste des Tieres werden eingesammelt und, in Zeitungspapier gewickelt, vorläufig in den Mülleimer gepackt. Morgen werden sie im Hof in der Biotonne entsorgt, morgen, nicht heute, denn heute bin ich zu durcheinander und habe Schwierigkeiten, mich auf die anstehenden Arbeiten zu konzentrieren: die Fliesen gründlichst zu scheuern, die Oberflächen der Möbel blank zu polieren und darauf zu achten, dass nirgendwo, nicht im entferntesten Winkel der Küche ein Blutspritzer zurückbleibt. Das Filetirmesser und das Hackebeil werden ebenfalls bearbeitet, bis sie glänzen und sich in ihren Schubladen höchstens durch den helleren Schein der Klingen von den anderen Utensilien unterscheiden. Beim Reinigen kam mir der Gedanke, dass ich mich gerade wie eine Mörderin verhielt, die alle Spuren ihrer Tat beseitigen will, um nicht in Verdacht zu geraten. Aber ich bin keine Mörderin, obwohl es in meinem Geist eine grauenvolle Erinnerung gibt und ein Entsetzen – und es meldet sich ein Hunger –

- ein geradezu mörderischer Hunger, wie zu erwarten nach diesem Spaß. Ich will im Kühlschrank nachsehen, was mir meine reizende Wirtin auftischen kann. Heute darf ich allerdings nicht zu viel essen, um den schwächlichen, ältlichen Frauenkörper nicht zu sehr zu belasten. Er wird noch gebraucht. Ein köstliches Fladenbrot (ich liebe Fladenbrot), eine Packung Salami, einen Camembert, einen kleinen Kuchen und natürlich Fleisch. Es ist nicht notwendig, es zu braten, roh ist es weich genug... Das Ganze gekrönt von einigen Gläsern Rum und ins Bett. Morgen früh wollen wir ihr gestatten, den Bericht in ihrem Tagebuch zu vervollständigen – und während des Schreibens manchmal selbst eingreifen. Um des Spaßes willen.

Mittwoch, 19. Februar: Ich wache auf und bereits beim Aufwachen erfüllt mich absolutes Entsetzen. Die Erinnerungen an den gestrigen Tag spülen über mich hinweg wie eine Flutwelle. Ein weißglühender Schmerz treibt mich aus dem Bett, ins Bad (kein Blick in den Spiegel!) und nach dem Anziehen sofort hin zum Tagebuch. Worte fließen aus dem Kugelschreiber aufs Papier, nicht um Abstand zu gewinnen, das wäre zu viel verlangt, sondern damit ich mich an sie klammern kann wie an einen Rettungsring. Doch an manche dieser Worte und Sätze kann ich mich nicht klammern, denn sie stammen nicht von mir. Sie sind sogar in einer mir unbekanntem Handschrift verfasst. Der Dämon, der in meinem Inneren haust, hat sie geschrieben, der Dämon, der gestern auf so grausige Weise den Hund getötet hat, der Dämon mit dem Totenkopf, dem Zylinder und der Zigarre, der die Welt für mich zu einem Ort des Schreckens gemacht hat, der mich verklavt hat, mich zu den abscheulichsten Taten zwingt. Das ist nicht der Tod, sondern ein irgendeiner Hölle entsprungener Teufel, der...

– Du irrst dich, meine Liebe, ich bin der Tod, kein Teufel oder Dämon. Ich besitze vollkommene Macht über alles Lebende, seien es Menschen, Tiere oder Pflanzen. Ich bin der Herrscher über die Friedhöfe und ich gebiete auch über Raum und Zeit. Das werde ich dir

jetzt demonstrieren. Siehst du, wie sich dieses Zimmer, in dem wir uns befinden, auf einmal ausdehnt, als bestünden seine Wände aus Gummi? Wie es sich mal in die Länge, mal in die Breite zieht, wie Ausbauchungen aus dem Mauerwerk hervorbrechen und die Verzerrungen immer extremer werden? Hörst du, wie sich das Zimmer füllt mit all den Geräuschen, die mir angenehm sind, Kreischen und Stöhnen, Schnattern und Grölen, Schmerzensschreie und drohendes Gebrüll? Ich hebe die Hand – und sofort ist es still, geradezu *totenstill*. Selbst das schwache Pfeifen in deinem rechten Ohr hat aufgehört. Riechst du das Modrige, Muffige, Faulige in der Luft, das an über Jahrhunderte nicht geöffnete Grabkammern denken lässt, und dann wieder, wie von einem Windstoß hierher getragen, etwas Widerlich-Süßliches? Das ist der Basiston der Verwesung. Schmeckst du auf deiner Zunge das süß-metallische Aroma von Blut, unter das sich das fade und zugleich kräftige Aroma von rohem Fleisch mischt? Und spürst du an deinen Fingerkuppen die Rauheit und Zerklüftetheit alter Knochen, und auch ein Prickeln, das von den Maden und Käfern herrührt, die sich in verwesenden Leibern tummeln?...

Es stimmt, was mir der Tod gesagt hat, jedes Wort stimmt! Ich sehe, wie sich der Raum verzerrt, ich höre Kreischen und Schnattern, furchtbare, unmenschliche Geräusche, die plötzlich aufhören, wie abgeschnitten. Ich wittere den Geruch des Grabes, den Geruch der Fäulnis und fühle, wie es wimmelt und sich windet unter meinen Fingern. Verzeih mir, Tod, dass ich an dir gezweifelt habe, dich einen Dämon, einen Teufel genannt habe! Sei nachsichtig mit mir, denn ich bin bloß eine dumme ältere Frau, während du der Meister bist, der Gebieter, der Herrscher Tod –

– Baron. Nenne mich einfach Baron. Der Titel ist mir am liebsten. Das habe ich dir schon gesagt. Dummes Weib! Vergiss es nicht wieder. Aber ich bin dir nicht böse, dafür bist du zu unwichtig... Mit fällt gerade ein, was du tun kannst, um deine ungunstigen Unterstellungen und deine lästige Vergesslichkeit wettzumachen: Wehre dich nicht, wenn es ans Sterben geht.

Ich werde mich nicht wehren, das verspreche ich. Wann werde ich sterben?

– Bald. Sehr bald. Schau: Ich habe für dich eine dicke, luftdichte Plastiktüte bereitgelegt, außerdem Paketband und eine Schere. Hat sich alles in deiner Küche angefounden. Muss ich erklären, wie es geht? Die Tüte wird über den Kopf gestülpt und mit zurechtgeschnittenen Streifen vom Paketband so am Hals befestigt, dass sich nicht ein Sauerstoffmolekül hindurchmogeln kann. Das wird ein ziemliches Gefummel, weil du doch mit dem Kopf in der Plastiktüte nichts sehen kannst. Aber ich vertraue auf deine Geschicklichkeit... Du wirst reines Kohlenmonoxid einatmen und das wird dir ein sanftes, schmerzloses Ende bereiten – zum Dank dafür, dass du mir so bereitwillig und eifrig gefolgt bist. Außerdem will ich dir ein weiteres Privileg gewähren und dich vorher mitnehmen und dir das Ausmaß meiner Macht vor Augen führen.

Unversehens hatte der Baron meinen Geist verlassen, hatte sich in der Außenwelt materialisiert und stand neben mir. Er legte die knöchigen Arme um mich, zog mich, glitt mit mir senkrecht nach oben und wir flogen, als wären wir nichts als Luft, durch die Zimmerdecke, durch den vollgestopften Dachboden, durch das Dach, hinein in den Himmel. Von oben bot sich ein merkwürdiger Anblick. Über der Stadt verharrend, gewahrte ich mit einem merkwürdig erhöhten Sehvermögen Tausende und Abertausende brennender Kerzen, die einige Meter über Häusern und Straßen schwebten. Manchmal war nur eine einzelne Kerze zu sehen, aber an den Orten, von denen ich wusste, dass sich dort Krankenhäuser befanden, traten sie in ganzen Gruppen auf. Mein Sehvermögen schien sich ins Übermenschliche zu steigern und ich erkannte, dass sie nur Stummel waren und dass eins

nach dem anderen erlosch und keine drei Sekunden nach dem Erlöschen spurlos verschwand, während irgendwo in der Nähe ein weiterer Kerzenstummel auftauchte, flackernd brannte, erlosch und ebenfalls verschwand. Es war ein ständiges Erscheinen und Verschwinden und als der Baron mit mir hoch in den Himmel stieg, breitete sich unter uns ein selbst bei Tageslicht gut sichtbarer Teppich von unregelmäßig verteilten Lichtern aus, die durch ihr permanentes Auftauchen und Erlöschen einen Eindruck fortwährenden Flimmerns hervorriefen.

Der Baron raunte mir zu, dass die Lichter für die Menschen und größeren Tiere standen, bei denen der Sterbeprozess fortgeschritten war. Wenn die Lichter erloschen und verschwanden, war dies das Zeichen dafür, dass das Bewusstsein gerade zu funktionieren aufgehört hatte und die einstigen Lebewesen in das große Nichts gestürzt waren. „Nur ein Sinnbild,“ lachte er behaglich, „ein Sinnbild für die Unermesslichkeit meiner Macht.“ Wir flogen pfeilschnell durch die Wolken, pfeilschnell in den schwarzen, einzig von den Sternen erhellten Himmel hinein, stiegen höher und höher, bis wir in einer beträchtlichen Entfernung mit einem Blick die gesamte Erde umfassen konnten. Der blaue Planet, die Heimat der Menschen, bot sich uns dar, doch die Meere und Kontinente waren kaum voneinander zu unterscheiden, denn über die Oberfläche der Erde war ein flimmerndes goldenes Netz gebreitet, das aus Myriaden von Funken bestand, die unaufhörlich auftauchten und vergingen – Kerzenflammen über Kerzenflammen, alle am Verlöschen, am Ende, verschwindend ohne Überrest. Sterbende, die zu Toten wurden, ausgeknipst, ausgeblasen, verschieden, der Verwesung anheim gegeben...

„Siehst du,“ sagte der Baron, „so viele Leben verlöschen auf mein Geheiß, sei es an Land oder im Meer, im Reich der Säugetiere oder im Reich der Fische.“ Er fasste mit seinen Knochenfingern sanft mein Kinn und drehte meinen Kopf, so dass ich von der Erde weg ins Weltall blickte und das glitzernde Band der Milchstraße über uns wahrnahm. „So viele Sterne,“ hob er wieder an, „so viele Sterne, umkreist von so vielen Planeten, und auf so vielen dieser Planeten wird unaufhörlich gestorben, auf mein Wort hin. Auf einen Wink von mir hin verwandelt sich alles Lebendige in verfaulendes, totes Fleisch. Elemente kommen mir bereitwillig zu Hilfe, wenn es mich danach gelüstet, alles Leben, das sich auf den Planeten entwickelt hat, auszulöschen. Auf einen Wink meiner knöchernen Hand hin verschwinden unzählige Kreaturen im Feuer, im Wasser und in der Erde, und nicht eine Spur bleibt von ihnen zurück. Ich bin der Gegenspieler des Lebens, wir beide bekämpfen uns seit Ewigkeiten. Daran wird sich niemals etwas ändern.“

Nach diesem Ausspruch, der wie ein Urteilsspruch war, wie die scharfe Schneide eines herabsausenden Henkerbeils, schwebte der Baron mit mir zurück zur Erde, und nachdem wir das flimmernde Netz der Lichter, die am Verlöschen waren, passiert hatten und durch die Wolken getaucht waren, erkannte ich unter mir Europa, Deutschland, Berlin, das Haus, in dem ich wohnte – und wie Geister, denen die Materie keinen Widerstand bietet, sanken wir durch das Dach, sanken herab bis in meine Küche. Der Baron setzte mich auf dem Stuhl ab, stellte sich hinter mich, befahl mir, sofort das Gesehene niederzuschreiben, und nachdem ich alles zu Papier gebracht hatte, verschwand er.

Der Kugelschreiber entsank meiner Hand. Ich war betäubt, im Schock. Vor allem aber war ich allein. Vor dem Fenster war es dunkel und abgesehen von dem Schein der kleinen Schreibtischlampe umgab mich Schwärze. Ich horchte. Keine Stimme erhob sich in mir, keine fremde Präsenz machte sich bemerkbar, weder innen noch außen. Der Baron – und mit ihm sein Gefolge – hatte sich von mir zurückgezogen und ich wusste, dass dieser Rückzug endgültig war. Gefühle des Bedauerns und der Einsamkeit brandeten über mich hinweg – aber es war ja klar, was noch zu tun übrig blieb. Die Anweisungen würden bis ins Kleinste befolgt werden, darauf konnte sich mein Herr und Meister verlassen. Heute morgen hat hier am

Schreibtisch der Stock gelehnt, der Zeigestock. Jetzt ist er ebenfalls verschwunden. Das macht nichts, denn er wird nicht mehr gebraucht. Im Moment gilt es, die letzten Sätze zu schreiben, dann ist alles fixiert, bezeugt. Und danach bleibt nichts weiter zu tun, als das Tagebuch zu schließen, sich zu erheben, die Schreibtischlampe auszuknipsen, die Plastiktüte, die Schere und das Paketband zu holen und ins Schlafzimmer zu gehen.

\*\*\*\*\*

Die Stunde war vorüber. Veronika blieb nur wenig Zeit, um ihre Notizen noch einmal durchzugehen und hier und da zu vervollständigen, bevor sich die Tür öffnete und Hordo-Wilkins den Raum betrat. Für einen Moment schien es, als brächte er einen Schwall kalter, klammer Luft mit. Der Eindruck ging schnell vorüber. Der Professor, der genauso totkrank wie am Anfang aussah (ein Anblick, an den sich Veronika nicht gewöhnen konnte), stellte seine voluminöse schwarze Aktentasche auf den Tisch und setzte sich auf den freien Sessel. Alle schlossen ihre Hefter, rückten ihre Notizen zurecht und schauten ihn erwartungsvoll an. Er jedoch erwiderte keinen der Blicke, sondern stützte die Ellbogen auf den Sessellehnen ab, legte die Finger, mager wie Hühnerknochen, so zusammen, dass sie ein spitzes Dach bildeten, und betrachtete dieses Dach mit der Intensität, mit der man ein Kunstwerk in Augenschein nimmt. Seine Lippen waren zu einem Mittelding aus Lächeln und Fletschen von den schiefen Zähnen zurückgezogen. Einen eigenen Hefter hatte er nicht vor sich liegen – offenbar war er mit dem Fall der armen Frau Voigt in allen Einzelheiten vertraut.

Ein, zwei Minuten lang schwieg er und blieb in die Betrachtung des Fingerdaches versunken. Während dieser Zeit wagte keiner etwas zu sagen, und so herrschte eine Stille, die immer drückender und lastender wurde. Der nervöse Siegmund rutschte auf seinem Platz hin und her und schien sich nur mit Mühe eine Äußerung zu verbeißen, während Erika, die Punkerin, an den Metallknöpfen in ihrer Lippe herumspielte und den schweigenden Professor anstarrte wie ein Stier, bevor er auf den Torero losstürmt. Harold Bothgen hatte seinen Hefter in die Hand genommen und saß kerzengerade aufgerichtet, mit einer Miene, als wolle er die Anwesenden mit einer längeren Rede beglücken, sowie sich eine Gelegenheit dazu bot. Einzig Raphael hatte sich entspannt zurückgelehnt und lächelte gelassen. Dagegen hatte Veronika mit dem Eindruck zu kämpfen, sie würde zusammenschrumpfen, immer kleiner und kleiner werden, um schließlich als Miniaturausgabe ihrer selbst in einem zehnmal zu großen Sessel zu kauern.

Endlich ertönte aus Hordo-Wilkins` Mund die ersehnte erste Frage:

– Zu welcher Diagnose sind Sie im vorliegenden Fall gekommen?

Wie nicht anders zu erwarten, war es Harold Bothgen, der sogleich mit einer Antwort herausplatzte.

– Paranoide Schizophrenie, ist doch klar.

Ohne die Haltung zu verändern, ohne den Blick von dem Fingerdach zu nehmen, als wäre er davon hypnotisiert, fuhr der Professor mit emotionsloser Stimme fort:

– Aha. Können Sie das bitte näher erläutern?

Auf eine solche Aufforderung hatte der Hipster nur gewartet. Er warf einen triumphierenden Blick in die Runde, überflog kurz seine Notizen, räusperte sich und legte los:

– Wir haben bei dieser Patientin eine für Schizophrenie typische Störung ihres Erlebens und ihrer Welt. Charakteristisch für Schizophrenie ist auch die bei ihr auftretende Dysfunktionalität, also eine erhebliche Beeinträchtigung bei der funktionstüchtigen Bewältigung ihres Lebens.

Mit unpassender Piepsstimme, aber um so mehr Verve warf die Punkerin ein:

– Danke für die Aufklärung, aber erstens wissen wir alle, was eine Dysfunktionalität ist, zweitens ist Frau Voigt keine Patientin, weil sie gestorben ist, bevor sie Patientin werden konnte, und drittens ist die Dysfunktionalität kein auf die Schizophrenie beschränktes Symptom.

– Genau!

Siegmund nickte lebhaft und fügte hinzu:

– Dysfunktionalität wird in der Literatur allgemein als das entscheidende Symptom jeder Psychose angesehen.

Harold musterte seine Kritiker mit solcher Herablassung, dass es einer Beleidigung gleichkam.

– Das ist durchaus korrekt, aber zusätzlich zu diesem generellen Symptom befindet sich die Kranke über längere Zeit hinweg in einem oneiroiden, also einem traumartigen, verworrenen Zustand. Gefühlsmäßig ist sie wie gebannt von den dramatischen, fantastisch ausgestalteten Szenen, die ihr kranker Geist geschaffen hat und die um das Problem des Todes kreisen. Der Tod wird, wie es bei einigen akuten Formen von Schizophrenie durchaus vorkommt, halluzinatorisch als wirkliche Person erlebt, eine Person, von der sich die Kranke verfolgt fühlt, womit wir bei der paranoiden Prägung ihrer Schizophrenie wären.

– Wieso verfolgt?

Die Punkerin beugte sich vor. Anklagend richtete sie ihren Zeigefinger auf Harold, den Unerträglichen.

– Von Anfang an schwankt sie zwischen Angst und Entsetzen auf der einen Seite und auf der anderen freudige Begeisterung. Insgesamt gesehen überwiegt die Begeisterung. Sie heißt die Wahngestalt herzlich willkommen und sie akzeptiert bereitwilligst deren Forderungen. Harold seufzte genervt.

– Natürlich heißt sie die Wahngestalt willkommen, denn mit dieser selbst geschaffenen Erscheinung kann sie ihre Minderwertigkeitsgefühle kompensieren und ihren Narzissmus nähren.

– Was denn noch alles?

Erika hatte sich auf Harold eingeschossen.

– Schizophrenie, Paranoia, Minderwertigkeitskomplexe, Narzissmus... Es ist äußerst unwahrscheinlich, dass bei einer einzigen Person die gesamte Bandbreite psychotischer Störungen in Erscheinung tritt.

An der Stelle ließ sich Raphael vernehmen.

– Ich glaube, wir stimmen alle darin überein, dass Frau Voigt einen Fremdbeeinflussungswahn entwickelt hat, der von ihr zeitweilig als beglückend und bereichernd und zeitweilig als bedrängend, unheimlich und versklavend beurteilt wird.

– Genau.

Harold, den Erikas vehemente Kritik wohl mehr verdross, als er es zugeben wollte, nickte heftig und fuhr fort:

– Formulieren wir es präziser. Die Kranke ist von einem Duplizitätswahn ergriffen, bei dem ihr Ich einen Teil von sich abgespalten hat. Diesen Teil nennt sie den Baron, den Tod. Eine solche Abspaltung ist typisch für Schizophrenie, mehr noch, sie ist das entscheidende Kriterium der Schizophrenie!

Der Professor hatte sich bis jetzt nicht gerührt, sondern blieb versunken in die Betrachtung des Fingerdaches, und als sich nun seine dunkle, ruhige Stimme vernehmen ließ, änderte sich nichts an seiner Haltung:

– Vergessen wir für den Moment die Schizophrenie und konzentrieren uns auf Entstehung und Verlauf des im Bericht geschilderten Wahns. Wie hat er begonnen?

Harold öffnete den Mund, um zu antworten, aber dieses Mal war Siegmund schneller.

– Soweit es an dem Bericht ersichtlich ist, wurde der Ausbruch des Wahns vorbereitet von einem allgemeinen Klima der Unzufriedenheit mit der Berufs- und der Lebenssituation, gepaart mit Wechseljahrsbeschwerden und vielleicht auch einer leichten Winterdepression. Der Auslöser, durch den der Wahn schließlich in Bewegung gesetzt wurde, war ein mit dem Tod der beiden Mitarbeiter zusammenhängendes Trauma.

– Falsch!

Erika richtete jetzt den anklagenden Zeigefinger auf Siegmund.

– Bereits am Abend vor dem Tod von Herrn Meyer und Birgit hatten sich bei der Kranken massive Halluzinationen eingestellt. Erinnern wir uns nur an die Maden im Topf und die zuerst undeutlich wahrgenommene fantastische Gestalt. Die traumatischen Erlebnisse am folgenden Tag haben höchstens als Beschleuniger und Verstärker gewirkt.

Siegmund nickte und fuhr fort.

– Mit dem Tod der beiden engen Mitarbeiter brach die Furcht vor dem eigenen Tod hervor und der Tod wurde zu dem alles bestimmenden Element des Wahns.

Ohne dass sie es wollte, ganz von allein kam es leise und langsam aus Veronikas Mund:

– Aber woher wissen wir denn, dass Herr Meyer und Brigit wirklich gestorben sind?

Wieso glauben wir Frau Voigts Schilderung an der Stelle und an anderen nicht?

Ohne seine übrige Haltung zu ändern, hob Hordo-Wilkins seinen Kopf und drehte ihn in Veronikas Richtung. Seine dunklen, in Höhlen versunkenen Augen fixierten sie und bei dem ausdruckslosen, weder Interesse noch Zustimmung oder Ablehnung verratenden Blick wurde ihr unheimlich zumute und sie wünschte, sie hätte nichts gesagt.

– Richtig, Frau van Maaren, aus dem Bericht lässt sich sein Realitätsgehalt nicht erschließen. Wir wissen aber, dass nach dem Tod der Verfasserin die Polizei Ermittlungen eingeleitet und festgestellt hat, dass Herr Meyer und Birgit auf die geschilderte Weise umgekommen sind. Außerdem hat Frau Voigts Hausarzt bestätigt, dass sie seine Sprechstunde besucht und von ihm eine Krankschreibung erhalten hat. Ihre Nachbarin Frau Herrmann ist, wie beschrieben, über Nacht an einem Herzanfall gestorben und die Überreste des getöteten Hundes – nicht sehr viel, das kann ich Ihnen versichern – wurden in Frau Voigts Mülleimer gefunden. Das sind die Fakten... Wer von Ihnen möchte den Verlauf ihrer Krise nachzeichnen?

Automatisch griffen alle zu ihre Notizen – alle außer Harold, der nicht den Notizblock, sondern das Wort ergriff und gleich in medias res ging.

– Als erstes treten bei der Kranken einige harmlosere Wahnvorstellungen auf, wie das auf dem Boden in der Diele liegende Buch und die durcheinandergebrachten Sitzgelegenheiten. Sie gehen mit Erinnerungslücken einher. Bei Frau Voigt ist die Erinnerung daran blockiert, dass sie Buch und Sitze selbst verrückt hat, bevor sie zur Arbeit ging. Die Maden in der Suppe sind bereits eine ausgewachsene Halluzination, wobei die Kranke zu dem Zeitpunkt noch ahnt, dass sie in die Psychose abgleitet. Wie bei Psychotikern üblich, will sie diese Wahrheit nicht anerkennen – sogar Alzheimer ist ihr lieber. Sie versichert sich wiederholt, dass ihr Bewusstsein klar ist und dass ihr Denken funktioniert – diese Form von Realitätsverweigerung ist ebenfalls für Geisteskranke typisch. Akustische Halluzinationen setzen ein und die optischen verdichten sich, bis sie eine schimärische Gestalt in ihrem Schlafzimmer wahrnimmt. Sie hat das Trug-Empfinden einer unsichtbaren Präsenz hinter ihr, was genauso charakteristisch für Psychotiker ist. Mitunter sitzt sie in einem katatonischen Zustand in ihrer Küche auf einem Stuhl. In diesem Zustand arbeitet ihr Kurzzeitgedächtnis nicht mehr, so dass es meinem Urteil nach überaus wahrscheinlich ist, dass ihre von ihr beschriebenen Streifzüge durch die Stadt kaum oder gar nicht stattgefunden haben. Einmal kommt ihr sogar selbst diese Idee. Nach der angeblichen Verschmelzung mit dem halluzinierten Tod versucht sie sich an keiner rationalen Erklärung mehr, sondern schwankt

zunehmend zwischen Entsetzen und Ekstase. Eine Anzahl notwendiger Hemmungen – mit Freud könnte man auch sagen: das Über-Ich – verschwindet, und das führt zu Fressattacken und einem übermäßigen Alkoholkonsum. Sadistische Triebe werden entfesselt. Der Verlauf dieser Psychose gipfelt in der Tötung des Hundes. Gleichzeitig nehmen die Blackouts zu. Das Ich-Gefühl wird immer brüchiger, bis die halluzinierte Gestalt im Inneren völlige Selbstständigkeit erlangt und sogar zeitweise auf den Schreibprozess übergreift. Als Kompensation für das schwindende Ich-Gefühl findet eine zunehmend stärker werdende Selbstüberhebung statt, begleitet von einer Herabsetzung der sie umgebenden Menschen. Zeit und Raum verzerren sich und die Psychose gipfelt in dem halluzinatorischen Flug über die Erde.

Harold hatte bis jetzt so überstürzt gesprochen, dass er Atem schöpfen musste. Diese Gelegenheit nutzte Siegmund zu einer Ergänzung:

- Wie es zu erwarten war, bemerkt die Kranke nicht, dass ihr Flug in sich unstimmig ist. Die dabei auftauchenden und verschwindenden Kerzenflammen sind zuerst direkt über den Häusern und Straßen, dann etwas höher, über der Stadt, und am Ende als Netz über die Erde gebreitet. Der Kranken fällt nicht auf, dass sich die Kerzenflammen ihrer kontinuierlich erweiterten Perspektive anpassen und das heißt ein zur Gänze subjektives Phänomen sind.

Harold, der wegen der Unterbrechung die Stirn gerunzelt hatte, nickte gnädig und beendete seinen Vortrag:

- Nach diesem an Grandiosität nicht mehr zu überbietenden Klimax, der als Überkompensation eine Steigerung des brüchigen Selbst ins Titanische beinhaltet, erfolgt logischerweise der Absturz. Er ist so tief, dass er der Kranken unerträglich erscheint und sie glaubt, ihm nur durch Selbstmord entgegen zu können.

Beifall heischend blickte er zum Professor hin, doch der rührte sich nicht – allerdings kam es Veronika vor, als wäre sein Gesicht im Laufe dieses Vortrags noch grauer geworden. Ihr fiel erst jetzt richtig auf, wie spitz seine Nase war. Er betrachtete das Fingerdach so konzentriert, als gäbe es nichts anderes auf der Welt. Alle schwiegen. Von draußen her grollte Donner und für einen Moment flackerte das elektrische Licht. Als das Schweigen unerträglich geworden war und die Kehlen aller Seminarteilnehmer zuschnürte, kam es aus seinem Mund wie von weither:

- Welche Bedeutung hat das Schreiben für Frau Voigt?

Die Befragten atmeten hörbar auf und begannen abermals, in ihren Notizen zu blättern. Raphael Winterfeld wollte sich zuerst melden, da aber der Professor nicht hochschaute, frag er statt dessen sanft und freundlich, wie es seine Art war:

- Sind alle einverstanden, dass ich antworte? Gut. Also: Das Schreiben ist für die Kranke eine Zuflucht, ein Rettungsanker. Sie glaubt, dass sie wie eine Zauberin die verstörenden Wahnvorstellungen auf dem Papier bannen kann – sie spricht selbst von „bannen“ – und das bedeutet, dass durch den Schreibprozess die Halluzinationen in einen Abstand gerückt, objektiviert, in ihrer Wirkung neutralisiert werden. Auf die Weise erhält Frau Voigt ein Empfinden für die Realität zurück und stabilisiert sich selbst immer von neuem. Aber dann verliert der Schreibprozess für sie seine quasi magische Kraft und kann sie nicht mehr davor bewahren, dass ihr der Boden unter den Füßen weggezogen wird, denn die abgespaltete Persönlichkeit greift auf die Schreibarbeit über. Dadurch ist ihre Identität vollends zerstört und es gibt keinen Garanten für Sicherheit mehr.

Harold, der es offenbar nicht ertragen konnte, dass sich ein anderer ausführlich äußerte, fiel ein:

- Demnach haben wir es hier mit einem Bruch zwischen Ich-Selbst und Umwelt zu tun, den Freud als typisch für die Psychose charakterisiert. Delirien und Dämmerzustände

wechseln sich ab. Das Tagebuchschreiben kann nicht verhindern, dass das Ich nicht mehr als ein einheitliches, zusammenhängendes Gebilde erlebt wird, ein von anderen Wesen unterschiedenes Gebilde. Die Orientierung im Körper ist verloren gegangen und das Gesicht wird nicht mehr als besonderer Träger der Ich-Identität wahrgenommen. Im vorliegenden Fall zeigt sich dies daran, dass die Schizophrene – pardon, die Psychotikerin – im Spiegel mit zunehmender Deutlichkeit das Gesicht der halluzinierten Person und kaum noch ihr eigenes erblickt. Dies ist ein weiteres Indiz dafür, wie vollständig sich im Laufe der Krise ihr Wahrnehmungsfeld umstrukturiert. Das Hören von als fremd empfundenen Stimmen hat seinen Anteil am progressiven Verlust der Ich-Konsistenz, und die Halluzinationen werden in wachsendem Maße intensiver und ausgestalteter...

– Und das, – piepste die Punkerin dazwischen – ist nicht sehr häufig bei Schizophrenie.

Harold antwortete der sichtlich verärgerten Punkerin von oben herab:

– Es ist aber auch kein Ausschlusskriterium – und für eine Schizophrenie spricht die Aggressivität, die bei der Kranken allmählich an die Oberfläche kommt.

Siegmund murmelte: „Andere Geisteskrankheiten sind in der gleichen Weise mit Aggressivität verbunden.“, Erika schnaubte: „So allgemein dahergesprochen, geht das völlig in die Irre!“, aber Harold ließ sich nicht beirren:

– Diese Aggressivität kulminiert in dem Angriff auf den Hund. Der Angriff lässt sich als Versuch – inadäquat, zugegeben – deuten, der durch die Desintegration des Ich bedingten Panik etwas entgegenzusetzen. Um das nach der Tat auftretende Schuldgefühl zu beruhigen, wird die Attacke als fremdgesteuert hingestellt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist auch die letzte große Halluzination, bei der die Psychotikerin in ihrer Vorstellung im Universum schwebt, fern von jeder Wirklichkeit, darauf zurückzuführen, dass sie unbewusst die größtmögliche Distanz zu ihrer Bluttat einnehmen möchte. Sie schiebt die Annahme, sie sei in der Gewalt einer unendlich überlegenen fremden Macht, vor, um sich mit ihrer Aggressivität nicht auseinandersetzen zu müssen, und sie klammert sich so fest an dieses Wahn-Konstrukt, dass sie sich sogar bei ihrem Suizid am Ende vorspielt, sie würde auf einen angeblichen Befehl hin handeln.

Er schielte stolz in Richtung Hordo-Wilkins, der abrupt den Kopf hob und mit seiner wohlklingenden Stimme verkündete:

– Und damit endet die Geschichte der guten Frau Voigt, damit enden ihre Erlebnisse, von denen sie uns so anschaulich berichtet hat, denn von ihrem eigenen Tod konnte sie nicht berichten. Der Tod ist jenseits jeglicher Perzeption, jeglicher Sprache.

Er ließ ein schauriges Lachen ertönen.

– HAHHAHAHA. Sehr, sehr schön. HAHHAHAHA. Da waren sie aber fleißig und haben die Literatur zum Thema Wahn durchgeackert. HAHHAHAHA. Zur Belohnung dürfen Sie, lieber Herr Bothgen, jetzt mit in mein Labor im Keller kommen. Dort werde ich Ihnen etwas zeigen, was Sie erstaunen und sogar ein wenig irritieren wird.

Unvermittelt erhob er sich, holte einen Stoß Hefter aus der Aktentasche und warf ihn auf den Tisch.

– Die anderen lesen sich bitte den Erfahrungsbericht von Herrn W. durch. Dafür ist eine Stunde Zeit. Danach komme ich wieder und bespreche mit Ihnen die zweite Darstellung.

Sein dünner, spitzer Zeigefinger bedeutete Harold Bothgen, ihm nach draußen zu folgen. Dieser war vor Freude ganz rot im Gesicht. Er raffte eilig seine Sachen zusammen, warf einen höhnischen Blick in die Runde und stolperte hinter dem Professor her nach draußen. Die Tür schloss sich. Vier junge Leute, die sehr verblüfft waren, blieben zurück.

Veronika war so enttäuscht, dass sie den Tränen nahe war. Sie hatte geglaubt, der große Hordo-Wilkins würde eine ausgedehnte Diskussion in Gang bringen, dafür sorgen, dass auch die schüchternste Person zu Wort kam, alle Beiträge würdigen und am Ende einige erhellende Worte hinzufügen, die es zuwege brachten, die Krankheit der Tagebuchschreiberin als ein wohlgeordnetes, in allen Einzelheiten verständliches Tableau vor die dankbare Zuhörerschaft zu stellen. Nichts davon war geschehen. Statt dessen hatte der arroganteste, penetranteste, widerlichste Teilnehmer die Zügel in die Hand genommen, hatte ausgiebig aus der Literatur geschöpft, ohne etwas Eigenes, Originelles beizutragen – und war dafür gelobt, hervorgehoben, belohnt worden. Das war zutiefst ungerecht und wenn Veronika um sich blickte, konnte sie sehen, dass die übrigen genauso dachten. Erika Neubauer zerrte wütend an den Metallknöpfen in ihrer Lippe, Siegmund Lermoos blies die Wangen auf und murmelte: „Idiot, Idiot, Idiot...“ vor sich hin (wobei nicht klar war, wen der beiden Entschwundenen er meinte), und selbst der so ruhige Raphael Winterfeld schien leicht irritiert. Er war es aber, der sich als Erster fing: Er zuckte mit den Achseln, ergriff die Hefter und verteilte sie an die Zurückgebliebenen. Veronika sagte sich, dass nichts anderes übrig blieb, als weiterzumachen und auf eine bessere Chance bei der nächsten Besprechung zu hoffen. Immerhin hatte der Professor sie als Einzige angeschaut! Sie atmete einmal tief durch und begann zu lesen.

### **Bericht von Herrn W.**

Montag, 23. April: Die Ereignisse dieses Tages fallen so sehr aus dem Rahmen und erscheinen so ungeheuerlich, dass es unumgänglich ist, sie zu systematisieren, sie in eine gewisse Ordnung zu bringen, die vielleicht nicht hundertprozentig den Anforderungen einer Chronologie und intellektuellen Aufarbeitung entspricht, die jedoch hilft, jeder Verwirrung, jeder Fantasterei und Faselei einen Riegel vorzuschieben. Es wird mit Fakten begonnen, mit sauberen, harten Fakten, auf die man sich zuverlässlich stützen kann. Danach sollen Mutmaßungen erwogen werden, die zwar auf den Fakten beruhen, daneben aber ein Element von Unsicherheit beinhalten und sich dem Reich bloßer Spekulation, reinen Spintisierens bedenklich nähern. Als letztes werden diverse heikle Punkte (Erlebnisse, Erfahrungen) beleuchtet, die sich bislang jeglicher rationalen Erklärung entziehen wollen. Vielleicht werden sich im Laufe dieser Niederschrift einige Deutungsmöglichkeiten herauskristallisieren, die den Verstand zufriedenstellen. Beginnen wir mit den erfreulich festen Tatsachen, bevor wir uns auf problematisches Terrain vorwagen.

*1. In der Sphäre der Fakten:* Adelgunde hatte bereits gestern, am Sonntagabend, wenn auch unter Murren den Kaffee gekocht und in eine Thermoskanne abgefüllt, so dass ich früh bloß zwei Toastscheiben bräunen und mit Butter bestreichen musste und sogleich das Frühstück einnehmen konnte. Natürlich hielt es meine Frau, wie schon seit Jahren, nicht für nötig, ihrem Gatten dabei Gesellschaft zu leisten, sondern schlief tief und fest. Das focht mich wenig an, besonders, da in ihrer Abwesenheit die Gefahr unerwünschter Zwischenfälle verringert ist und ich auch wirklich um Punkt 7 Uhr den Wagen starten und zur Arbeit fahren konnte.

In der Firma verbrachte ich die Zeit bis zur Mittagspause mit einer komplizierten Berechnung, bei der zahlreiche Vektoren berücksichtigt werden mussten. Sie erforderte meine volle Aufmerksamkeit und konnte erfolgreich beendet werden, ohne dass Ungenauigkeiten und Unwägsamkeiten das schöne Ergebnis beeinträchtigten. Ein solches Resultat lässt keine Wünsche offen!

In der Kantine setzte sich der stellvertretende Direktor der Firma neben mich, was mich mit nicht geringem Stolz erfüllte. Beim Essen diskutierten wir zum wiederholten Male die Frage, warum sich im Laufe der Rückabwicklung des Donator-Deals ein solch auffälliges Minus ergeben hatte. Menschliches Versagen, ein technischer Lapsus oder ein Betrugsversuch? Diesen Alternativen gehen wir seit einem Monat nach und kamen auch heute nicht zu einer endgültigen Bewertung. Zu sehen, wie sich die Debatte im Kreise drehte, frustrierte uns beide, ohne dass sich daran etwas ändern ließ.

Der Nachmittag verging mit verschiedenen Dokumentationen und Kontrollen. Außerdem musste der neue Kollege Ferdinand Seifner weiter eingearbeitet werden. Ein angenehmer Mensch, der meinen Erklärungen die nötige Achtsamkeit entgegenbringt, meine Ratschläge freundlich und bereitwilligst annimmt und fleißig und still seiner Arbeit nachgeht. Bis zum Abend gab es keine Komplikationen, die notwendigen Berechnungen konnten zügig und in voller Klarheit erledigt werden. Zahlen bleiben dort, wo sie hingehören, und sie lassen sich nach unwandelbaren Gesetzen kombinieren. Sie lügen nicht, sie geben nicht vor, anders zu sein, als sie sind, sie richten kein Chaos an. Wäre nur meine Frau eine Zahl!

*2. In der Sphäre der Mutmaßungen:* Das letzte unbestreitbare, verlässliche Faktum war meine Rückkehr nach Hause um 18 Uhr. Mit dem Aufschließen der Wohnungstür ließ ich bedauerlicherweise das geordnete Reich der Zahlen hinter mir und tauchte ein in einen Sumpf aus Spekulationen, Zweideutigkeiten, Flunkereien, Zweifel und Doppelbödigkeit – und dieser Sumpf verkörpert sich in niemand anderem als meiner Frau Adelgunde! Ein erster Blick in das kleine Wohnzimmer und Missbehagen und Widerwille überfielen mich wie reiße Wölfe ein Lamm. Adelgunde hockte vor dem Fernseher und verfolgte das unsägliche, jeder Logik spottende Geschehen ihrer Lieblings-Vorabendserie. Sie trug ihre üblichen hautengen Jeans und ein graues, nicht allzu sauberes Sweatshirt, das übersät war mit den Überresten der Chips, die sie knabberte. Vor ihr stand ein volles Glas Rotwein. Die Flasche daneben war nur noch zur Hälfte gefüllt. Ihre Augen blieben an den Bildschirm geheftet, doch sie hatte das Öffnen der Tür bemerkt und frug mit ihrer scharfen, hellen Stimme, die vor Sarkasmus triefte:

– Na, hat mein Ernst wieder den ganzen Tag mit Zahlen jongliert?

Mich überkam die gewohnte Mischung aus Hilflosigkeit und Abneigung, und ich konnte wie immer nichts Rechtes erwidern, sondern lediglich fragen:

– Was hast du den ganzen Tag gemacht?

Sie nahm einen Schluck aus dem Glas und würdigte mich keiner Antwort. Ich versuchte es mit einer weiteren Frage:

– Hast du wenigstens das Abendessen vorbereitet?

Ihre einzige Reaktion war ein weiterer Schluck aus dem Glas und ein unmissverständliches, feindseliges:

– Hau ab!

Das Gefühl von Hilflosigkeit wurde unerträglich stark, aber was blieb da zu tun?

Achselzuckend schloss ich die Wohnzimmertür und ging in die Küche, während ich ihr im Stillen all die Vorhaltungen machte, die angebracht waren. Warum unternahm sie nun, da sie schon seit drei Jahren arbeitslos war, keine ernsthaften Anstrengungen, um an diesem Zustand etwas zu ändern? Warum lebte sie ganz und gar von meinem Lohn und ging nicht zum Arbeitsamt? Und wenn sie schon mit dem Dasein einer Hausfrau zufrieden war: Warum führte sie den Haushalt nicht gewissenhafter und machte mir, dem einzigen Ernährer, das Leben nicht etwas behaglicher? Warum sorgte sie nicht für mein leibliches Wohl, sondern versank in Passivität und labte sich seit zwei Monaten nicht bloß am Wochenende, sondern auch in der Woche ausgiebig am Rotwein? Sie hatte doch bei ihrer Mutter miterlebt, wie schnell

ein solches Verhalten zur Sucht führen kann! Würde ich sie mit diesen Vorwürfen konfrontieren, dann würde sie meine berechtigten Vorhaltungen mit verstocktem Schweigen oder gar mit Beschimpfungen beantworten. Ihre Anschuldigungen, die sie oft genug äußert, sind im Unterschied zu meinen von absurderlich Kindlichkeit: Ich sei ein eiskalter Zahlenmensch, dem jedes Einfühlungsvermögen abging, ein Spießer, der sie beengte und ihr die Luft zum Atmen nahm, ein Nörgler, der sie mit seinen Ordnungsvorstellungen tyrannisierte, sobald er den Fuß über die Schwelle setzte usw. usw. Nicht zu vergessen die seit unserem Unzug permanent wiederholte Kritik daran, dass ich den größten Raum der Wohnung als mein Arbeitszimmer requiriert habe und ihn auf Dauer verschlossen halte, obwohl ich ihn nur dazu benutze, dort jeden Abend an meinem Tagebuch zu schreiben. Warum dieser unaufhörliche Strom von Anklagen aus ihrem Mund, vollkommen aus der Luft gegriffener Anklagen, bei denen ihre sonst so stumpfen blauen Augen blitzen und ihre käsigen Wangen hektische rote Flecken bekommen? Es ist so absurd: Sieht sie denn nicht, dass ich als alleiniger Ernährer Anspruch auf ein eigenes Arbeitszimmer erheben und in ihm tun und lassen kann, was ich will? Was ist aus dem seriösen jungen Mädchen geworden, das mit mir stundenlang Zukunftspläne schmiedete und mir so aufmerksam zuhören konnte?

Während ich das Abendbrot vorbereitete, dachte ich bitter, dass es keinen Sinn hatte, ihr diese Fragen laut zu stellen. Selbst unter Folter würde sie nicht ernsthaft antworten. Es ist mir schleierhaft, was in Adelgunde vorgeht, und es bleibt mir nichts weiter übrig, als mich in Spekulationen zu ergehen, gleichgültig, wie zuwider mir solche Possen sind. Was treibt meine Frau umher? Ist es Frust über ihre Situation (die sie mit etwas Einsatz leicht ändern könnte)? Sind es die Wechseljahre (die bei einer 41-jährigen sicher in vollem Gange sind)? Hat sie sich in jemand anderen verliebt? Letzteres glaube ich eher nicht, denn es gibt keine Indizien, die dafür sprechen würden. Wie verhasst mir diese Mutmaßungen sind, dieses „ich glaube“, „ich denke“, „vielleicht“, „wahrscheinlich“, „möglicherweise“! Das ist ein tiefer, tiefer Sumpf, in dem man sich abstrampelt, um festen Boden unter den Füßen zu finden und dabei weiter nach unten in die zähe Masse einsinkt. Was für ein Glück, dass wir keine Kinder haben! Was sollte aus Kindern, denen täglich vor Augen geführt wird, wie wenig Eigeninitiative ihre Mutter entwickeln kann und wie irrational sie sich verhält, anderes werden als arbeitsscheue Nichtsnutze, die auf Kosten der Fleißigen, der Pflichtbewussten leben?

*3. Unerklärliche Begebenheiten:* Der Abend sollte jedoch nicht wie die vielen Abende zuvor enden, in einem Wirrwarr aus Trägheit, verstocktem Schweigen, Sticheleien und vor allem meinerseits Vermutungen über Vermutungen, die sich in keiner Weise verifizieren oder falsifizieren lassen und mich deswegen permanent in einen Zustand vagen Grolls versetzen. Es trat etwas viel Schlimmeres ein: Ich wurde aus heiterem Himmel mit mysteriösen, sogar beängstigenden Erscheinungen konfrontiert, denen sich mit souveräner Ruhe und kühler Einschätzung nicht beikommen ließ. Selbst mein verehrter Herr Papa, zu Lebzeiten immer die Nüchternheit und Gelassenheit in Person, wäre in Anbetracht solcher Phänomene, wie ich sie erleben musste, in Verwirrung geraten.

Doch der Reihe nach, um die Konfusion nicht unnötig zu steigern. Nachdem ich die Brote mit Butter bestrichen und mit Käsescheiben belegt und das benutzte Messer gleich abgewaschen und abgetrocknet hatte, wollte ich es in die entsprechende Schublade zurücklegen. Meine Hand zog diese Schublade auf und das Licht der direkt darüber hängenden Küchenlampe fiel auf ihren Inhalt. Die gezackte Schneide eines langen Messers blitzte auf und zugleich flüsterte mir eine tiefe, spöttische Stimme – die Stimme einer Frau – ins Ohr:

– Findest du nicht auch, dass das ein schönes Messer ist? Gerade richtig, um Adelgunde damit die Kehle durchzuschneiden. Verdient hat sie es allemal.

Mit einem erstickten Laut fuhr ich herum. Niemand stand hinter mir. In der Küche befand sich keiner außer mir. Möglichkeiten, sich hier zu verstecken, gab es nicht. Aber ich hatte doch die Stimme deutlich vernommen! Sie war mir vollkommen unbekannt, rau, vom Ton her ein wenig vulgär und trotzdem klang sie anders, vornehmer als bei den ungebildeten Weibern aus dem Volke, die ihr Leben lang geraucht haben, die auch dem Alkohol nicht abgeneigt sind und für die Drogen, Scheidungen, uneheliche Kinder, Prügeleien, vielleicht sogar Knast keine Fremdwörter sind. Die körperlose Stimme hatte sich nach jemandem angehört, der sich kein X für ein U vormachen lässt und außerdem eine ungeheure, eine unvorstellbare innere Kraft besitzt. Zugleich war ihr eine sinnliche Qualität eigen, die mich erschreckte und zugleich auf eine Weise faszinierte, wie mich seit Jahren nichts mehr faszinieren konnte. Wer war die Besitzerin dieser Stimme? Wo hielt sie sich auf? Ein, zwei Minuten lang stand ich wie angewurzelt und nur meine Augen spähten umher.

Schließlich erwachte ich aus der Erstarrung und holte das Tablett, um Geschirr und Besteck daraufzustellen. In Gedanken war ich immer noch mit den Worten der Frau beschäftigt, zuerst mehr mit ihrem Klang, dann zunehmend mit ihrem Inhalt. Wieso sollte es Adelgunde verdient haben, getötet zu werden? Sicher, ihre Trägheit, Unordentlichkeit, Zanksucht, die Neigung zum Alkohol, ihre Hysterie und Unzugänglichkeit gegenüber rationalen Argumenten wogen schwer, aber reichte das aus für die Todesstrafe? Anders wäre es natürlich, wenn sie mich betrog, aber dafür fehlten die Anhaltspunkte.

Als ich endlich mit dem beladenen Tablett ins Wohnzimmer trat, war der Fernseher ausgeschaltet. Meine Frau hatte sich an den Esstisch gesetzt und ein weiteres Glas Wein geleert. Sie schaute mir mürrisch entgegen und bemerkte:

– Wieso hat es heute so lange gedauert, bis das Abendbrot fertig ist? Sonst geht es bei dir viel schneller. Fühlt sich mein lieber Mann nicht wohl? Seine Nase ist ein wenig blass!

Allein für die Häme, die in ihrer Stimme mitschwang, hätte ich das Miststück erdolchen können, ließ mir allerdings nichts anmerken, sondern stellte stumm das Tablett ab, deckte den Tisch und schenkte Adelgunde und mir Kräutertee ein, bevor ich mich ganz dem Essen widmete, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Da sie mir gegenüber saß, entging es mir trotz meines gesenkten Kopfes nicht, dass ihre Finger, die nach einem belegten Brot griffen, leicht zitterten. Und auch ihre Stimme, diese missmutige, dissonante, verschliffene Stimme ließ sich nicht ausschalten, denn meine Hände waren beschäftigt und konnten nicht meine Ohren bedecken.

– Hast du dich heute wieder den ganzen Tag deinen geliebten Zahlen gewidmet? Hast du dich mit einer schönen runden Acht amüsiert? Und deine Tabellen, haben sie dir auch keinen Kummer bereitet?

Ihre Augen blinzelten trübe, ihre blond gefärbten Haare klebten an der mit Schweißtropfen gesprenkelten Stirn, von ihren Fingernägeln war der blaue Lack (blau, warum in aller Welt blau?) zum Teil abgeplatzt, außerdem standen die drei obersten Knöpfe ihrer Bluse offen und gaben die Sicht auf den Ansatz ihrer Brüste frei, deren Haut schon leicht runzlig war. Ein Gefühl von Ekel übermannte mich und ich musste die angebissene Scheibe Brot auf den Teller zurücklegen. Sie bemerkte es, führte es fälschlicherweise auf ihre Worte und nicht auf ihren Anblick zurück und lacht befriedigt auf.

– Habt ihr von morgens bis abends gerechnet, ihr von der Buchhaltung? Habt ihr über Saldo, Skonto, Soll und was weiß ich nicht noch alles gestritten? Und freust du dich darauf, diese tollen Erlebnisse ausführlich in deinem geliebten Tagebuch – deinem geheimen Tagebuch, das ich nicht anfassen darf – Revue passieren zu lassen? In dem größten Zimmer der

Wohnung, das du abgeschlossen hast und das nur dafür reserviert ist, dass du jeden Abend dort in dein Tagebuch kritzeln kannst. Den Schlüssel zu dem Raum hütetest du ja mit Argusaugen. Als wärst du Blaubart, der dort seine ehemaligen Frauen versteckt hält. Was steht denn so Brisantes in deinem Tagebuch? Wahrscheinlich füllst du es mit Additionen und Subtraktionen und ähnlichem Kram. Nimm dir lieber ein Beispiel an der Zahl Eins, die steht gerade und stramm. An dir ist nichts mehr gerade und stramm, nichts an deinem Charakter und erst recht nichts an deinem Körper.

In dem Moment, während ich wie erstarrt saß, die Fingerspitzen auf die Tischplatte gepresst, erhob sich in mir schlangengleich die Stimme der Frau, die ich vorhin in der Küche gehört, hatte, zwang mir den Mund auf und fuhr zischend heraus:

– Halt endlich deine Schnauze, du alte Sau!

Das war nicht meine Stimme. Sie klang in meinen Ohren völlig fremd; es war eine Frauenstimme, eine tiefe, raue, kraftvolle Frauenstimme. Adelgunde musste ebenfalls erfasst haben, dass die Stimme nicht mir gehörte, denn sie starrte mich entgeistert und ängstlich (ja, ängstlich!) an. Mir schoss es durch den Kopf: „Jetzt wird sie mich bei ihrem Liebhaber anschwärzen und als verrückt hinstellen!“ Augenblicklich keimte in mir die Überzeugung auf, dass sie einen Liebhaber hat. Es kann nicht anders sein! Sie färbt ihre Haare nicht für mich blond, sie lackiert ihre Fingernägel nicht für mich blau, sie öffnet die Bluse nicht für mich. Und sie wird es nicht dabei bewenden lassen! Mich hält sie für einen Schlappschwanz, der nur dafür gut genug ist, jeden Monat Geld auf das gemeinsame Konto zu scheffeln. Bestimmt lacht sie sich mit ihrem Lover über meine Halbglatze und viel zu bleiche Haut tot. Wieso bin ich nicht schon eher darauf gekommen? Sie muss einen Geliebten haben, denn schließlich kann sie nicht den ganzen Tag fernsehen und auf der faulen Haut liegen. Das ist eine einfache Rechnung. Allerdings wird es nicht so leicht sein, ihr den Seitensprung nachzuweisen - schließlich bin ich den ganzen Tag außer Haus. Die Nachbarn kann ich nicht fragen, ob ein Herr meine Frau öfters besucht. Ich würde mich lächerlich machen und außerdem war es bisher nicht nötig gewesen, mit den Nachbarn Kontakte zu pflegen. Mir muss etwas einfallen, und zwar sehr schnell. Eine Ehefrau, die ihren Mann betrügt, ist inakzeptabel.

Bei der Niederschrift merke ich gerade, wie normal und ruhig der Tag bis zum Abend verlief und wie es erst nach der Heimkehr zu Adelgunde immer chaotischer und absonderlicher wurde. Es ist also meine mir angetraute Gattin, dieses mir untreue Aas, welche Ursache und Kern jeglicher Unordnung und Bizarrerie ist. Darüber muss weiter nachgedacht werden.

Jetzt komme ich zu der Begebenheit des heutigen Tages, die den Radius des Üblichen am weitesten überschreitet und deren Schilderung ohne Übertreibung, kühl und klar, mich verständlicherweise einige Mühe kostet. Es wird helfen, wenn ich die Vorgänge der Reihe nach aufzähle.

Nach den kräftigen Worten der Stimme, die meine Sprechwerkzeuge benutzt hatte, verlief der Rest der Mahlzeit in Stille. Danach ging meine Frau, ohne mich eines Blickes zu würdigen, ins Bad und ins Bett. Ich (wer sonst?) wusch ab, sah einmal kurz im Wohnzimmer eine von der Arbeit mitgebrachte Rechnung durch, um vielleicht doch noch herauszufinden, wie es bei der Abrechnung zu dem Fehlbetrag von 11,31 Euro hatte kommen können, kam nicht weiter und begab mich, gemäß meiner Gewohnheit, zu meinem Heiligtum, meinem großen Arbeitszimmer, um es mit dem immer bei mir getragenen Schlüssel aufzuschließen. Die Ereignisse der vergangenen Stunden mussten getreulich zu Papier gebracht werden.

Im Arbeitszimmer erwartete mich eine Überraschung, die alle bisherigen Überraschungen in den Schatten stellte. An dem imposanten Schreibtisch, auf dem das geschlossene Tagebuch

an seiner üblichen Stelle lag, lehnte eine fremde Frau! Wie vom Donner gerührt blieb ich an der Tür stehen und bewegte mich nicht, auch nicht, als mich die Fremde mit einem ironischen Lächeln hereinwinkte. In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Wer war sie? Wie war sie in den geschlossenen Raum, zu dem ich allein den Schlüssel besaß, gekommen? Hatte sich Adelgunde trotz meines Verbots heimlich einen Nachschlüssel besorgt und die Frau (vielleicht ihre Freundin) eingelassen? Aber zu welchem Zweck?

Das Alter der Fremden war schwer einzuschätzen. Sie konnte zwischen fünfzig und siebzig Jahre alt sein. Sie war etwa 1,80 m groß und sah außerordentlich kräftig aus. Ihre Hüften waren breit wie bei einer dieser schwarzen Gospelsängerinnen, aber ihre Haut war ungewöhnlich weiß, wie bei einer Toten. Ihre platte Nase und die wulstigen Lippen hätten wiederum zu einer Farbigen gepasst und dennoch war ihre Haut wie frisch gefallener Schnee und alles Blut war von den Lippen gewichen. Die Haare waren rot, von der Farbe gut durchgeglühter Kohlen. Sie quollen an allen Seiten unter einem schwarzen Kopftuch hervor, das die wilde Mähne in keiner Weise bändigen konnte. Die imposante Frau strahlte eine solche Stärke aus, dass sie fast schon Furcht einflößte. Sie trug ein recht enges Kleid aus einem schwarzen glänzenden Stoff (Seide? Taft? ich kenne mich mit Stoffen nicht gut aus), das ihr bis zu den Waden reichte. Strümpfe hatte sie offenbar nicht an. Um die Schultern war ein schwarzes Umhängetuch aus Wolle geschlungen. Eine lange Onyx-Halskette (ich weiß Bescheid bei Halbedelsteinen und Edelsteinen, schließlich ist mein Bruder Juwelier) lugte unter dem Tuch hervor. Am auffälligsten war die dunkle Sonnenbrille, die sie aufgesetzt hatte. Bei ihr fehlte das rechte Glas. Das wirkte auf mich geradezu verstörend.

Die Frau ließ meine Inspektion ruhig über sich ergehen, ja, sie nahm sie wie eine Huldigung entgegen. Dann aber breitete sie die Arme aus und rief mit der rauen Stimme, die ich in der Küche vernommen und die beim Abendessen aus meinem Mund gesprochen hatte:

– Komm zu mir, mein Söhnchen! Komm zu Maman Brigitte!

Und das Seltsamste von all dem Seltsamen des heutigen Tages geschah. Als ich diese Worte hörte, wallte eine ungeheure Freude in mir auf, eine Freude wie bei dem Wiedersehen mit einer seit langem abwesenden, verloren geglaubten Mutter. Automatisch breiteten sich auch meine Arme aus, es meldete sich kein Gedanke daran, dass sie ein unbekannter Eindringling war, und ich tappte zu ihr hin, wollte sie umfassen, mich an sie schmiegen, mich von ihr streicheln und wiegen lassen – und musste mit jedem Schritt näher feststellen, dass ihre Umrisse undeutlich wurden, dass sie rasend schnell, schneller als ich lief, an Konsistenz verlor, zu Rauch wurde. Als ich vor dem Schreibtisch stand, hatte sie sich in Luft aufgelöst. Ihre Stimme, ihre dunkle, ein wenig vulgär klingende Stimme ertönte – nicht vor mir, sondern hinter mir, von der Tür her:

– Keine Angst, mein Söhnchen, Maman Brigitte meint es gut mit dir.

Ich fuhr herum und da stand sie, an der offenen Tür, umflossen vom hellen Schein der Flurlampe. Alles war gerade so wie zuvor, das schwarze Kleid, die dunkelroten, unter dem Kopftuch hervorquellenden Haare, die Sonnenbrille mit dem einen fehlenden Glas. Abermals ging von ihr ein Magnetismus, ein Zug aus, der mich vorwärts zerrte, zu ihr hin – und ein zweites Mal musste ich erfahren, dass bei meinem Nahen ihr Körper rasch an Festigkeit verlor und innerhalb von einer, höchstens zwei Sekunden verschwunden war. Hinter mir lachte es:

- Noch kannst du mich nicht ganz erreichen, mein Söhnchen, aber keine Sorge, daran wird sich bald etwas ändern, und am Ende... am Ende werden wir zu einem Körper und einem Geist.

Sie lehnte am Schreibtisch an ihrem vorigen Platz und lachte mich breit und ein klein wenig spöttisch an. Aus Erfahrung klug geworden, blieb ich stehen, obwohl es mich zu ihr hin riss, und stammelte:

– Willkommen, Maman Brigitte, herzlich willkommen in meiner Wohnung.

Bei meinen unbeholfenen Worten lachte sie laut auf, ein tiefes Reibeisen-Lachen, das mir durch Mark und Bein ging. Ein angenehm prickelnder, fast wollüstiger Schauer jagte meinen Rücken hinunter.

– Danke, mein Söhnchen, ich weiß, dass ich dir willkommen bin. Jetzt wollen wir uns ein bisschen unterhalten. Schließ die Tür und rühr dich nicht vom Fleck.

Ich tat, wie geheißen, schloss mit zitternden Fingern die Tür und als ich mich gleich darauf umwandte, thronte sie auf meinem Schreibtischstuhl, den sie in meine Richtung gedreht hatte. Breitbeinig saß sie, mit auseinandergeklappten Schenkeln, so dass sich der Kleiderstoff zwischen ihnen spannte. Diese unbekümmerte, beinahe obszön zu nennende Haltung, bei der sich das Weiß ihrer in schwarzen halbhohen Schuhen steckenden, unbestrumpften Beine aufdrängte, löste in mir eine erotische Erregung aus, die mich leise aufstöhnen ließ.

Einen Augenblick lang ruhte ihr sarkastischer Blick auf der Vorderseite meiner Hose, als wolle sie überprüfen, ob sich an der Stelle etwas wölbte (was nicht der Fall war), dann fuhr sie fort:

– Morgen wirst du mir als Erstes eine große Flasche Rum besorgen und ein paar rote, sehr scharfe Chilischoten. Die Chilis hackst du klein und mischst sie unter den Rum. Stell danach die Flasche auf diesen Schreibtisch und schließ den Raum gut ab, damit sie deine Frau, die alte Schnapsdrossel, nicht in ihre Finger bekommt.

Ich nickte zu den Anweisungen und murmelte:

– Meine Frau. Das ist das Problem.

Sie lachte trocken auf.

– Du Narr weißt gar nicht, was für ein Problem diese versoffene, untreue Schlampe ist. Darüber werden wir uns gründlicher unterhalten müssen.

Unvermittelt erhob sich in mir – oder vielleicht um mich herum – ein ohrenbetäubendes Kindergeschrei. Ich erschrak so sehr, dass ich beide Hände über die Ohren klatschte und die Augen zukniff. Die Knie gaben nach und unversehens kauerte ich auf dem Teppich, den Kopf zu Boden gebeugt. Meine Hände konnten das Höllenspektakel kaum dämpfen. Es hörte sich an, als würde ein Haufen sehr kleiner Kinder durcheinanderbrüllen, quäken, brabbeln, heulen, quietschen, kreischen. Auf unerklärliche Weise ertönte über diesem Lärm die ruhige und etwas näselnde Stimme von Maman Brigitte, klar und deutlich, ohne von ihm beeinflusst, ohne zugedeckt zu werden:

– Oh, oh, was würden wohl die Kollegen sagen, wenn sie den Chefbuchhalter Ernst Weber in dieser Position sehen würden? Hat er etwa Angst vor meinen lieben, kleinen Kinderchen?

Beschämt ließ ich die Hände sinken und hob den Kopf. Das ganze Arbeitszimmer, dieser größte Raum der Wohnung, auf den ich so stolz war, war voller schwarzer, dem Babyalter kaum erwachsener Kinder! Manche von ihnen krabbelten, manche tappten unsicher auf ihren Stummelbeinchen einher, manche saßen, manche lagen auf dem Teppich, und alle hatten eine tiefschwarze Haut und trugen nichts anderes als eine blütenweiße Windelhose. Sie erinnerten mich an neckische – allerdings afrikanische – Putten, wie sie da krähten, jauchzten, Unverständliches plapperten, flennten, lachten, sich balgten, umherkugelten und miteinander spielten. Etliche saßen um Maman Brigittwe herum, die sich bequem zurückgelehnt hatte. Sie hatten mit ihren Patschhändchen den Saum ihres Kleides ergriffen, klammerten sich plärend

an ihre Beine, lagen vor ihr auf dem Boden und schauten zu ihr hoch, den Daumen im Mund. Zwei saßen auf ihrem Schoß und schliefen trotz des Radaus, die Köpfchen an ihren beachtlichen Busen gedrückt. Maman Brigitte begegnete meinem Blick und lachte.

– All diese Kleinen und noch viel mehr sind meine Kinder. Sie sind bei der Geburt gestorben, erwürgt von der Nabelschnur, oder erstickt oder verhungert oder begraben unter zusammenstürzenden Häusern bei einem Erdbeben oder ertrunken oder erschlagen von Bäumen, die der Sturm entwurzelt hatte, oder überfahren oder bei Stürzen ums Leben gekommen oder...

Und die Aufzählung ging weiter, immer weiter, eine endlose Litanei von Todesarten, bis ich es nicht mehr ertrug und den Kopf erneut zu Boden beugte, mich zusammenkauerte, die Augen zudrückte, die Ohren mit den Händen verschloss und dennoch, entgegen jeder Wahrscheinlichkeit, erklang die Litanei mit unverminderter Lautstärke, mehr noch, sie schien lauter und lauter zu werden und brachte mein ganzes Inneres zum Vibrieren.

Stille. Schlagartig. Kein Kindergeschrei, keine Aufzählung. Nichts. Vorsichtig ließ ich die Hände sinken und hob den Kopf. Der Raum war leer, und der mit der Vorderseite wieder zum Schreibtisch hingerrückte Stuhl unbesetzt. Maman Brigitte war verschwunden. Niemand krabbelte über den Teppichboden. Nichts zeugte von dem Tohuwabohu, das eben hier geherrscht hatte. Langsam erhob ich mich, lauschte und hörte lediglich das leise Summen der Schreibtischlampe. Schwankend, mit klopfendem Herzen trat ich an den Schreibtisch heran. Mein Tagebuch lag an der üblichen Stelle, die Stifte, der Radiergummi waren ordentlich ausgerichtet, wie ich sie gestern zurückgelassen hatte. Nur eine Kleinigkeit war anders und sie konnte eine bloße Halluzination sein. Über der Platte des Schreibtisches schwebte ein seltsamer Geruch, den es vorher hier nicht gegeben hatte. Es roch nach lockerer Erde, wie auf einem Friedhof bei einem frisch geschaukelten Grab. Das konnte eine bloße Halluzination sein.

Ich legte die bebende Hand auf das Tagebuch und fühlte auf der Haut die Unebenheit des Einbandes. Ist es möglich, dass meine Frau hinter diesem Spektakel steckt? Sie, die es mir immer neidet, dass ich diesen größten Raum der Wohnung für mich reklamiert habe, ihn abschließe mit dem einzigen, sorgsam von mir gehüteten Schlüssel und ihn ausschließlich zum Tagebuch-Schreiben und Säubern betrete? Sie, die in den Tag hinein lebt und Zeit genug hat, um auf dumme Gedanken zu kommen? Sie, die mich verachtet und nach Strich und Faden betrügt? Vielleicht hat ihr einer ihrer Liebhaber bei der Inszenierung geholfen. Auf Zehenspitzen verließ ich den Raum, öffnete geräuschlos die Schlafzimmertür und lauschte. Ein leises Schnarchen erklang vom Bett her. Also schlief Adelgunde. Grübelnd kehrte ich in das leere Arbeitszimmer zurück, setzte mich an den Schreibtisch. War das Leder des Sitzes nicht eine Spur wärmer als sonst, als hätte hier vor kurzem jemand gegessen?

Systematisch. Ich muss systematisch vorgehen, um nicht verrückt zu werden. Wenn ich es nicht schon bin. Nein, unmöglich. Mein Gehirn funktioniert exzellent und spiegelt die Wirklichkeit so wider, wie sie ist. Zuerst mit erzwungener Ruhe, aber bald mit echter Gelassenheit fertigte ich meinen Tagesbericht an und stellte zusätzlich auf einem Blatt Papier eine Liste von Fragen und Hypothesen zusammen, um Ordnung in die verwirrenden Ereignisse des heutigen Abends zu bringen. Diese Liste wird nun ins Tagebuch übertragen:

*Frage 1: Wer ist Maman Brigitte?*

*Hypothese a: Eine von Adelgunde engagierte Schauspielerin, die mich mit Possen in den Wahnsinn treiben soll.*

*Hypothese b: Ein übernatürliches Wesen.*

*Hypothese c: Eine Halluzination, die mir mein überreiztes Hirn vorgespiegelt hat.*

Antwort 1: Hypothese a ist am wahrscheinlichsten, allerdings sieht es so aus, als wäre Maman Brigitte Adelgunde nicht wohlgesonnen. Vielleicht hat sie Mitleid mit mir bekommen und arbeitet deshalb Adelgundes Absichten entgegen? Hypothese b ist unrealistisch und Hypothese c ausgeschlossen, wie es meine Fähigkeit, Systematiken wie die vorliegende zu erstellen, eindeutig beweist. Mein Hirn ist nicht überreizt.

Frage 2: (auf Frage 1 aufbauend) Was sind Maman Brigittes wahre Absichten?

Hypothese a: Sie will mich nach dem Vorbild des Films „Gaslicht“ in den Wahnsinn treiben und dafür eine beträchtliche Prämie von Adelgunde kassieren.

Hypothese b: Sie hat sich auf meine Seite geschlagen und will mich über Adelgundes Machenschaften (Untreue?) aufklären.

Hypothese c: Ihre Motive sind äußerst gewichtig und weitreichend, bleiben aber bis auf weiteres im Dunkeln.

Antwort 2: Hypothese b und c sind von gleicher Wahrscheinlichkeit. Vielleicht treffen sie beide zu. Hypothese a ist zu vernachlässigen, da es Maman Brigitte bewusst sein muss, dass man mich als logisch und äußerst klar denkenden Menschen nicht in den Wahnsinn treiben kann.

Frage 3: Wer waren die kleinen schwarzen Kinder?

Hypothese a: Geister.

Hypothese b: Eine von meinem überreizten Gehirn oder auf Grund eines Fiebers generierte Halluzination.

Hypothese c: Eine Projektion, ein Hologramm, erzeugt von einem versteckten technischen Apparat.

Antwort 3: Hypothese c besitzt die größte Wahrscheinlichkeit. Hypothese a und b kommen nicht in Frage. Wenn Hypothese c zutrifft, dann will mich meine Frau wirklich in den Wahnsinn treiben. Das wird ihr nicht gelingen!

Gut, dass mich die Erstellung des Tagesberichts und dieser Liste ruhiger und selbstsicherer gemacht hat. Nun will ich zu Bett gehen, um für die Anforderungen des morgigen Tages gewappnet zu sein. Der Gedanke, neben Adelgunde liegen zu müssen, bereitet mir ein gewisses Unbehagen, aber es ist zu spät, um noch heute daran etwas zu ändern.

Dienstag, 24. April: Wie gestern sitze ich in meinem dunklen Arbeitszimmer, dem größten Zimmer der Wohnung, von mir rechtmäßig in Besitz genommen, aber anders als gestern bin ich weder aufgewühlt noch verwirrt, sondern im Gegenteil unverkrampft, frei, euphorisch. Dieser Dienstag lässt sich nicht wie der Montag unterteilen in eine Sphäre der Fakten, eine Sphäre der Mutmaßungen und einen Bereich, in den unerklärliche Phänomene eingereiht werden können. Das Unerklärliche ist in meine nüchterne Welt eingebrochen, und die nüchterne Welt hat sich mit ihm vollgesogen wie ein Schwamm mit Wasser. Dieser Prozess erregt in mir weder Fassungslosigkeit noch gar Angst, denn ich bin überzeugt davon, dass er mit guten Absichten in Gang gesetzt wurde. Eine Macht, die über die Grenzen des Natürlichen weit hinausreicht, hat sich meiner angenommen.

Der Reihe nach. Am Morgen spulte ich die übliche Routine ohne nennenswerte Zwischenfälle ab. Adelgunde schlief ihren Rausch aus. Sie hatte es am Abend zuvor unterlassen, die Thermoskanne mit Kaffee für mich vorzubereiten. Vergesslichkeit, ihrem Alkoholkonsum geschuldet, oder böswillige Absicht? Auf Grund meines frühen Aufstehens blieb mir genügend Zeit, um den Kaffee zu kochen, zu frühstücken und pünktlich zur Arbeit aufzubrechen.

Das Herz ging mir auf, als die Glasfassade des vertrauten Gebäudes in Sicht kam, in dem ich, mit befriedigender Arbeit beschäftigt, unzählige Stunden verbracht habe. Der Pförtner

erwiderte freundlich meinen Gruß, der Fahrstuhl, der mich zu meinem Büro im zweiten Stock brachte, schien vor Wohlbehagen zu schnurren und der Rechner samt Tastatur und Monitor warteten förmlich darauf, von der Hand ihres Herrn eingeschaltet zu werden, um ihm die exzellentesten Kalkulationsprogramme zur Verfügung stellen zu können. Da heute Ferdinand Seifner den ganzen Tag bei einer Schulung war, hatte ich das Büro für mich allein. Die Aprilsonne schien mit erstaunlicher Kraft durch das Fenster, kein Kollege, keine Kollegin nervte mit trivialen Anfragen und ohne weitere Verzögerung vertiefte ich mich in meine Berechnungen.

Die Ruhe im Büro unterstützte die Arbeit. Der Rechner summt leise. Das schien die Stille noch zu verstärken. Selten drangen aus dem Flur Geräusche wie das Klappen von Türen und Gesprächsfetzen in meinen Raum. Diese Geräusche konnten die Konzentration nicht stören. Meine Augen blieben an die Zahlenkolonnen auf dem Monitor geheftet. Meine Finger glitten über die Tastatur und verursachten ein leises, trockenes Klacken. Wie es meinem Pflichtbewusstsein entsprach, arbeitete ich mit vollem Einsatz. Die Welt mit ihren Problemen und ihrem Durcheinander war versunken. Adelgunde war vollständig aus meinen Gedanken verschwunden. Was für eine Erleichterung! Später stellte ich fest, dass dieser gesegnete Zustand volle zwei Stunden angehalten hatte.

Auf einmal ließ sich ein leises Rascheln vernehmen, das von dem Platz mir gegenüber herrührte. War Ferdinand Seifner von seiner Schulung zurückgekehrt? Erschrocken blickte ich hoch. Auf dem Stuhl des abwesenden Kollegen saß Maman Brigitte. Sie nickte mir über die zwei Monitore hinweg zu und an dem einen Auge hinter dem fehlenden Glas der Sonnenbrille war zu erkennen, dass sie mich scharf ins Visier genommen hatte. Siedendheiß fiel mir ein, dass der verlangte Rum und die Chilischoten noch nicht beschafft waren, und ich stammelte eine Entschuldigung. Sie schnitt meine Worte mit einem rauen Lachen ab.

– Keine Angst, mein Söhnchen, ich bin nicht gekommen, um dir eins hinter die Löffel zu geben. Du wirst die Besorgungen schnell nachholen, da bin ich mir sicher.

– Natürlich, Maman Brigitte, natürlich, nur... was ist, wenn jemand hereinplatzt?

Sie lächelte gutmütig über meine Befürchtungen und sprach zu mir wie zu einem kleinen Kind.

– Dann sieht er mich nicht. Ich bin für alle unsichtbar, außer für dich.

– Was für ein Privileg, Maman Brigitte, was für ein Privileg! Worüber wollen Sie mit mir sprechen, oder soll ich lieber sagen, über wen?

Sie seufzte.

– Es geht um Adelgunde, um wen sonst? Deine Frau betrügt dich.

– Das vermute ich schon seit einiger Zeit. Durch Ihre Worte ist es zur Gewissheit geworden. Adelgunde, meine gesetzlich angetraute Frau, betrügt mich. Aber wie lässt sich das nachweisen? Wie kann ich ihr auf die Schliche kommen, so dass sie nicht mehr die Möglichkeit hat, es abzustreiten?

Maman Brigitte schnalzte mit der Zunge.

– Mit meiner Hilfe wird es dir schon gelingen, mein Söhnchen. Warte ab.

Mir fiel auf, dass ich ihren Kopf, ihren Hals und den Schulterbereich über den beiden Monitoren sah. Wenn mir mein Kollege gegenüber sitzt, ist er dahinter immer vollständig verschwunden. Wie brachte das Maman Brigitte zuwege? Schwebte sie über dem Stuhl oder hatte sie ihre Größe verändert? Diese Fragen machten mich schwindlig und auch ängstlich, und ich musste schlucken. Sie beugte sich vor und sprach langsam zu mir, wie eine Lehrerin zu einem Schüler, dem das Begreifen schwerfällt.

– Du wirst jetzt aufstehen, deinen Computer ausschalten und zu Herrn Rotlauf gehen. Ihm wirst du sagen, dass du dich schon seit heute morgen elend fühlst und dass es schlimmer

geworden ist. Wahrscheinlich eine schwere Erkältung. Er wird dich nach Hause schicken. Zu Hause wirst du die Wohnungstür ganz leise aufschließen – und schauen, ob dein Weibchen allein in der Wohnung ist.

Sie lächelte und näselte:

– Eventuell wirst du eine große Überraschung erleben.

Ich nickte eifrig. Ihr simpler Plan leuchtete mir ein und ich fragte mich, warum ich nicht selbst darauf gekommen bin. Nach der Entdeckung von Adelgundes Untreue besteht der nächste logische Schritt darin, sie mit ihrem Liebhaber in flagranti zu ertappen. Ich sollte und wollte nicht länger ein gutmütiger Trottel sein, der sich an der Nase herumführen lässt, und deshalb war mir Maman Brigitte zu Hilfe geeilt, aus reinem Mitgefühl, aus einem Gerechtigkeitsempfinden heraus. Die Allwissende, die Allmächtige, die ihre Größe verändern und sich unsichtbar machen kann, konnte es nicht länger mitansehen, wie mir permanent Unrecht geschieht. Sie hat mich unter ihre Fittiche genommen, wie eine ihrer schwarzen Putten, und ich bin ihr unendlich dankbar dafür.

Ich stand auf, um ihren Anweisungen Folge zu leisten, und in der Sekunde meines Aufstehens verblasste ihr Körper, wurde durchsichtig und hatte sich in Windeseile in Luft aufgelöst. Das konnte ich jetzt problemlos akzeptieren, als selbstverständliche Tatsache hinnehmen, erfüllt von einer enormen Zuversicht. Ich fühlte mich geradezu euphorisch! Wie sollte etwas schiefgehen, da Maman Brigitte so genaue Anweisungen gegeben hatte? Sie wusste, was zu tun war, und sie wusste auch, was ans Licht kommen würde.

Im Folgenden erwies sich meine Zuversicht als gerechtfertigt, denn die Krankmeldung ging ohne Schwierigkeiten über die Bühne. Herr Rotlauf war zwar sehr verwundert über meine Bitte, mich wegen einer schweren Erkältung nach Hause zu entlassen, denn in den gesamten 28 Jahren meiner Tätigkeit bei dieser Firma war ich nur einmal wegen einer fürchterlichen Gastritis für zwei Tage ausgefallen und hatte mich in der Übergangszeit vom Winter zum Frühling (die Zeit, in der ich für Infekte am anfälligsten bin) immer hustend und schnupfend ins Büro geschleppt. Da er mein Pflichtbewusstsein kannte, war er gern bereit, meiner Bitte stattzugeben, und entließ mich mit guten Wünschen. Ich versprach, gleich zum Arzt zu gehen, und gedachte, dieses Versprechen sobald wie möglich einzulösen: Sollte mich nämlich der Arzt für eine Woche krankschreiben (wie es wenig später auch geschah), bliebe genügend Zeit, um Adelgundes Treiben in seinem ganzen Umfang aufzudecken.

Es war 11 Uhr vormittags, als ich mein Heim erreichte, in Gedanken mit der Frage beschäftigt, ob meine Frau um diese Zeit nicht einkaufen war, und wie ich mich verhalten sollte, wenn sie sich nicht zu Hause befand. Ich stieg langsam die Treppe hoch, benutzte nicht den Fahrstuhl, damit sie nicht zufällig das charakteristische Geräusch des anhaltenden Lifts und seiner sich öffnenden Tür bemerkte und gewarnt wäre. Lautlos führte ich den Schlüssel in das Schloss ein, drehte ihn sachte um, schob die Tür ohne ein etwaiges Knarren oder Quietschen auf (wie gut, dass ich immer auf das ausreichende Ölen der Angeln und Scharniere achte!) und schlich mich auf Zehenspitzen in die Diele. Beim Ausziehen der schmutzigen Straßenschuhe gab es die erste unangenehme Überraschung. Auf der Gummimatte stand ein Paar eleganter Männerschuhe aus poliertem kastanienbraunem Leder, etwas größer als meine eigenen. Außerdem hing an der Garderobe ein heller Trenchcoat, dem augenblicklichen Schmuddelwetter nicht ganz angemessen, aber von klassischem Chic. Der Gedanke schoss mir durch den Kopf: „Habe ich dich, du Hure!“ Mein Herz raste, Wut wallte in mir auf und ich ermahnte mich, jetzt nur nicht die Nerven zu verlieren. Geräuschlos schlich ich zum Wohnzimmer, holte tief Luft und riss ruckartig die Tür auf.

Adelgunde saß auf der Couch und auf dem Sessel an ihrer Seite hatte ein etwa 40 Jahre alter Herr Platz genommen, der einen taillierten schwarzen Sakko, darunter ein weißes Hemd ohne Krawatte und enge Jeans trug (eigentlich nehme ich die Kleidung von Männern nie richtig wahr, aber in dieser Situation war meine Wahrnehmung geschärft). Auf den ersten Blick wirkte er schmierig und widerte mich heftig an. Seine gewellten rotblonden Haare saßen nicht richtig, was die Annahme nahelegte, dass er ein Toupet trug. Augen von einem ausgewaschenen Blau, dünne Lippen unter einer ausgefransten Bürste, ein selbstgefälliger Ausdruck im Gesicht, all das machte aus ihm einen Schnösel, wie er im Buche steht. Vor ihm befand sich ein halb gefülltes Sektglas und ein weiteres vor meiner Frau, die einen Hosenanzug aus schwarzer Seide trug, der ihre Rundungen zur Geltung brachte. Für mich hätte sie das teure Teil nicht angezogen. Die beiden Schuldigen starrten mich erschrocken und für einen Augenblick sprachlos an.

Schließlich stieß Adelgunde hervor:

– Ernst! Was machst du hier? Warum bist du nicht in deiner Firma?

Mein Mund öffnete sich wie von selbst und zu meiner eigenen Verwunderung brachte ich eine einigermaßen zusammenhängende Erklärung hervor.

– Ich habe einen Außentermin und brauche dazu einige Papiere aus meinem Arbeitszimmer.

Ich stockte und verfluchte mich innerlich dafür, die Frage überhaupt beantwortet zu haben. Am angemessensten wäre es gewesen, die Ehebrecherin und ihren Geliebten sofort zur Rede zu stellen. Beide zu verprügeln wäre nicht sehr weise, denn trotz seiner relativ schwächtigen Statur wirkte der Mann durchtrainierter als ich, ein mickriger Büromensch. Sicher besucht er regelmäßig ein Fitnessstudio. Inzwischen hatte er sich auch wieder gefangen und erhob sich halb zu einer angedeuteten Verbeugung in meine Richtung hin.

– Darf ich mich vorstellen? Michael März, Vertreter für Arzneimittel. Ich bin Adelgundes Cousin.

Seine angebliche Cousine fiel sogleich ein:

– Michael ist zu Besuch hier in Hamburg. Seine Firma hat ihn zu einem pharmazeutischen Kongress hergeschickt und da er heute erst am Nachmittag zu dem Kongress muss, hat er vorhin angerufen und mich gefragt, ob er nicht ganz spontan heute Vormittag vorbeikommen könne.

Michael bestätigte mit süßlicher Stimme die Lügen seiner Bettgenossin.

– Nach so vielen Jahren wollte ich doch mein Cousinchen wiedersehen. Und das habe ich!

– Das letzte Mal sind wir uns vor sieben Jahren bei der Beerdigung seiner Mutter, meiner Tante Friederike, in Lübeck begegnet.

– Und in der ganzen Zeit ist mein Cousinchen nicht einen Tag älter geworden. Sie sieht klasse aus, taufersch wie damals. Du bist zu beneiden.

Wie sie mich anekelten, diese harmlosen Mienen der beiden Ehebrecher, hinter denen sich ihr Schuldbewusstsein zu verbergen suchte. Und diese Süßholzrasperei des unappetitlichen Kerls, wahrscheinlich geschuldet der Tatsache, dass er für die Bettnummer mit meiner Frau nichts bezahlen musste. Es war mehr als widerwärtig. Die beiden logen mit jedem Wort, das aus ihren versauten Mündern kam. Und dass sie logen, ist so unbestreitbar wie die Rechnung  $25,5 + 25,5 = 51$ .

Abrupt kehrte ich in die Diele zurück, um meinen Mantel auszuziehen und die Aktentasche abzustellen. Anschließend setzte ich mich zu den beiden Schuldigen und ließ sie nicht aus den Augen. Verständlicherweise war ihre bisher so traute Konversation beendet. Adelgunde starrte mich nach wie vor an, als wäre ich ein Gespenst. Ihr Liebhaber rutschte auf seinem

Platz hin und her und räusperte sich. Mein Mund blieb fest geschlossen. Es wäre für mich auch schwer gewesen, mich zu äußern, denn im Geist hörte ich Kindergeschrei. Lauter und lauter ertönte es in meinem Kopf, ein Plärren und Flennen, ein Kreischen und Quieken. Am liebsten hätte ich mir die Ohren zugehalten und mich schluchzend zusammengekauert, aber das war unmöglich wegen des Luders und ihres Stechers. Es hieß, sich zu beherrschen und das gelang. Doch auch die beiden schienen die Sprache verloren zu haben. Sie beäugten mich. Die Zeit verging. Schließlich fiel mir auf, dass ich die Sprache zurückgewonnen hatte, denn ich murmelte halblaut vor mich hin, Sätze in einem merkwürdigen Kauderwelsch, der mir unbekannt war, dessen Sinn mir jedoch Maman Brigitte enthüllen könnte. Da bin ich mir ganz sicher. Es hörte sich an wie: „M`toro m`béglé nâ savân mwê. Sa m`wê la? Mwe sa mwe béglé...“

Nach einer Zeit, die mir wie eine Unendlichkeit vorkam, trank der Mann sein Glas in einem Zug aus. Er erhob sich und erklärte:

- Es pressiert. Ich muss jetzt losgehen. Wir telefonieren miteinander, Cousinchen, nicht wahr? Er deutete eine Verbeugung in meine Richtung an und schnarrte:
- Hat mich gefreut, Sie kennenzulernen. Vielleicht sehen wir uns einmal wieder. Adelgunde stand hastig auf.
- Warte, ich bringe dich hinaus.

Ich aber rührte und regte mich nicht, sondern lauschte bloß auf die Stimmen meiner beiden Feinde, die von der Diele her zu mir drangen. Der Sinn ihres Geplauders blieb mir verschlossen. Verabredeten sie ein Treffen, nun jedoch in einem Stundenhotel und nicht bei mir zu Hause? Das Krakeelen und Plärren der Kinder hatte aufgehört, aber so sehr ich mich bemühte, die Laute, die von der Diele her zu mir drangen, blieben unbegreiflich. Vielleicht lag es auch daran, dass ich nicht nur lauschte, sondern zugleich unaufhörlich raunte: „Toro, mwê toro, toro, mwê toro...m`apé rélé brav Gédé, m`apé rélé brav Gédé, m`apé rélé...“ Ich saß da, murmelnd, den Kopf zwischen den Händen, in völliger Stumpfheit und Geistesabwesenheit. Später wurde mir bewusst, dass mir diese Phase der Dunmpfheit eine temporäre Erleichterung verschafft hatte, denn sonst hätte ich mich selbst gleich mit Vorwürfen überhäuft, mich gefragt, warum ich den beiden Schuldigen gegenüber so tölpelhaft geschwiegen und mich geduckt hatte, anstatt sie zur Wahrheit zu drängen, sie zu beschimpfen, den Ehebrecher am Kragen zu packen und die Treppe hinunterzuwerfen, dann meine untreue Ehefrau angemessen zu bestrafen...

Die Wohnungstür klappte zu. Adelgunde kehrte allein zurück, hochrot im Gesicht, und baute sich vor mir auf.

- Was fällt dir ein? Was ist in dich gefahren? Du kommst völlig überraschend, ohne Ankündigung, am Vormittag nach Hause zurück, stellst dich meinem lieben Cousin nicht einmal vor, was eine Sache der Höflichkeit ist, wechselst kein Wort mit ihm, setzt dich bloß hin und schweigst. Nein, nicht ganz: Du fängst an, vor dich hinzubrabbeln. Hast du vielleicht getrunken oder Drogen genommen? Was soll Michael von dir denken?

Dieses Miststück meint, dass Angriff die beste Verteidigung ist, und versucht, mich anzuklagen, nur, damit ich nicht dazu komme, sie anzuklagen, wie es richtig wäre. Ein eisiger Zorn ließ mich im Innersten gefrieren. Mein Mund blieb verschlossen. Etwas zwang mich zu schweigen, obwohl ich ihre Beleidigungen verstand und mich dagegen empörte. Anscheinend hatte die Ungerechtigkeit und Absurdität ihrer Vorwürfe dazu geführt, dass meine Stimmbänder ihre Arbeit eingestellt hatten, und so blieb ich stumm und versuchte die ganze Zeit, den nicht enden wollenden Redeschwall auszublenzen und in mich hinein zu lauschen. Doch in meinem Geist blieb alles still. Maman Brigitte flüsterte nicht mit mir und ihre

schwarzen Putten krakeelten nicht. Kein Laut war zu hören. Am Ende packte mich Adelgunde an den Schultern, schüttelte mich und kreischte:

– Sag etwas, du Idiot! Erkläre, was mit dir los ist!

Da war es, als würde mir meine Wohltäterin unsichtbar zur Seite treten. Sie löste meine Sprachhemmung, sie flößte mir Zuversicht ein, brachte mich zum Lächeln und bewirkte, dass ich meiner exaltierten, aufgelösten Frau leise und melodisch ins Gesicht sang:

– Féy, o, vini sové mwê, la misè, mwê yé, féy, o, vini sové mwê, la misè, mwê yé, féy, o, vini sové mwê...

Adelgunde ließ meine Schultern los, taumelte zurück, die Augen in Panik aufgerissen.

Nachdem der melodische Gesang (war er wirklich aus mir gekommen?) versiegt war, ließ sich im Wohnzimmer kein Laut mehr hören. Draußen tschilpten Spatzen und ein Auto hupte. Zu guter Letzt erklärte sie mit zittriger Stimme:

– Du bist verrückt geworden.

Bevor sie noch etwas anderes sagen oder tun konnte, stand ich auf, ging in die Diele, zog Mantel und Schuhe an, ergriff die Aktentasche und verließ die Wohnung.

Vor dem Haus spähte ich erst einmal nach rechts und links, um festzustellen, ob irgendwo ihr angeblicher Cousin herumlungerte, aber natürlich hatte sich das feige Schwein schon längst aus dem Staub gemacht. Mich überkam Ratlosigkeit. Was jetzt beginnen, wohin sich wenden? Zum Glück ließ Maman Brigitte ihren Schützling nicht im Stich. Ihre rauchige und, wie mir immer stärker auffiel, etwas näselnde Stimme erklang dicht bei meinem linken Ohr:

– Geh zu deinem Hausarzt, spiel ihm eine schwere Erkältung vor und lass dich für eine Woche krankschreiben. Und weil mir mein Söhnchen im Moment nicht sehr lebensstüchtig zu sein scheint, muss ich wohl hinzufügen, dass es nach dem Besuch beim Hausarzt notwendig ist, die Krankschreibung in einem frankierten und adressierten Umschlag an die Firma zu schicken. Das wirst du zuwege bringen, nicht wahr? Präge dir außerdem ein, dass Adelgunde nichts von der Krankschreibung erfahren darf. Wir wollen die gewonnene Zeit dazu nutzen, der Nichtsahnenden hinterherzuzschnüffeln, um zu sehen, was sie alles treibt und mit wem sie es treibt, die Hure. Vergiss den Rum und die Chilis nicht. Die kommenden Tage werden aufregend, da müssen wir uns stärken.

Ich nickte zu ihren Worten und versicherte, dass ich ihre Anweisungen genau befolgen wolle. Ich muss laut gesprochen haben, denn eine vorbeigehende ältere Dame blickte rasch in meine Richtung, bevor sie weitereilte. Es bekümmerte mich nicht. Ich machte mich schnurstracks auf den Weg zu Dr. Schmidt, der nur zwei Straßen weiter wohnt und von Adelgunde wegen ihrer vielen Wehwehchen häufig konsultiert wird. Erfreulicherweise war seine Praxis jetzt, kurz vor Mittag, nicht allzu voll. Die meisten Termine waren abgearbeitet. Die Sprechstundenhilfe versprach, mich einzuschieben, und schickte mich ins Wartezimmer. Wie nachher ein Blick auf die Armbanduhr zeigte, musste ich eine Stunde warten, doch die Stunde kam mir wie eine Minute vor. Noch nie ist Zeit so schnell vergangen! Kein Gedanke, kein Gefühl, kein Willensimpuls regte sich. Eine stille, graue Dämmerung umgab mich, wiegte mich ein, schirmte mich ab vor allzu großer Helle, vor allzu grellen Lauten, vor allzu aufdringlichen Fragen. Ich weiß nicht mehr, wer mit mir im Wartezimmer gesessen hatte, aber ich erinnere mich daran, dass ein Käuzchen schrie und ein Uhu mit schweren Flügeln an mir vorbeiflatterte. Als mein Name aufgerufen wurde, stand mein Körper auf. Meine Beine trugen ihn in den Behandlungsraum, meine Stimme erwiderte den Gruß des Arztes, mein Hals brachte Husten, Räuspern, Keuchen hervor, alles, ohne dass ich – Maman Brigitte sei Dank – aktiv dazu beitragen musste. Gab es mich überhaupt noch? Das kalte Metall des Stethoskops berührte Rücken und Brust und keine fünf Minuten später trugen mich die Beine aus der Praxis. Die rechte Hand umklammerte die Krankschreibung.

Eine unbändige Freude ergriff mich. Wie einfach alles gegangen war, geborgen unter den Fittichen meiner Wohltäterin! Wie einfach sich auch ihre übrigen Anweisungen befolgen ließen! Schon war der korrekt beschriftete Umschlag mit der Krankschreibung im Briefkasten, schon waren zwei Flaschen Rum und eine große Tüte Chilis bezahlt und in der Aktentasche verstaut, und ehe der Fluss der notwendigen Handlungen stockte, flüsterte es an meinem Ohr:

- Brav, mein Söhnchen, brav. Jetzt geh nach Hause. Deine Schlampe von Ehefrau hat gerade die Wohnung verlassen. Zur Abwechslung will sie mal nicht mit einem ihrer Kerle ins Bett hüpfen, sondern sich bei einer alten Freundin ausheulen. Vor 19 Uhr wird sie nicht zurückkommen.

Das Leben ist so unkompliziert geworden, seit Maman Brigitte die Regie übernommen hat! Zielstrebig ging es nach Hause, ohne das geringste Schwanken. Es gab keine Optionen, die es abzuwägen galt. Es war wie bei einer Rechnung, die mühelos aufgeht. In der Wohnung führte der erste Gang in die Küche. Eine der Rumflaschen wurde geöffnet. Es folgte auf Maman Brigittes Ermunterung hin ein kräftiger Schluck, der in der Flasche Platz schaffte für zwei sehr klein gehackte Chilis. Umgerührt, geschüttelt, einmal probiert (uiiih, das ist ein scharfes Gesöff!) und mit den beiden Flaschen und einem Glas steuerte der Körper von selbst das Arbeitszimmer an. Die verehrte Wohltäterin rief zu einer Besprechung. Auf dem Weg ins Arbeitszimmer kreuzte ein Fuchs meinen Weg.

Das schöne große Arbeitszimmer war leer, aber das störte mich nicht, denn ich wusste, was zu tun war. Die Reserveflasche verschwand in einer Schublade, die mit den Chilis aufbereitete Flasche und das Glas wurden auf die Schreibtischplatte gestellt, in gebührender Entfernung zu dem kostbaren Tagebuch. Schließlich sollte es keine Flecken bekommen! Danach zwang mich etwas, mich umzudrehen und zur Tür zurückzumarschieren, und als ich mich erneut umwandte, saß, wie erwartet, Maman Brigitte auf dem in meine Richtung gedrehten Schreibtischstuhl. Sie saß breitbeinig, zurückgelehnt, und sie grinste mich an. Das nicht hinter dem einen schwarzen Glas der Sonnenbrille verborgene Auge beäugte mich funkelnd.

- Setz dich bei der Tür auf den Boden, dann können wir reden. Noch kannst du dich mir nicht nähern. Das wird sich recht bald ändern.

Ich tat, wie geheißen, setzte mich auf den Boden, den Rücken an die geschlossene Tür gelehnt, die Beine hochgezogen. Eine sonnige Heiterkeit, drollige Munterkeit, unbeschwerte Leichtigkeit war über mich gekommen und mit Freude sah ich zu, wie die Verehrte das Glas mit ihrem Lieblingsgetränk füllte, es wohlwollend begutachtete und bis zum letzten Tropfen austrank. Sie schmatzte genüsslich.

- Ausgezeichnet. Es geht doch nichts über Rum mit Chili. Aber jetzt wollen wir uns deinem Problem zuwenden, dem Problem mit Namen Adelgunde. Adelgunde... was für ein hochgestochener Name für solch eine Schlampe.

Ich nickte eifrig.

- Vollkommen richtig, verehrte Maman Brigitte, vollkommen richtig. Adelgunde ist wirklich ein liederliches Weibsbild. Was war ich für ein Trottel! Warum habe ich nicht eher gemerkt, dass sie mich betrügt?
- Du warst naiv. Ich musste dich erst aufklären. Jetzt hast du endlich kapiert, warum sich deine Frau keine Arbeit sucht und lieber den ganzen Tag zu Hause hockt. Glaube mir, sie verbringt ihre Zeit nicht nur mit Saufen, obwohl sie auch dem Sport frönt und nicht zu knapp, aber das hat für sie eine untergeordnete Bedeutung. Tagsüber empfängt sie einen Männerbesuch nach dem anderen. Manchmal geht es in deiner Wohnung zu wie in einem Taubenschlag! Sie rammelt mit Handwerkern, Postboten, Versicherungsagenten, mit jedem,

der es noch zu einem anständigen Ständer bringt. Die Kerle sind natürlich froh, dass sie bei ihr nichts bezahlen müssen, und nutzen die Gelegenheit. Du kannst dir nicht vorstellen, welche Szenen sich in eurem guten alten Ehebett schon abgespielt haben!

Ich hielt meinen Kopf mit beiden Händen.

– Was soll ich bloß tun, was soll ich tun?

Meine Wohltäterin lachte leise.

– Sei nicht so verzweifelt, das bringt gar nichts. Hör mir gut zu, befolge meine Ratschläge und alles Weitere wird sich von selbst ergeben.

Sie goss sich ein zweites Glas von dem mit Chili versetzten Rum ein, trank es auf ex aus und wieder folgte ein genüssliches Schmatzen.

– Vorzüglich. Also: Dein Ehegespons weiß nicht, dass du dich krankgemeldet hast. Morgen wirst du der Ahnungslosen nachspionieren, und wenn du es geschickt anstellst, wird sie keinen Verdacht schöpfen. Geh zur gewohnten Zeit aus dem Haus, warte an einer unauffälligen Stelle, an der sie dich nicht gleich sehen kann, und ich sage dir voraus, dass sie eineinhalb Stunden später flott gekleidet aus dem Haus kommen wird. Morgen ist Mittwoch. Das ist bei ihr immer der Tag, an dem sie die Herren besucht und nicht umgekehrt. Du wirst dich wundern, wen sie morgen alles besuchen wird. Und bei jedem Besuch wird eine schnelle Nummer geschoben. Du wirst dich wundern!

Zuerst war ich sprachlos, dann rief ich in einem Ton, der selbst in meinen Ohren jämmerlich klang:

– Ich armer, betrogener Mann. Was soll ich machen? Oh, ich armer, betrogener Mann!

Maman Brigitte hielt sich die Seiten vor Lachen. Sie goss sich ein drittes Glas ein, stürzte es mit Gusto hinunter. Ein Schmatzen, ein „Mmmmh“ und sie fuhr fort:

– Suhle dich nicht in Selbstmitleid, mein Söhnchen. Das hilft nicht weiter. Morgen um 16 Uhr, wenn du genug gesehen hast und dir die Augen weit genug geöffnet wurden, treffen wir beide uns an einem stillen, lauschigen Plätzchen auf dem Ohlsdorfer Friedhof. Wo dies genau sein wird und wie du den Ort erreichen kannst, werde ich dir zu gegebener Zeit sagen. Mach dir darüber keine Gedanken, mein Söhnchen. Dort werden wir ausführlich die weitere Vorgehensweise besprechen und ein paar Überlegungen dazu anstellen, wie die alte Sau ihre gerechte Strafe bekommen kann. Und denke daran, zum Ohlsdorfer Friedhof Rum mit Chili mitzubringen! Das darfst du nicht vergessen! Jetzt nur noch eines.

Sie warf mir prüfende Blicke zu und erhob sich langsam. Stehend wirkte sie viel größer als vorher. Sie kam mir wie eine Riesin vor, die das Zimmer (das mit einem Male in seinen Dimensionen merkwürdig verzerrt zu sein schien) kaum enthalten konnte. Eine Königin war sie, nein, mächtiger als eine Königin, eine Göttin, der nichts verborgen blieb, die schützte und strafte, die tötete und Leben gab. In ihrer Stimme schwang eine gewaltige Kraft mit. Die Kraft brachte die Luft um sie herum zum Vibrieren:

– Damit wir morgen auf dem Friedhof nebeneinander auf einer Bank sitzen und uns leise und unauffällig unterhalten können, ist es notwendig, dass ich dir einen Kuss gebe. Steh auf und schließ die Augen. Dein Instinkt wird dich zu mir geleiten.

Ich sprang förmlich hoch, das Herz voller Vorfreude, überwältigt von einem Entzücken, das vermischt war mit einem unleugbar erotischen Beigeschmack. Obwohl... gewiss würde mir meine Wohltäterin einen mütterlichen Kuss auf die Stirn oder die Wange hauchen, als wäre ich eine ihrer schwarzen Putten, und dennoch lief ein wollüstiger Schauer mein Rückgrat hinab und jede Zelle meines Körpers fieberte dem Kuss entgegen.

– Lass dich von meiner Stimme führen. Gut so... noch zwei Schritte... langsam... noch einen... Bleib stehen, warte und öffne auf keinen Fall die Augen, bevor ich es dir erlaube.

Mit geschlossenen Augen wartete ich, zitternd, schwankend, als hätte ich die drei Gläser Rum getrunken und nicht sie. Mein Leib war wie hingegossen, kurz vor dem Schmelzen. Gleich, gleich würde ich ein weiches und trotzdem festes Lippenpaar auf Stirn oder Wange verspüren! Was kam, war ebenso unerwartet wie überwältigend. Zuerst kündigte ein merkwürdig modriger und zugleich erdiger Geruch an, dass Maman Brigitte unmittelbar vor mir stand. Dann pressten sich Lippen, kalt wie Eis und zugleich heiß wie Feuer, auf meinen Mund, so fest, so gewaltsam, dass meine Vorderzähne zu brechen drohten. Die Lippen entfernten sich und Zähne schlossen sich um meine Unterlippe und bissen kräftig zu. Ein glühender Schmerz durchfuhr mich und vor Schreck sperrte ich ächzend den Mund auf. Etwas sauste wie eine Sturmbö in meinen Mund hinein, füllte ihn aus, fuhr die Kehle hinunter, durch den Hals, den Brustraum, den Magen, den Beckenbereich. Es breitete sich in meinem ganzen Körper aus, erfüllte ihn vom Kopf bis zu den Zehenspitzen. Nein, das war kein gewöhnlicher Wind oder etwas Ähnliches, das war Maman Brigitte, die in meinem Hirn Platz nahm. Ihre Stimme ertönte in meinem Kopf:

– Du kannst die Augen öffnen. Jetzt bist du mein.

Ich riss die Augen auf – und stand allein im Zimmer. Meine Wohltäterin war verschwunden, nein, das stimmt nicht, sie war nur äußerlich verschwunden. Sie war in mir. Ich nickte gewichtig der Flasche Rum mit dem kläglichen Rest und dem leeren Glas auf dem Schreibtisch zu. Die beiden Gegenstände kündeten davon, dass sie physisch in diesem Zimmer gewesen war, aber nun war sie in mich gefahren, hatte mich in Besitz genommen. Sie würde mich dirigieren, mich reiten wie ein Pferd und das ging in Ordnung, denn sie würde auch dafür sorgen, dass mich meine untreue Frau nie mehr an der Nase herumführen und zum Hahnrei machen konnte. Ich spürte Maman Brigitte überall in mir, eine gewaltige Kraft, die in jede einzelne Zelle gedrungen war, eisiges Wasser, wie dem Polarmeer entnommen, und zugleich kochendheiße Lava, und dies Gemisch strömte durch meine Adern, verbrannte meine Organe und ließ sie erstarren, verkohlte meine Knochen und überzog meine Haut mit einer Reifschicht. Am Ende waren von mir nur noch schwarze Asche und ein paar Eiskristalle übrig. Maman Brigitte ist die Herrscherin über Lebende und Tote, das sehe ich jetzt ganz klar. Besonders am Herzen liegen ihr die toten schwarzen Kinder, erfrorene, verbrannte, verhungerte, erstickte schwarze Kinder. Was für eine Ehre für mich, diese Göttin des Todes beherbergen zu dürfen!

Lange stand ich in dem Raum, gedankenlos, willenlos, die Aufmerksamkeit auf meinen Körper gerichtet, der nicht mehr mein war, der mir nicht mehr gehörte. Diese Ehre, diese Ehre! Der rechte Zeigefinger kroch aus eigenem Antrieb zu der gebissenen Unterlippe und als er sich von dort zurückzog, war er mit Blut befleckt. Hatte die Wohltäterin von meinem Blut gekostet, um so die Verbindung zu besiegeln, sie unauflöslich werden zu lassen? Diese Ehre, diese Ehre!

Die gebissene Lippe musste desinfiziert werden und zu dem Zweck griff ich beherzt zu dem Rest Rum, der sich noch in der Flasche befand, goss ihn in das Glas und betupfte damit die Wunde. Die Kombination von Alkohol und Chilis brannte höllisch, aber mich störte das nicht. Es schien, als würde mich der Alkohol, so gering die Menge war, die ich - im Unterschied zu der Göttin – zu mir genommen hatte, betäuben. Flüchtig dachte ich daran, dass man früher, zu Zeiten, als es noch keine Narkotika gab, die armen Menschen, an denen eine Operation vollzogen werden sollte, gezwungen hatte, eine ganze Flasche Rum zu leeren. Anscheinend konnten sie so die Schmerzen besser ertragen. Ich vergaß die verletzte Unterlippe in dem gleichen Maße, in dem das Brennen nachließ.

Stunden vergingen in dem stillen Raum. Sie kamen mir wie Minuten vor, in denen ich am Schreibtisch saß, den Rest des Rums trank, die leere Flasche in einer Schublade verstaute, döste. Meine Gedanken trieben hin und her wie ein Seidenschal im Wind. Heute brauchen keine Diagramme erstellt und keine Hypothesen erwogen werden. Mit der machtvollen Präsenz in mir interessieren selbst die geliebten Zahlen nicht mehr. Zahlen greifen zu kurz, sie können das Ungeheure, das sich in mir niedergelassen hat, nicht erfassen. Ich horchte und horchte in mich hinein, horchte und horchte – und schlief am Ende ein.

Die Dunkelheit hatte den großen Raum bereits vollständig in ihre Gewalt gebracht, als mich das Klappen der Wohnungstür aus dem Schlummer riss. Schritte in der Diele verkündeten Adelgundes Rückkehr. Ich stand auf, schlich mich zur Tür und horchte. An der Garderobe raschelte es, danach bewegten sich Schritte durch die Diele. Sowie sie sich meinem Raum genähert hatten, riss ich die Tür auf. Adelgunde fuhr erschrocken zurück.

– Ernst! Du bist schon da?

– Wie du siehst. Wo bist du gewesen?

Sie schob die Unterlippe schmollend vor und strich sich eine Strähne aus der geröteten Stirn.

– Bei Sabine. Schließlich brauchte ich jemanden, dem ich erzählen konnte, wie unmöglich du dich meinem Cousin gegenüber benommen hast. Meine Freundin meint, du solltest dich bei Michael entschuldigen.

– Darauf könnt ihr lange warten. War dein Cousin auch bei deiner Freundin?

– Was sollte er dort? Er ist geschäftlich voll eingespannt und hat sich die Zeit für einen Besuch bei mir mühsam abgeknappst.

– Das Märchen kannst du deiner Großmutter erzählen, nicht mir.

Adelgunde richtete sich empört auf. Ihre Wangen wurden noch röter und aus ihren stahlblauen Augen schossen Blitze.

– Wie sprichst du mit mir? Bist du etwa eifersüchtig? Dein Verhalten ist unerträglich.

Sie schnupperte und verzog die Nase.

– Hast du getrunken?

Mit Maman Brigitte in mir fühlte ich mich stark und wild und frei und ich lachte laut auf und ahmte ihren pikierten Ton nach.

– Hast du getrunken? Nein, ist das aber furchtbar, nein, was bin ich für ein böser, böser Mensch...

Ich grinste sie an, wurde schlagartig ernst und erhob drohend den Zeigefinger.

– Das mußt gerade du sagen, du alte Schnapsdrossel. Du bist es doch, die hier jeden Abend besoffen heruntorkelt.

Sie wich einen Schritt zurück und schrillte:

– Das ist nicht wahr! Das ist eine infame Lüge! Das verbitte ich mir!

Es war großartig. Wie mir scheint, habe ich mich dank der Göttin in meinem ganzen Leben noch nie so frei und ungehemmt gefühlt. Alle Scheu, alle Verkrampfungen sind plötzlich weggefallen. Ich schwimme und schwimme in Seligkeit, lache und lache Adelgunde kurzerhand aus, strecke ihr sogar die Zunge heraus. Ätsch, angeschmiert! Was für eine Erleichterung, keine Rücksicht mehr nehmen zu müssen.

– Halt`s Maul, alte Schlampe. Das Abendbrot fällt heute aus. Wenn du essen willst, dann mach dir selbst etwas. Ich ziehe mit dem Klappbett in dieses, in mein Zimmer. Hab nämlich keine Lust, neben einer Nutte zu schlafen, die es heute mit ihrem Cousin und wer weiß mit welchen Kerlen außerdem getrieben hat.

Sie kreischte los, aber ich kümmerte mich nicht darum, sondern holte das Klappbett aus dem begehbaren Schrank, sowie Kissen, Laken und Bettdecke aus dem Schlafzimmer und kehrte damit in meinen Raum zurück. Ihr hysterisches Gefasel von „Eifersucht“ und „verrückt

geworden“ war mir völlig schnuppe. Stark war ich, so stark wie nie zuvor, und ich amüsierte mich köstlich über das Bild von Adelgunde, wie sie an der geöffneten Tür stand, das Gesicht hochrot, unflätig schimpfend. Als das Bett neben dem Schreibtisch hergerichtet war, blieb nichts weiter zu tun, als zur Tür zu gehen, das Weibsbild, das sich inzwischen schon einen Schritt in das Zimmer hineingewagt hatte, in die Diele zurückzuschieben und die Tür zuzuknallen. Der Strom der Schmähungen wurde leiser und versiegte, Schritte entfernten sich und voller Begeisterung über meine wunderbare Wandlung schrieb ich an dem Bericht im Tagebuch.

Später. Ich bin gerade aus dem Bad zurückgekommen. Aus dem Wohnzimmer dringen die Geräusche des Fernsehers bis in die Diele und dazwischen ein Schluchzen, das offenbar nicht zu der Fernsehsendung gehört. Meinetwegen. Mich interessiert allein, dass mich Maman Brigitte in Besitz genommen und dadurch paradoxerweise befreit hat. Ich nehme teil an ihrer Wildheit und Stärke und genieße das, ohne auch nur die leiseste Regung zu verspüren, alles erklären und einordnen zu müssen.

Mittwoch, 25. April: An diesem Morgen kam es mir sehr zupass, dass es hinter der geschlossenen Schlafzimmertür still blieb. So konnten die Vorbereitungen für die heute anstehende Spionagetätigkeit ungestört vonstatten gehen, das Füllen des Rucksacks mit allen Gegenständen, die für die Aktion von Belang sein könnten (und auch mit der verlangten Rumflasche mit Chili), das gründliche Stärken beim Frühstück, das Verstecken der Aktentasche im Arbeitszimmer, denn meine Frau sollte sich nachher nicht wundern, warum die Aktentasche, die ich sonst immer zur Arbeit mitnehme, noch an der Garderobe stand. Tausend Einzelheiten galt es zu bedenken, tausend Maßnahmen zu ergreifen. Die Hochstimmung von gestern hielt an. Hinzu kam eine angenehm kribbelnde Spannung und ein gerüttelt Maß an Abenteuerlust. Mir war zumute wie einem Topagenten des BND, wenn nicht sogar wie James Bond, der die riskantesten Transaktionen auszuführen hatte, die brenzlichsten Situationen bewältigen und seine fast schon übermenschlichen körperlichen und geistigen Fähigkeiten unter Beweis stellen musste. Ich fühlte mich um zwanzig Jahre jünger und brannte darauf, meiner Frau nachzupirschen, selbst wenn dies stundenlanges Warten bedeutete. Zudem hielt die Schönwetterperiode an. Es war angenehm warm und am Himmel zeigte sich nicht ein Wölkchen. Als Hamburger steckte ich trotzdem einen Regenschirm in den Rucksack.

Wie jeden Arbeitstag verließ ich pünktlich um 7 Uhr die Wohnung und achtete darauf, die Tür möglichst laut zuzuschlagen. Adelgunde sollte in ihrem Bett mitbekommen, dass sie nun freie Bahn hatte und sich bei ihrem schändlichen Treiben bis zu meiner Rückkehr am Abend keinerlei Zurückhaltung auferlegen musste. Mein Plan stand fest. Zweifellos hatte auch Maman Brigitte in meinem Inneren daran mitgewirkt, ihn so effektiv wie möglich zu gestalten. Besonders gründlich hatte ich mich mit der Frage beschäftigt, wie es mir gelingen konnte, bei der Verfolgungsjagd nicht von meiner Frau entdeckt zu werden, also niemals in ihr Sichtfeld zu geraten. Als ersten Schritt zog ich mich in ein Café zurück, das sich ganz in der Nähe, nur wenige Häuser weiter auf der gegenüberliegenden Straßenseite befindet. Kaum war der Beobachtungsposten an einem günstigen Fenster eingenommen, meldete sich trotz des reichlich genossenen Frühstücks Hunger. Wahrscheinlich war an dem ereignisreichen gestrigen Tag das Aufnehmen fester Nahrung ins Hintertreffen geraten und so orderte ich ein üppiges Frühstück und kaufte auch gleich, wie es in diesem Café möglich ist, eine Zeitung.

Der Inhalt der Zeitung interessierte mich nicht im geringsten. Sie sollte einem anderen Zweck als dem Lesen dienen. Als erstes schnitt ich mit einer mitgebrachten Schere an einer passenden Stelle zwei Löcher in das Papier, eine Aktion, die so unauffällig wie möglich

erledigt wurde. Die Löcher mussten einerseits so klein sein, dass sie dem flüchtigen Blick Außenstehender entgingen, andererseits groß genug, um den eigenen Augen eine ausreichende Sicht auf die Umgebung zu gestatten, während das Gesicht verdeckt blieb. Nachdem dies zur Zufriedenheit erledigt war, konnte die Zeitung erst einmal beiseitegelegt und das zweite Frühstück in Angriff genommen werden.

Es war angenehm in dem Café, die Tische standen weit auseinander, die wenigen Gäste aßen und lasen, die Serviererin hielt sich meist im Hintergrund, war jedoch gleich zur Stelle, als ich ein belegtes Brötchen nachbestellte. Wie schon gestern schien mir die Zeit schneller als üblich zu vergehen. Sie sauste regelrecht und ich kam mir wie in einem Film vor, der mit doppelter Geschwindigkeit abläuft. Die Menschen flitzten über die Straße, die Autos waren vorbeihuschende Schatten, die Geräusche zogen sich in die Länge und verwirrten sich. Es gab keinen festen Bezugsrahmen mehr, nur einzelne unverbundene und deswegen kaum noch verständliche Ereignisse. Ein Hausmeister im blauen Overall ging in ein dreistöckiges Haus. Eine alte Frau führte einen Cockerspaniel aus. Zwei Schulkinder traktierten sich mit halb scherzhaft, halb ernsthaft gemeinten Schlägen. Drei Marinesoldaten bogen um die Ecke. Ein Tiger strich den Rinnstein entlang und reckte sich zu einem Papierkorb hoch. Die Menschen tauchten auf und verschwanden gleich wieder und es war, als würde sich mein Gehirn weigern, ihre Gestalten genauer zu erfassen oder gar über sie nachzudenken.

Zum Glück fielen mir trotz meiner Konfusion die Worte Maman Brigittes ein. Sie hatte angegeben, wann genau Adelgunde erscheinen würde. Also bezahlte ich rechtzeitig und wie vorhergesagt, verließ meine Frau um 8.30 das Haus. Sie trug ihre weinrote Jacke und enge schwarze Hosen. Um den Hals hatte sie einen üppigen weißen Seidenschal drapiert. Der schnelle Film, der vor meinen Augen abgelaufen war, verlangsamte sich immer mehr, bis ich genauestens beobachten konnte, wie die mir Angetraute in ihren hochhackigen Schuhen das Pflaster entlangstöckelte und dabei die Hüften drehte und wand, als gälte es, auf der Reeperbahn Freier anzulocken. Ihr kurzes blondes Haar leuchtete in der Sonne auf und zwei Arbeiter, die einen Teil des Pflasters ausbesserten, warfen ihr begehrlche Blicke zu. Unvermutet wurden meine Augen hinter der Zeitung so scharf wie nie zuvor und als sie auf der anderen Straßenseite meinen Beobachtungsposten passierte, konnte ich für einen Moment jede Pore in ihrem Gesicht erkennen, die getönte Makeup-Creme, mit der sie die vielen Rötungen auf ihrer Haut zu verdecken suchte, den hellblauen, zu ihren Augen passenden Lidschatten, den pinkfarbenen Lippenstift auf dem Schmollmund. Mein Herz klopfte stark, ich sammelte die Sachen zusammen und ging zur Tür, bereit für die Verfolgung. Innerlich wurde ich von Fragen gemartert. Für welchen Mann hatte sich Adelgunde geschminkt und verführerisch angezogen? Oder genauer: für welche Männer? An welchen Wochentagen besuchte sie, nachdem ich zur Arbeit gegangen war, ihre Liebhaber? Und die wichtigste Frage von allen: Was hatten diese Männer, denen sie ihre Gunst schenkte, mir voraus?

Nun, diese Fragen würden sich in Kürze von selbst beantworten. Sacht drückte ich die Tür des Cafés auf und hatte es richtig berechnet: Keine vier Meter vor mir stolzierte sie auf der anderen Seite der Straße entlang. Dann kam es mir vor, als würde sie schweben, als würden ihre Füße den Boden nicht mehr berühren, obwohl das Klick-Klack ihrer Absätze in meinen Ohren hämmerte. Sie schaute sich nicht um, warum sollte sie auch, sondern bog rascheren Schrittes um die Ecke. Ich überquerte die Fahrbahn, die gerade frei war, eilte ihr nach, lugte vorsichtig um die Ecke und sah sie erneut die Straße hinunterlaufen. Ich ließ einen Abstand von etwa fünf bis sechs Metern zwischen uns und war mir schmerzlich im Klaren darüber, dass sie sich nur einmal umblicken musste, um mich augenblicklich zu entdecken. Aber ich konnte sie unmöglich mit einer Zeitung vor dem Gesicht verfolgen, das wäre impraktikabel und auch zu auffällig gewesen. In meinem Gehirn flüsterte mir Maman Brigitte etwas

Beruhigendes zu, was leider nicht zu verstehen war, da gerade die schwarzen Putten durcheinanderschrien und heulten.

Ich ging Adelgunde mit einer Miene nach, die hoffentlich unauffällig und harmlos wirkte. Im Eifer der Verfolgung kollidierte ich fast mit einem Laternenpfahl und brachte die Tasche einer vorbeigehenden Frau zum Schwingen, wofür ich einen bösen Blick einfiel. Von alledem merkte Adelgunde nichts. Sie bog um drei weitere Ecken und als ich die letzte davon ebenfalls umrundet hatte, konnte ich gerade noch sehen, wie sie in einem kleinen Frisiersalon mit dem vielsagenden Namen „Zum feschen Figaro“ verschwand. Ein Blick auf die Armbanduhr zeigte, dass es genau 9 Uhr war. Öffneten nicht alle Frisiersalons erst um 10 Uhr? War meine Frau eine Stunde zu früh gekommen, um sich mit dem feschen Figaro vor dessen Arbeitsbeginn zu vergnügen? Ich wechselte erneut zur anderen Straßenseite und pirschte mich näher heran. War dieser Salon vielleicht ein getarntes Bordell? Beim näheren Begutachten sprach nicht viel dafür. Das kaum mit Dekostücken verstellte Schaufenster gestattete großzügige Einblicke in das Innere, in dem die Farben Weiß und Schwarz vorherrschten. Vielleicht war dieser vordere Bereich mit den Spiegeln und Waschvorrichtungen nur Tarnung.

Ich blieb stehen, suchte den Raum, versteckt hinter der Zeitung, mit Blicken ab und bekam einen solchen Schreck, dass ich die Zeitung wieder sinken ließ. Adelgunde war nirgends zu entdecken! Hier stand der Tisch mit der Kasse, dort der Garderobenständer, auf der einen Seite befanden sich drei Sessel, auf der anderen vier, wobei auf dem einen Sessel dieser Reihe eine ältere Frau saß. Eine Friseurin beschäftigte sich mit dem Kopf der Kundin, die eine Zeitschrift las. Meine Augen wanderten unruhig durch den Raum. War Adelgunde mit dem Friseur für eine schnelle Nummer in einem privaten Zimmer verschwunden oder hatte sie mich bemerkt, war durch den Hinterausgang hinausgeschlüpft und jetzt längst über alle Berge?

Mir blieb nichts anderes übrig, als das Gesicht abermals mit der Zeitung zu verdecken und durch die hineingeschnittenen Löcher den Salon zu beobachten. Meine Panik wuchs stetig. Allmählich schnürte sie mir den Atem ab und trieb Schweißtropfen auf meine Stirn. Nicht auszudenken, wenn mir Adelgunde entwischt war!

Auf einmal erschien ein Mann. Er kam von hinten aus einem zweiten, nicht einseharen Raum und steuerte einen der Kundensessel an. Er war ein gut aussehender, etwa dreißigjähriger Mann mit schwarzen gelockten Haaren und einem olivbraunen Teint. Ein Frauenheld, wie er im Buche steht. Ihm folgte wie eine läufige Hündin meine Frau. Um ihr Haar hatte sie ein Handtuch gewunden, bestimmt, damit es für die Friseurin und die Kundin so aussah, als hätte ihr der Friseur im Nachbarzimmer die Haare gewaschen. Vielleicht konnten sie die anderen täuschen, aber ich wusste, dass sich die beiden der schändlichsten Tätigkeit hingeben hatten. Mich konnten sie nicht hinters Licht führen, mich nicht!

Adelgunde setzte sich in den Sessel, der sich genau gegenüber von meinem Standort befand, so dass sie mir den Rücken zukehrte. Gleich griff sie nach einer Zeitschrift und tat so, als würde sie lesen. Da vor ihr ein großer Spiegel war, musste ich nach wie vor mit der Zeitung mein Gesicht verhüllen, damit sie mich nicht zufällig entdeckte, wenn sie in den Spiegel schaute. Ein dicker Mann lief in mich hinein, schimpfte und ich wich zur Hauswand zurück, drückte mich dagegen und behielt beharrlich die Zeitung vor dem Gesicht. In der nächsten halben Stunde sah ich zu, wie der fesche Figaro Adelgunde die Haare schnitt und fönte. Manchmal wandte er mir das Profil zu und dann war zu erkennen, dass er unentwegt auf sie einsprach. Bestimmt antwortete sie ihm, alles andere wäre unhöflich gewesen. Worüber sich

die beiden unterhielten? In Gegenwart der Angestellten und der Kundin würden sie wohl kaum ihr Techtelmechtel bereden und das nächste Treffen vereinbaren. Aber ihr Geplauder würde versteckte Hinweise, Codewörter und Sätze enthalten, die für die beiden eine ganz spezielle Bedeutung besaßen, von der zufällige Zuhörer nichts ahnen konnten. Geschickt waren sie, das muss man ihnen lassen! Und fuhren nicht die Finger des Friseurs liebevoll durch Adelgundes Haare? Streichelten sie nicht ihren Nacken? Jetzt stand er hinter ihr, den Rücken mir zugekehrt, und gab vor, sie zu fönen, aber in Wirklichkeit presste er sich an den hohen Sessel, auf dem sie saß, stieß dagegen, rieb sich daran. Sie musste die Erschütterungen mitbekommen, sie musste wissen, was gerade geschah, und sie geilte sich daran auf und kicherte hinter der vorgehaltenen Illustrierten. Was für eine Unverschämtheit, was für eine Dreistigkeit, dieser Liebesakt vor allen Leuten, mit solch geringer Tarnung! Kannten die beiden überhaupt so etwas wie Scham? Hatten sie denn nie genug?

Als der Friseur in jeder Bedeutung des Wortes fertig war, hielt er meiner Frau einen Handspiegel hin, nicht, damit sie den neuen Haarschnitt begutachten, sondern damit sie sich an ihren glänzenden Augen mit dem sinnlich verzogenen Mund weiden konnte. Sie tat es ausgiebig, bevor sie aufstand, ihre weinrote Jacke vom Garderobenständer holte und zahlte. Natürlich musste sie zahlen, nicht bloß für Waschen, Fönen und Schneiden. Schließlich ist sie nicht mehr so jung und knusprig, dass sich ein junger Mann umsonst mit ihr vergnügen würde. Also doch ein getarntes Bordell! Beim Geldeinstreichen lächelte der angebliche Friseur in sich hinein und als sie aus dem „Salon“ stöckelte, warf er ihr einen abschätzigen Blick nach.

Adelgunde interessierte sich nicht für den auf der anderen Straßenseite hinter einer Zeitung verborgenen Wartenden, sondern ging die Straße hinunter und bog ab. Sie hielt zielstrebig auf das Karstadt-Kaufhaus zu, was mich in ein gewisses Erstaunen versetzte, denn meines Wissens nach war sie eher in Einkaufszentren zu finden, in denen sie die verschiedenen Boutiquen durchkämmte. Ich erinnerte mich daran, dass sie diese Präferenzen mir gegenüber einmal geäußert hatte, und deswegen hegte ich gleich gewisse Befürchtungen. Sie fuhr mit der Rolltreppe in die erste Etage. Es war nicht schwer, ihr in gehörigem Abstand zu folgen und sie trotz des Abstandes nicht aus den Augen zu verlieren, da das Kaufhaus um diese Zeit halbleer war. Im ersten Stockwerk angelangt, musste ich darauf achten, dass sie mich nicht zufällig in einem der zahlreichen Spiegel oder in einer der Spiegelwände, die es hier gab, erblickte. Aus dem Grunde vergrößerte ich die Entfernung zu ihr und blieb in der Herrenabteilung stehen, dem Anschein nach Poloshirts begutachtend, doch insgeheim zur Damenabteilung schielend, in der Adelgunde helle Sommerhosen in Augenschein nahm.

Nach einer Viertelstunde hatte sie eine Vorauswahl getroffen und verschwand mit drei Hosen in einem abgetrennten hinteren Bereich, in dem sich die Umkleidekabinen für Damen befanden. Und keine Minute später schob ein junger, sehr schlanker Verkäufer einen Ständer mit Blusen in die hintere, die für Frauen vorgesehene Zone! Ich konnte noch erkennen, dass er wie der Friseur schwarzes lockiges Haar hatte und eine lausbübische Mine zur Schau trug. Deshalb also war meine Frau in das Kaufhaus gekommen! Sie wollte sich hier mit ihrem zweiten Liebhaber des Tages vergnügen. Wahrscheinlich gab es hinter den Umkleidekabinen einen versteckten kleinen Raum, abschließbar und nicht von Videokameras überwacht. Diesen Raum nutzten die Schamlosen für ihr Treiben. Die Dreistigkeit der Vorgehensweise verblüffte mich, aber ich blieb vorsichtig, näherte mich nicht dem Ort des Geschehens, sondern spielte weiterhin den Kunden und tat so, als beschäftigte ich mich jetzt mit diversen Herrenhosen.

Der Verkäufer ließ sich nicht mehr blicken, aber einige Zeit später (Zeit, die für einen schnellen Liebesakt ausgereicht hatte) tauchte Adelgunde allein auf. Sie brachte zwei Hosen an ihren ursprünglichen Platz zurück und ging mit der dritten zur Kasse. Ich schob mich ein paar Schritte näher und konnte erkennen, dass auf ihren Wangen trotz der Schminke dunkelrote Flecken prangten. Meine Augen waren heute schärfer als sonst, wahre Adleraugen, mit denen sich die verräterischen Anzeichen für den Ehebruch registrieren ließen: zerstrubbelte Haare, ein sattes Lächeln, ein verschleierter Blick.

Nach dem Bezahlen der Ware ging sie schnurstracks zur Rolltreppe, um ins Erdgeschoss zu fahren. Sie bekundete für nichts weiter Interesse, weder für die Abteilung mit den Parfüms, noch für die Regale mit den Süßigkeiten oder für den Bereich mit den im Preis herabgesetzten Haushaltswaren. Statt dessen strebte sie geradewegs dem Ausgang zu. Warum sollte sie sich auch für schnöde Produkte erwärmen, nun, da der eigentliche Zweck ihres Kaufhausbesuches erfüllt war? Während ich ihr in gebührender Entfernung die Straße hinunter folgte, fiel mir auf, dass ihr Gang frischer und energischer geworden war. Offenbar hatte ihr ihre Lieblingsbeschäftigung neue Kraft und Leichtigkeit verliehen. Was für ein verdorbenes Frauenzimmer!

Es gab keine Atempause für mich. Die Verfolgung nahm an Fahrt auf. Adelgunde eilte dahin, bog um mehrere Ecken und bewegte sich immer beschwingter. Sie war unverkennbar versunken in die Erinnerung an die kürzlich erlebten Liebesspiele und sah sich deswegen kein einziges Mal um, auch nicht, als sie in eine Nebenstraße einschwenkte und die drei zu einer kleinen Schneiderei führenden Stufen im Erdgeschoss eines Mietshauses hocheilte. Ich verlangsamte meinen Schritt und linste aus sicherer Entfernung durch das Schaufenster. Adelgunde stand am Tresen, auf dem ihre neue gekaufte Hose lag, und sprach mit dem Angestellten, einem hübschen schwarzlockigen Mann, der etwa zwanzig Jahre alt war. Gleich darauf verschwand sie mit der Hose nach rechts und ich konnte gerade noch erkennen, dass sich dort eine etwas improvisiert aussehende Umkleidekabine befand. Der Angestellte ging ebenfalls nach rechts ab. Er verschwand aus meinem Blickfeld und eine Eingebung sagte mir, dass er von der hinteren Seite aus in die Kabine drang, um dann in meine Frau einzudringen. Mir wurde fast übel, während ich die Fahrbahn überquerte, mich nahe bei dem der Schneiderei gegenüberliegenden Haus postierte, die Zeitung vor das Gesicht hob und wartete. Sekunden oder auch Minuten tropften dahin und ich versank in einem Strudel aus Wut, Ekel und Hilflosigkeit. Dass sich meine Frau sogar mit einem solch jungen Burschen abgab, der ihr Sohn sein konnte, schockierte mich zutiefst. Als sie endlich in dem einsehbaren Bereich der Schneiderei auftauchte, war selbst aus der Entfernung zu erkennen, wie derangiert sie war und wie lasziv ihr verträumtes Lächeln wirkte. Sie erhielt von dem jungen Angestellten, der kurz nach ihr an den Tresen getreten war, eine Quittung und wandte sich zur Tür.

Sie spazierte die Straße entlang und ich wechselte erneut die Seite und ging ihr nach. Mit aufreizend wiegenden Hüften schlenderte sie an Schaufenstern vorbei, warf einen Blick mal in dieses, mal in jenes, jedoch nie zurück, denn sonst hätte sie mich entdeckt. Einmal blieb sie vor einem Modegeschäft stehen. Ich bezweifle, dass sie die Auslage betrachtete. Viel eher begutachtete sie in der sich spiegelnden Scheibe einen muskulösen Arbeiter, der von einem Lastwagen Rohre ablud. Dieses Weib ist mannstoll!

Am Ende betrat sie ein mittelgroßes Café mit dem Namen „Salon Zucker“, das zur Straße hin eine durchgehende Glasscheibe besaß und auf die Weise bis in den hintersten Winkel hinein einsehbar war. Ein Glück für mich. So konnte ich sie, wieder von der anderen Straßenseite aus, beobachten und brauchte ihr nicht ins Café zu folgen. Das wäre zu riskant gewesen. Über eine Stunde lang musste ich spähen und ausharren, ausharren und spähen und zusätzlich so

tun, als würde ich auf jemanden warten: öfters auf die Uhr schauen, ein paar Schritte hin und her laufen, eine ärgerliche Mine aufsetzen u.ä. Die Zeitung kam nicht zum Einsatz, denn Adelgunde hatte sich an einem Einzeltisch mit dem Rücken zu mir niedergelassen. Das war mir nur recht. Über eine Stunde mit einer aufgeschlagenen Zeitung vor dem Gesicht auf der Straße stehen, das ist zu auffällig.

Eine Kellnerin brachte meiner Frau einen Latte macchiato und ein Stück Kuchen, welchen genau, das ließ sich von meinem Standort aus nicht erkennen und war auch unwichtig. Adelgunde aß, trank und sprach verschiedentlich in ihr Handy. Es war offenkundig, dass sie sich mit einem oder mehreren ihrer Liebhaber verabredete. Hat dieses Weib denn nie genug? Anscheinend nicht, denn bald darauf begann sie, mit einem jungen Mann, der ein paar Tische weiter saß und so tat, als würde er in seinen Laptop tippen, zu flirten. Von ihr sah ich zwar nur den Hinterkopf, aber an seiner Reaktion ließ sich leicht ablesen, wie sie um seine Aufmerksamkeit buhlte: Sie warf ihm lockende Blicke aus halb geschlossenen Augen zu, klimperte mit dem Löffel am Rande des Glases herum, verzog schmolldend die Lippen und drückte den Rücken durch, um ihre Brüste besser zur Geltung zu bringen. Ein schamloses Benehmen! Natürlich sprang das Objekt ihrer Bemühungen darauf an, drehte immer öfter den Kopf in ihre Richtung und dann sah ich direkt, ohne erklären zu können, wie mir das gelang, dass sich ihre Blicke trafen und sie sich stumm verabredeten. Alles sah ich, alles! Die Augen des Mannes begannen, begehrlig zu funkeln, als Antwort darauf vertiefte sich ihr Lächeln und eine aus reiner Lüsterheit bestehende Energie schoss zwischen den beiden hin und her. Das war unverkennbar. Da konnte es keinen Irrtum geben.

Es ging lange so, für mich eine Ewigkeit. Am Ende rief sie die Kellnerin, zahlte, zog ihre Jacke an und tippelte an der Theke vorbei nach hinten, dorthin, wo die Toiletten sein mussten. Ich wandte mich heftig ab, konnte nicht mehr mit ansehen, wie der Mann aufstand, seinen Laptop aufgeklappt auf dem Tisch liegen ließ und ihr nachlief, zu den Toiletten hin. Ich brauchte nicht hinschauen und sah dennoch mit äußerster Klarheit, wie er die Tür, die sie gerade erst geschlossen hatte, öffnete und dahinter verschwand. Wer kümmert sich in einem halbleeren Café darum, dass ein Mann die Damentoilette betritt? Die Kellnerin war mit anderen Dingen vollauf beschäftigt. Abscheu überwältigte mich, als ich sah, wie der Mann auf Adelgunde traf und wie es die beiden im Stehen miteinander trieben, sie gegen eine der geschlossenen Toilettentüren gepresst. Verzweifelt lief ich bis zur Ecke und zurück, aber es war, als hätte sich mein Geist von meinem Körper gelöst. Er wohnte weiterhin der grauenvollen Szene bei. Sie quälte mich mit ihrer Eindeutigkeit, sie bohrte sich in mich hinein wie mit Widerhaken und nur mit Mühe unterdrückte ich ein lautes Aufstöhnen.

Als ich schließlich zurückkam und von der anderen Straßenseite aus heimliche Blicke durch das Fenster des Cafés warf, saß der Mann abermals vor seinem Laptop und tippte. Ein befriedigtes Schmunzeln spielte um seine Lippen. Adelgunde erschien. Sie sah noch derangierter aus als zuvor, woran auch nichts änderte, dass sie sich im Gehen mehrmals über die Haare strich. Mit den Lippen schmatzend, stöckelte sie auf den Ausgang zu und warf im Vorübergehen dem Partner ihres sexuellen Abenteuers ein verschmitztes Lächeln zu.

Ich war so erschüttert von ihrem sage und schreibe viermaligen Ehebruch an einem einzigen Vormittag, dass mir erst im letzten Moment, als sie dabei war, die Tür des Cafés zu öffnen, bewusst wurde, in welcher Gefahr ich schwebte. Wenn sie ihre Umgebung und die andere Straßenseite auch nur cursorisch in Augenschein nahm, würde sie mich unweigerlich entdecken! Abwenden und die immer griffbereite Zeitung vor das Gesicht halten, war das Werk einer Sekunde. Mit klopfendem Herzen wartete ich darauf, dass sie die Fahrbahn überquerte, und war gewärtig, ihre empörte Stimme neben mir zu hören. Nichts geschah und

nach einer Weile näherte ich die Augen vorsichtig den Löchern in der Zeitung. In der Nähe des Cafés war sie nicht zu finden und erst ein rascher Blick über den Zeitungsrand hinweg brachte zu Tage, das sie kaum zwei Schritte von der nächsten Ecke entfernt war. Es zog mich hinter ihr her. Sie marschierte zielgerichtet und energisch und kurze Zeit später wurde mir klar, das sie nach Hause wollte. Am Ende verschwand sie in dem vierstöckigen Haus, in dem wir wohnen, ohne sich umzusehen, ohne Verdacht zu schöpfen. Ich aber blieb an der Ecke stehen, im Innersten aufgewühlt und zugleich stolz auf meine Leistung als Detektiv: In der ganzen Zeit hatte sie mich nicht entdeckt und auch den Passanten war ich nicht allzu sehr aufgefallen.

Was war jetzt anzufangen? Ich warf die Zeitung in den nächstgelegenen Papierkorb, zögerte, wurde unsicher, spürte Angst in mir aufsteigen. Schon kam mir Maman Brigitte zu Hilfe. Ihre spöttelnde, näselnde Stimme flüsterte mir ins Ohr:

- Nachdem du an diesem Vormittag so viele interessante Dinge entdeckt hast, solltest du erst einmal verschlafen. Dein Hürchen von Ehefrau wird heute nicht mehr vor die Tür treten und auch keine Herrenbesuche empfangen. Mit vier schnellen Nummern ist ihr Tagesbedarf fürs erste gedeckt. Du kannst also beruhigt in ein Restaurant essen gehen. Danach nimm dir ein Taxi und fahre hinaus zum Ohlsdorfer Friedhof, zur Kapelle 8. Da ist das Kolumbarium. Geh aber nicht in die Kapelle hinein, sondern warte auf meine Anweisungen. Wir werden von dort aus einen Spaziergang unternehmen, denn ich liebe Friedhöfe. Bei den Toten ist es herrlich ruhig und vertraut. Wie heißt es so schön bei Alfred Kubin? Hörst du die Toten singen, die lichtgrünen Toten? Sie zerfallen in ihren Gräbern, schmerzlos und leicht; greifst du ihre Leiber, so berührst du nur Brocken, und die Zähne, sie lösen sich leicht... Später setzen wir uns auf eine Bank und unterhalten uns bei einem Gläschen Rum mit Chili über die weitere Vorgehensweise. So, mein Söhnchen, und nun ab mit dir zum Essen!

Wie gerne befolgte ich ihre Instruktionen, wusste ich doch, wie gut sie es mit mir meinte und wie eifrig sie bemüht war, meine Erschütterung und Konfusion zu lindern. Es ist gewiss: Sie ist meine Wohltäterin, auch wenn ich im Eifer der Verfolgung am Vormittag fast vergessen hatte, dass sie die ganze Zeit in mir gewesen war, eine mit Güte durchtränkte Kraft, die jede meiner Zellen beherrschte, eine Energie, die durch alle meine Adern floss, eine Macht, die meine Nervenenden vibrieren ließ. Ich trug sie wie ein Pferd seine Reiterin, ohne dass mich ihr Gewicht niederdrückte. Ganz im Gegenteil, sie adelte mich, sie erhob mich, hob mich über die anderen Menschen hinaus. Wer seid ihr, ihr kleinen Biedermänner, ihr gewöhnlichen Arbeiter, infantilen Jugendlichen, albernen Schulmädchen, im Vergleich zu mir, der ich auserwählt bin, eine Göttin zu beherbergen, der ich sie die Straße wieder hinunterführen darf, in das Kaufhaus hinein, die Rolltreppe hoch bis zum obersten Stockwerk, in dem sich das Selbstbedienungsrestaurant befindet? Ein Nichts, das seid ihr, während ich überhöht bin durch die Göttin!

Dieses Gefühl der Überlegenheit hielt während des Essens an und ließ mich euphorisch werden. Ich hatte mir den Teller tüchtig vollgeladen und aß mit Appetit. Für den Augenblick waren die Ereignisse des Vormittags vergessen. Es schmeckte ausgezeichnet. Ich schmatzte ordentlich und rülpste auch einmal, was die Frau, die am Nebentisch saß, dazu brachte, sich einen anderen Platz zu suchen. Das entlockte mir bloß ein verächtliches Lächeln. Ich kaute, schluckte, kaute, schluckte und beobachtete geruhsam die Fledermäuse, die unter der Kuppel des Restaurants flatterten. Danach machte ich mich auf der Toilette frisch und bekam an dem Stand hinter dem Kaufhaus gleich ein Taxi. Das würde den außergewöhnlichen, von einer fremden, heilsamen Energie erfüllten Mann, zu dem ich (oder ein anderer? wer war dieses „ich“?) geworden war, zum Ohlsdorfer Friedhof bringen.

Den Ohlsdorfer Friedhof kenne ich seit meiner Kindheit, natürlich nicht jeden Winkel, dafür ist er zu ausgedehnt, aber zumindest so gut, dass für mich die Gefahr des Verlaufs nicht allzu groß ist. Wie viele lange Spaziergänge hatten meine Eltern an Sonntagen bei gutem Wetter mit mir und meinem jüngeren Bruder dort unternommen, und darin taten sie es den meisten Hamburgern gleich, die den Friedhof als Naherholungsgebiet nutzen. Nach meiner Heirat wollte ich meine Angetraute mit dieser angenehmen Art, die Sonntagnachmittage zu verbringen, bekannt machen, aber es kam nur zu drei Versuchen. Danach protestierte Adelgunde, sagte, es wäre ihr zu langweilig, und weigerte sich, mitzukommen. Allein wollte ich dem stillen Vergnügen nicht weiter frönen, schon damals schien mir, als könne es nicht schaden, ein wachsames Auge auf meine Frau zu haben, und so schief die Tradition ein. Später wurde der Ohlsdorfer Friedhof von mir nur anlässlich von Beerdigungen besucht und dennoch blieb er in meiner Erinnerung präsent als einer der heimeligsten Orte von Hamburg.

Deshalb freute ich mich sehr, ihn wiederzusehen, und atmete tief durch, als das Taxi weggefahren war und mich nahe beim Kolumbarium zurückgelassen hatte, umgeben von frühlingshafter Natur, eingetaucht in würzige Gerüche und entzückt von dem kräftigen Zwitschern der Vögel. Die Knospen waren aufgebrochen und die Äste und Zweige hatten sich in ein zartgrünes Gewand gehüllt. Freude wallte in mir auf beim Anblick der vielfarbigen Blumenköpfchen, die sich auf den Wiesen und an den Wegrändern drängten. An diesem Nachmittag hielten sich nur wenige Menschen in der Umgebung des Kolumbariums auf, ein paar alte Frauen mit Gießkannen, ein Gärtner in einem grünen Overall, der einen mit Erde gefüllten Karren schob. Für einen Moment sah ich einen Totenschädel auf dieser Erde thronen, aber der war nach einem Blinzeln verschwunden. Zwei Mitarbeiter von Bestattungsunternehmen standen in ihrer charakteristischen Hamburger Tracht mit den weißen Halskrausen an der Tür des Kolumbariums und tuschelten miteinander. Mir kam es so vor, als würden sie mir hämische Blicke zuwerfen.

Meine Wohltäterin machte sich nach längerer Zeit wieder bemerkbar. Sie gab mir einen Impuls ein, der mich dazu brachte, die Richtung einzuschlagen, in welcher der anonyme Urnenhain lag. Ich durchstreifte ihn, ohne Gedanken, aber voll Vertrauen, ganz der Bewegung hingegen. Anschließend wanderte ich am Mausoleum Riedemann vorbei und stieg langsamen, schweren Schrittes die Treppe zu der eindrucksvollen Grabanlage hoch, auf der so viele reiche Hamburger Familien ihre repräsentativen Ruhestätten dem ehrerbietigen Auge offerieren. Wärme durchdrang mich, umarmte mich, kuschelte sich an mich. Ein Kaninchen bäugte mich aus zwei Metern Entfernung, ein Eichhörnchen flitzte den Stamm einer Buche hoch und Mücken tanzten vor meiner Nase. Adelgundes Treuebrüche vom Vormittag hatten sich für den Augenblick aus meinem Kopf verabschiedet. Stattdessen interessierten mich einzig und allein das Wasser, das rieselte und rann, das Gras, das auf den Wiesen duftete, und die Eichen, die ihre stachelstarrenden dunklen Zweige in den Himmel reckten. Die Oberfläche des Nordteichs war glatt wie ein Spiegel, in dem sich einige faserige Wolken abzeichneten. Wohltuend ruhig war es hier und an einer Stelle, an der Trauerweiden so tief über das Wasser hingen, dass sie es streiften, ließ ich mich auf einer Bank nieder.

Kaum hatte ich Platz genommen, da überkam mich ein Schwindel. In meinem Innern und auch in der Außenwelt wurde alles grau. Jede Farbe, jede Unterscheidung versickerte. Ich weiß nicht, wie lange dieser Zustand andauerte, aber als ich wieder zu mir kam und langsam die Kolorierung zurückkehrte, saß Maman Brigitte neben mir und grinste mich an. Für den Bruchteil einer Sekunde wurde ihr Gesicht von einem Totenschädel überlagert, den ein rasches Kopfschütteln meinerseits vertrieb.

– Nun, mein Söhnchen, hast du dich von dem vierfachen Schock, den dir deine Frau heute Vormittag bereitet hat, erholt?

Ich seufzte.

- Ach, Maman Brigitte, hier inmitten der Natur geht es mir besser und ich muss nicht so viel darüber nachgrübeln... Nie hätte ich Adelgunde eine solche Unverfrorenheit zugetraut. Nie!
  - Heute hast du schon einen ersten Eindruck davon bekommen, was für ein loses Frauenzimmer deine Angetraute ist. Morgen wirst du dich endgültig davon überzeugen können. Du wirst den ganzen Vormittag lang in dem Café schräg gegenüber von eurem Haus sitzen und beobachten können, wen sie alles empfängt. Morgen ist Donnerstag, da bleibt sie immer daheim und lässt die liebestollen Herren in eure Wohnung und in euer Ehebett.
  - Wie furchtbar das alles ist, Maman Brigitte, wie furchtbar! Meine Frau ist nicht viel besser als eine Prostituierte, das habe ich bereits heute Vormittag erkannt. Bis zum Mittagessen hat sie sich schon mit vier verschiedenen Männern vergnügt!
  - Das ist noch gar nichts. In eurem Ehebett treibt sie es nicht selten mit vier Männern gleichzeitig. Das wirst du zwar nicht direkt zu sehen bekommen, doch wenn du morgen über Stunden hinweg euer Haus observierst, wird dich das endgültig von ihrem Fremdgehen überzeugen und du wirst das ganze Ausmaß ihrer Untreue begreifen.
- Ich seufzte ein zweites Mal und beäugte betreten eine Amsel, die unter Aufbietung aller Kräfte einen unglaublich fetten Regenwurm aus dem Erdboden zog. Meine Wohltäterin fuhr fort:
- Nun, nachdem der nächste Schritt geklärt ist, können wir uns erfreulicheren Dingen zuwenden. Hast du an den Rum und an die Chilis gedacht?

Ja, ich hatte. Eilfertig öffnete ich den Rucksack, holte die Rumflasche und die Chilis heraus und postierte sie auf einer mitgebrachten Serviette zwischen uns. Sogar an ein Messer hatte ich gedacht, um die Chilis kleinzuschneiden, und an ein Glas, in dem ich in Anschluss daran der mir Wohlgesinnten den mit den kleingeschnittenen scharfen Schoten versetzten Rum servieren konnte. Sie trank es in großen Zügen leer. Wir schwiegen eine Weile und lauschten gemeinsam dem fröhlichen Lied eines Rotkehlchens, das von einem Geier, der nicht weit entfernt auf einem dicken Ast hockte, beobachtet wurde. Maman Brigitte rülpste laut, rückte ihre Sonnenbrille zurecht und meinte:

- Oh, Pardon. Weißt du, mein Mann, der Baron, meine Söhne, unsere ganze Familie, wir alle lieben Friedhöfe. Sie sind unser Jagdrevier. Was für ein exquisites Vergnügen ist es für uns, über die Erde eines Friedhofs zu schreiten, in dem Wissen, dass in ihr unzählige Knochen ruhen, die einst Fleisch bekleidet hat. Dieses Fleisch wurde gepflegt. Es wurde sorgfältig eingecremt, genährt, begehrt. Es war umhüllt von einer glatten, rosigen Haut. Zärtliche, bewundernde Hände streichelten, liebkosten die Haut, unter der das warme Fleisch pulsierte. Aber die Zeit verging. Die Haut legte sich in Falten und wurde von hässlichen Flecken verunstaltet. Sie schrumpelte wie ein Apfel, den man zu lange liegen gelassen hat. Das Fleisch, das sie bedeckt hatte, vertrocknete, zog sich zusammen und die Haut begann, schlaff herabzuhängen. Sie wurde braun, unansehnlich. Am Ende wurde sie von Maden, die sich am Fleisch gütlich getan hatten, durchlöchert, dann weggefressen. Knochen kamen zum Vorschein, hübsche weiße Knochen, die leider nicht so weiß blieben, sondern mit der Zeit vergilbten.

Sie reichte mir das leere Glas und beklommen bereitete ich den nächsten Trunk zu, während eine Anakonda aus dem Gebüsch glitt, sich über den Boden zu meiner Wohltäterin hin schlängelte und vor ihr anhielt, züngelnd, mit erhobenem Kopf. Die beiden fixierten sich, hielten stumme Zwiesprache, bis endlich Maman Brigitte mit einem Nicken die Hand hob und die Schlange geschwind im Gebüsch verschwand. Ein großer Schluck von dem zweiten Trunk wurde genommen, auch ihm folgte ein Rülps.

- Das schmeckt, mein Söhnchen, das schmeckt ausgezeichnet. Nun ja, die Welt ist so eingerichtet. Niemand von euch Menschen scheint die Wahrheit wissen zu wollen, die

Wahrheit, dass die gesamte Erde nichts anderes ist als ein riesiger Leichenberg, ein gigantischer Knochenhaufen, eine Aschehalde. Der Tod ist in euch und um euch, ihr atmet ihn ein und atmet ihn aus, aber das wollt oder könnt ihr nicht akzeptieren. Und meine Aufgabe in dem ganzen System ist es, die toten und besonders die toten Kinder zu beschützen.

Eine unerklärliche Angst stieg in mir hoch und ich stotterte kläglich:

- Aber... aber die Kinder... die toten Kinder, die leben doch bei dir, die spielen mit dir und du wiegst sie in deinen Armen.

Sie schüttelte traurig den Kopf.

- Auch du gibst dich Wahnvorstellungen hin, mein Söhnchen, willst der harten Wahrheit nicht ins Gesicht schauen. Meine toten Kinderchen sind bloße Schatten, Puppen ohne einen Funken von Leben, Trugbilder, Träume ohne Substanz, Seifenblasen, die gleich zerplatzen.

Eine alte, ganz in Schwarz gekleidete Frau, die eine kleine Schaufel umklammerte, kam vorbei, fixierte böse die Rumflasche auf der Bank und murmelte: „Alter Penner!“ Mit fiel ein, dass sie Maman Brigitte nicht sehen konnte und deshalb denken musste, ich sei betrunken und würde mit mir selbst sprechen. Urplötzlich überkam mich das Verlangen, die Vettel zu packen und in den See zu werfen. Sowie die hinter der nächsten Biege verschwunden war, verging das Verlangen und ich vergaß sie. Meine Gesprächspartnerin fuhr fort:

- Gib dich nicht Illusionen hin, wie es bei so vielen dummen, ängstlichen Menschen üblich ist. Nach dem Tod wartet weder ein Himmel mit Harfe spielenden Engeln auf dich, noch ein Paradies mit einer Schar wohlgestalteter Jungfrauen, noch gar eine Hölle mit gehörnten Teufeln, die dich in einen Kessel voll siedenden Öls befördern wollen. Das Einzige, was dich erwartet, ist die Schwärze ewiger Nacht... Reich mir die Flasche. Für den Rest Rum brauche ich kein Glas und die paar Chilis, die übrig sind, esse ich einfach dazu.

Ich beeilte mich, das Gewünschte zu offerieren, und beobachtete wortlos, bis ins Mark getroffen von ihren Enthüllungen, wie sie die Flasche leerte und die Chilis verspeiste. Der abendliche Glanz um mich herum war von Gold durchwirkt, Lichtreflexe huschten über den Teich, die Vögel sangen und zwitscherten und tschilpten. Das war schön und konnte dennoch die große Angst in mir nicht lindern. Maman Brigitte gewährte meine zusammengesunkene Gestalt und Leichenbittermine. Sie lachte und klopfte mir auf den Rücken.

- Das ist die Realität, mein Söhnchen, das ist der Lauf der Welt. Daran wird sich nie etwas ändern und du tust gut daran, dich damit abzufinden. Die meisten, ja fast alle Menschen sind zu schwach und zu feige, um den wahren Sachverhalt, der für ihr Ego so bitter ist, zu akzeptieren. Sie klammern sich an alle möglichen Illusionen und werden am Ende doch von der Wirklichkeit eingeholt. Diese Trottel!

Sie fasste mir mit Fingern, die so kalt wie bei einer Leiche waren, unter das Kinn, hob meinen Kopf und blickte mich unverwandt an. Das Auge, das nicht von dem dunklen Glas bedeckt war, bohrte sich in mich hinein und ich bemerkte erst jetzt, dass in dem umgebenden Weiß des Augapfels eine riesige schwarze Pupille schwamm, ohne die Spur einer Iris. Maman Brigittes Stimme erklang dunkel, vibrierend vor Kraft.

- Schließ deine Augen und öffne deinen Mund, mein Reitpferdchen.

Aus vollem Herzen, mit vollem Einverständnis gehorchte ich. Wie ein Wind fuhr sie in mich hinein, nahm meinen Körper, meinen Geist in Besitz. Nun ertönten ihre Worte in meinem Kopf.

- Geh zügig zu der Haltestelle, nimm dort aber nicht den Bus, denn sonst würdest du später als gewöhnlich zu Hause eintreffen. Das könnte Adelgunde misstrauisch machen. Ruf dir per Handy ein Taxi. Es soll nicht bis vor eure Haustür fahren, sondern dich bereits an der Ecke

aussteigen lassen, damit dich dein Weibchen, wenn es aus dem Fenster schaut, nicht zufällig bei der Ankunft erblickt und sich fragt, warum du heute ein Taxi genommen hast.

Wie liebe ich solche klaren, begründeten Anweisungen, denen man nur noch zu folgen braucht! Allerdings wurde die Freude darüber getrübt, denn gleich darauf erhob sich in meinem Kopf ein kindliches Krakeelen und Plärren, so laut, dass ich glaubte, es müsste noch im Umkreis von hundert Metern zu hören sein. Ich sprang von der Bank auf und lief in Panik los.

Meine göttliche Wohltäterin ließ mich nicht im Stich. Beim Laufen verebbte das Kindergeschrei und als ich an der Haltestelle anlangte, war es verschwunden. Das Taxi fand sich nach dem Handy-Anruf schnell ein und zur üblichen Zeit schloss ich die Wohnungstür auf, ein wenig taumelig, ein wenig betäubt. Dieser Zustand kam mir gerade recht. Wie in einen Kokon gehüllt, konnte ich dem untreuen Weib begegnen, ohne dass mich Ekel und Zorn verrietten. Adelgunde, die sich offenbar von ihren vormittäglichen Eskapaden erholt hatte, erwiderte nicht meinen Gruß, drehte sich nicht zu mir um. Sie wandte den Blick nicht von dem Fernseher ab, in dem eine ihrer Lieblingsserien lief. Offenbar hatte sie beschlossen, heute nicht mit mir zu reden und mich nicht zu beachten, wahrscheinlich, um mich zu bestrafen. Das Miststück wollte den Spieß umdrehen, um jeden Verdacht von sich abzulenken. Dabei hatte sie eine Bestrafung verdient, nicht ich!

Ruhig bereitete ich mir in der Küche ein reichliches Abendbrot vor, verzehrte es genüsslich und zog mich in mein Arbeitszimmer, das jetzt auch mein Schlafzimmer war, zurück. Die Ereignisse dieses Tages, die mir die Augen geöffnet hatten, wollten zu Papier gebracht werden, ohne Beschönigung, ohne Ausschmückungen. Bei der Sorgfalt, die ich darauf verwandte, dauerte es lange, zwei Stunden, möglicherweise auch mehr, denn zwischendurch dämmerte ich immer wieder mal weg. Heute hatte Maman Brigitte den ganzen Rum getrunken, nicht ein Tropfen war für mich übrig geblieben, folglich waren es die anstrengende Verfolgung Adelgundes am Vormittag und die frische Luft auf dem Friedhof am Nachmittag, die mich müde gemacht hatten.

Gegen 22.00 klappten Türen. Adelgunde ging ins Badezimmer und anschließend zum Schlafen, nichts davon ahnend, wie erleichtert ich war, heute nicht mit ihr sprechen zu müssen. Mein Tagesbericht neigt sich dem Ende zu und danach ist es für mich ebenfalls Zeit, mich hinzulegen, und zwar in diesem vertrauten, sauberen Raum und nicht neben einem Weib, das mich in einem Ausmaß betrügt, für das es kaum noch Worte gibt. Für eine solche Untreue kann die Strafe gar nicht groß genug sein.

Donnerstag, 26. April: Und wieder ist es draußen dunkel, und wieder sitze ich an meinem Schreibtisch und zeichne getreulich den Verlauf des heutigen Tages nach. Das ist keine einfache Aufgabe. Heute ist unglaublich viel passiert. Ich bin durch unendlich viele Höhen und Tiefen gegangen, bin geschockt und verwirrt, überwältigt und im buchstäblichen Sinne sprachlos gemacht worden, so dass es fast unmöglich erscheint, Ordnung in dieses Chaos in mir und um mich herum zu bringen. Wie kann dieser Wust, diese unfassbare Masse an mir zugefügtem Unrecht einerseits und merkwürdigen Begebenheiten andererseits in verständlicher Form zu Papier gebracht werden? Dafür gibt es nur ein probates Mittel: Ich werde den chronologischen Ablauf als Leitschnur nehmen und nicht einen Zentimeter davon abweichen. Möge die zeitliche Aufeinanderfolge das Rettungsseil sein, an dem ich mich entlanghangeln und am Ende festen Boden erreichen kann!

Früh am Morgen war wie üblich von der Langschläferin Adelgunde nichts zu sehen. Das war mir recht, denn auf die Weise konnte ich, ohne mit lästigen Fragen bedrängt zu werden, etwas vor der gewohnten Zeit die Wohnung verlassen. Das Frühstück ließ ich ausfallen, hatte gestern Abend auch nichts Nahrhaftes vorbereitet, denn im Café würde ich sattam zu essen und zu trinken bekommen. Zum Stillen von Hunger und Durst war den ganzen Vormittag lang Gelegenheit. In den Rucksack hatte ich ein Mathematikbuch, Schreibgerät und ein Notizbuch gepackt. Das alles wollte ich auf meinem Tisch im Café gut sichtbar ausbreiten. Es sollte zur Tarnung meiner Überwachungstätigkeit genügen.

Und richtig befand ich mich Minuten später in dem Café, das wochentags bereits um 7.00 öffnet und mir heute einen Fensterplatz mit einem ausgezeichneten Blick auf unser Wohnhaus bot. Es begann ein langes Warten. Anders als gestern beanspruchte es den ganzen Vormittag. Trotzdem wurde es nicht ermüdend, nicht langweilig für mich, denn in diesen Stunden im Café geschah so viel Interessantes, Unglaubliches, in mancher Hinsicht auch Erschreckendes und Verstörendes, dass die Zeit nur so raste.

Die seltsamen Geschehnisse begannen während des Wartens auf das geordnete Frühstück. Müßig betrachtete ich die Straße und erkannte auf einmal, dass sich die großen Pfützen auf dem Bürgersteig und am Rande der Fahrbahn, Produkte einer verregneten Nacht, rot gefärbt hatten. Es machte den Eindruck, als beständen sie nicht aus Wasser, sondern aus Blut. Wenn Leute durch die Pfützen liefen, blieben hässliche rote Spritzer an ihren Hosen, Mänteln, Strümpfen, Schuhen hängen. Wenn Autos durch die Pfützen fuhren, spritzte ein ekelhafter roter Schwall auf. Wenn Spatzen und Amseln mit den Pfützen in Berührung kamen, blieb Blut an ihrem Gefieder zurück. Weder Mensch noch Tier schien dies zu bemerken. Unerklärlicherweise verspürte ich keine Angst, sondern beobachtete fasziniert die blutbefleckte Straße und wurde erst von der Kellnerin abgelenkt, die mir mein Frühstück brachte. Sie stellte den Kaffee und den gefüllten Teller vor mich hin. Ich bedankte mich, blickte ich zu ihr hoch und bemerkte, dass dieser weißblonden, blassen Frau um die vierzig ein Blutstropfen im linken Augenwinkel hing und ein weiterer Blutstropfen eben aus dem rechten Nasenloch rann. Er blieb am äußersten Rand der Oberlippe haften. Die Frau schien nichts davon zu spüren. Schauernd wandte ich mich ab, schaute nach draußen und musste feststellen, dass sich die Blutpfützen auf der Straße in diesen paar Sekunden, in denen ich abgelenkt gewesen war, in normale Wasserlachen zurückverwandelt hatten. Auf den zweiten Blick schienen sie allerdings nicht ganz so normal zu sein, denn das Wasser kam mir ungewöhnlich rein vor, kristallklar, so klar, dass sich in einer der größten Pfützen, die ich aus meiner Perspektive genau sehen konnte, der diesige Vormittagshimmel spiegelte. Das Blut war zu kristallklarem Wasser geworden: Eine solche Metamorphose konnte nur das Werk eines Dämons sein, der neidisch darauf war, dass mich Maman Brigitte zu ihrem Reittier ausersehen hatte, und der mich, von seinem Neid angetrieben, in Verwirrung stürzen wollte. Das war ihm nicht gelungen. Ich blieb bemerkenswert gelassen.

Als nächstes vertilgte ich das Frühstück langsam und systematisch. Zeit dafür war mehr als genug vorhanden, denn Adelgunde würde ihrer Gewohnheit nach frühestens in einer Viertelstunde aufstehen, ausgiebig duschen und sich in ein aufreizendes Negligé hüllen. Bestimmt wählte sie das rosafarbene mit den weißen Rüschen, das sie sich im vorigen Monat gekauft hatte. Wozu sollte sie sich einen Pullover, eine Hose oder einen Rock anziehen, wenn sie diese Kleidungsstücke ohnehin gleich wieder ablegen würde? Nachdenklich kaute ich an einem Salatblatt, nahm abermals die Straße vor dem Fenster in Augenschein und bekam einen Schreck, der mir in alle Glieder fuhr. Die Straße hatte sich verzerrt. Sie war länger und zugleich schmaler geworden, und sie verjüngte sich in einem Bogen, der ins Unendliche zum reichen schien. Mit der Straße waren auch die Häuser schmaler geworden und hatten sich in

die Höhe gezogen, wie in einigen expressionistischen Filmen. Die Passanten hatten sich ebenfalls verformt, waren dünn geworden und hatten sich im gleichen Maße in die Länge gedehnt. Es war wie in einem Spiegelkabinett auf dem Jahrmarkt. Je mehr sich die Passanten der Ecke näherten, desto mehr schnurrten sie zusammen und wurden schließlich zu einem Punkt, der mit dem sich verjüngenden Bogen der Straße im Unendlichen verschmolz. Ich rieb mir die Augen und fragte mich, ob etwas mit ihnen nicht in Ordnung war, kam gleich darauf aber zu dem Schluss, dass die grotesken Verzerrungen das Werk des neidischen Dämons sein mussten. Wenn ich den Blick auf den Teller vor mir richtete, konnte ich mit Erleichterung konstatieren, dass die darauf liegenden Brötchen, Wurst- und Käsescheiben normale Proportionen besaßen. Auf die Nabsicht hatte der Dämon also keinen Einfluss.

Aus dem Grunde hielt ich für geraume Zeit die Augen beharrlich auf den Teller gerichtet und beschäftigte mich ausschließlich, allerdings mit gebremstem Appetit, mit der Nahrungsaufnahme. Als der Teller leer war, schien es mir angeraten, die Beobachtung der Welt jenseits der Fensterscheibe fortzusetzen. Zu meiner großen Freude hatte die Straße ihr gewöhnliches Aussehen Freude Erleichterung währte nicht lange. Unvermittelt erfüllte ein starkes Rauschen meinen Kopf und hernach war es, als spiele sich im Schädel ein schweres Unwetter ab. Winde jaulten wie tollwütige Hunde, Donner grollte, Regen prasselte, die Blätter der sich im Sturm biegender Bäume raschelten wild. Es pfiiff, heulte, dröhnte so laut, dass ich am liebsten beide Hände über die Ohren gelegt hätte. Im Café war eine solche Geste nicht empfehlenswert, um nicht aufzufallen. Es war ein Segen, dass der Sturm genauso plötzlich, wie er sich in meinem Kopf erhoben hatte, verschwand. Gewiss zog er in einen anderen Kopf, um dessen Besitzer zu verstören. Dahinter steckte erneut der neidische Dämon! In die Stille hinein erklang die Stimme von Maman Brigitte:

– Obacht. Dein Frauchen hat ihre Toilette beendet. Sie sitzt auf eurem Ehebett und erwartet den ersten Lover des Tages. Er muss gleich um die Ecke biegen.

Ich richtete mich kerzengerade auf, konzentrierte mich uneingeschränkt auf die Straße und wie es die gütige Göttin vorhergesagt hatte, bog auch schon ein junger Mann auf einem Fahrrad um die Ecke. Er fuhr verbotenerweise (aber wer hält sich heute noch an Verbote!) auf dem Gehweg und trug einen blauen Overall, war demnach ein Handwerker. Er hielt vor unserem Haus, schob sein Rad in den Ständer davor, schloss es ab, musterte die Namensschilder, klingelte, wurde eingelassen. Ich nickte langsam. Das ergab Sinn. Sehr viel Sinn. Der Handwerker wollte sich noch vor seinem Arbeitsbeginn mit meiner Frau vergnügen, wollte sich einen Kick holen und den Tag prickelnd beginnen lassen. Ich sah förmlich vor mir, wie er mit dem Fahrstuhl hochfuhr, wie er bei uns klingelte, wie ihm Adelgunde in ihrem halb durchsichtigen rosa Negligé mit den weißen Rüschen öffnete, wie sie ihn einließ, ein verführerisches Lächeln auf den Lippen. Ein Lächeln, das sie für mich niemals hat. Sie wartete ungeduldig, während er seine Arbeitsschuhe umständlich auszog. Kaum hatte er sich aus der gebückten Haltung aufgerichtet, da packte sie ihn am Gürtel des Overalls und bugsierte ihn ins Schlafzimmer. Er ließ das nur zu gern mit sich geschehen und sagte auch nicht nein, als sie ihn aus dem Overall schälte. Beide fielen auf das Bett - und tief aufseufzend widmete ich mich dem Rest des Kaffees. Widerwillig trank ich die letzten Schlucke und versuchte, mich auf den Geschmack in meinem Mund zu konzentrieren, damit die Fantasie nicht länger Amok laufen konnte und mich mit Bildern von dem, was gerade in unserem Ehebett passierte, quälte. Der Kellnerin wurde gewunken. Eine neue Bestellung wurde aufgegeben. Das brachte für den Moment eine gewisse Ruhe.

Eine halbe Stunde später öffnete sich die Haustür. Der Handwerker trat auf die Straße. Sein Gesichtsausdruck war aus der Entfernung nicht zu erkennen, aber ich war mir sicher, dass er

zufrieden grinste. Wie sollte es anders sein! Er öffnete das Schloss seines Drahtesels, stieg auf und war im Nu außer Sichtweite. An meinem linken Ohr flüsterte Maman Brigitte: „Obacht.“ Ich gab Obacht und ein weiteres Fahrrad kam um die Ecke. Auch darauf saß ein junger Mann, dem Aussehen nach ein Student. Wie der Handwerker hielt er vor unserem Haus, schob das Fahrrad in den Ständer, schloss es an. Als Antwort auf sein Klingeln betätigte meine Frau den Summer. Sie ließ ihn ins Haus, in unsere Wohnung, in ihren verfluchten Körper. Was für eine Qual für mich, als ich schauernd und ohnmächtig miterlebte, wie die beiden kopulierten! Wild, gierig und schnell, ohne einen Hauch von Zärtlichkeit, einzig auf die Stillung ihrer Lust bedacht, glichen sie mehr Tieren als Menschen.

Selbstredend gab der junge Mann Adelgunde Geld. Als sie ihn aus unserer Wohnung ließ, drückte er ihr zum Abschied einen Schein in die Hand, murmelte: „Bis bald“ und verdrückte sich. Ich saß vielleicht eine Minute lang traurig und gedankenlos da und musste mich innerlich ermahnen, mich in dem Café weiterhin unauffällig zu benehmen. Ich winkte der Bedienung und bestellte einen Kräutertee. Damit ließen sich die nächsten zwei Stunden unbemerkt verbringen und wenn ich außerdem so tat, als würde ich das Mathematikbuch vor mir studieren, wäre das die perfekte Tarnung.

Die Tür unseres Wohnhauses öffnete sich und die hübsche Nachbarin aus der ersten Etage erschien. Sie eilte zu ihrem zwei Häuser weiter geparkten Auto, stieg ein und fuhr zur Arbeit. Etwas später verließ die ältere Dame aus dem vierten Stock das Haus. Mit zwei Taschen bewaffnet, zuckelte sie die Straße entlang und verschwand um die Ecke, auf dem Weg zum Supermarkt. Der Elektromeister aus dem Parterre hastete zur Firma und der kleine Sohn der Familie aus der zweiten Etage zur Schule. Die uralte Frau, die in unserem Haus schon seit einer Ewigkeit wohnt, führte ihren Rehpinscher Gassi und eine mir bloß vage bekannte Frau klingelte und wurde eingelassen.

Schon wollte sich ein Gefühl von Erleichterung in mir ausbreiten, das flüsterte mir Maman Brigitte ins linke Ohr: „Obacht.“ Ich musterte ebenso gespannt wie besorgt die Straße. Ein grauhaariger, elegant gekleideter Herr steuerte forschen Schrittes auf unser Haus zu. Wahrscheinlich hatte er seinen Mercedes in dem Parkhaus eine Straße weiter abgestellt. Ja, das war mehr als wahrscheinlich. Er studierte die Namensschilder, klingelte und wurde prompt eingelassen.

Adelgunde empfing ihn an der geöffneten Wohnungstür. Sie lächelte ihn lasziv an, drehte sich in ihrem mehr enthüllenden als verhüllenden Negligé, und kaum hatte er die Tür mit seinem Rücken zgedrückt, streifte er schon ungeduldig die Straßenschuhe ab. Sie zog ihn an seiner Krawatte, die sie hervorgehenstelt hatte, ins Schlafzimmer, während kleine gurrende und girrende Laute ihrer Kehle entwichen, und machte die Tür fest zu. Dieses Mal gelang es meinem Bewusstsein nicht, zu dem Ort der Aktivität vorzudringen. Ich blieb vor der geschlossenen Tür in dem schwach beleuchteten Flur und kam mir vor wie ein körperloses Gespenst, das eine magische Schranke nicht überwinden kann. Ich konnte bloß lauschen, aber die Geräusche, die durch die Tür drangen, waren eindeutig, unmissverständlich. Da gab es Stöhnen und Grunzen, Kreischen und Keuchen, Schreien und Knurren, Wimmern und Schnauben. Wie zur Antwort setzte das Geplärr der schwarzen Putten in meinem Kopf ein. Beide Arten von Geräuschen überlagerten sich, kämpften um die Vorherrschaft. Daraus resultierte ein infernalischer Lärm. Alles sträubte sich in mir, doch ich konnte nichts anderes machen, als die Zähne zusammenzubeißen und zu hoffen, dass sich ein solches Pandämonium nicht auf Dauer in meinem Kopf einnistet. Ich versuchte verzweifelt, mir äußerlich nichts anmerken zu lassen. Trotzdem muss sich mein Gesicht zu einer Grimasse verzerrt haben, denn die Kellnerin warf mir von der Theke aus einen sehr beunruhigten Blick zu. Ich

versuchte, mich zusammenzureißen, mich in die Gewalt zu bekommen - und fand mich abermals, wie durch Zauberei, im Flur unserer Wohnung wieder.

In dem Augenblick öffnete sich die Schlafzimmertür. Meine Frau geleitete ihren Freier in die Diele und verabschiedete ihn mit einem langen Zungenkuss. Abrupt wechselte die Perspektive. Ich saß auf meinem Platz im Café und starrte durch die Schaufensterscheibe, ohne etwas zu sehen. Das Plärren der schwarzen Putten im Kopf hatte aufgehört. Der grauhaarige Freier trat auf die Straße hinaus und schlug den Weg ein, auf dem er gekommen war.

Es war Zeit zum Durchatmen. Ich bestellte einen weiteren Tee, beobachtete, wie die uralte Frau mit ihrem Rehpinscher zurückkehrte, bemerkte, wie sie sich kurz umdrehte, zum Café hinblickte und mich prüfend anschaute. Und da wurde mir alles klar! Dieses krumme, verschrumpelte Mütterchen war mit im Komplott. Wie alle Bewohner unseres Hauses war sie über das Treiben meiner Frau bestens informiert. Die gesamte Nachbarschaft wusste nicht bloß, dass mich Adelgunde ständig betrog, sondern betätigte sich auch als Zuhälter und schanzte ihr Kundschaft zu. Jeder, der in unserem Haus wohnte, pries bei seinen Bekannten ihre körperlichen Vorzüge, warb für sie und bekam als Dank dafür ein paar Prozente von dem Hurenlohn. Keiner verriet sie bei der Polizei und den Behörden, jeder trug dazu bei, dass der gehörnte Ehemann nichts erfuhr. Es war ein Komplott, ein perfides Komplott, anders wäre ich nicht so lange in Unkenntnis von Adelgundes käuflichen Aktivitäten geblieben. Alle Mieter des Hauses hatten sich gegen mich verschworen, alle, vom Kind bis zur Greisin. Sie hatten aus den unterschiedlichsten Gründen mit Adelgunde gemeinsame Sache gemacht. Die Gründe reichten von Geldgier bis zur puren Lust an der Förderung der Prostitution, von der Freude an dem Schauspiel, das jemand bot, der sich selbst und seinen Partner herabwürdigte, bis zur Hoffnung darauf, der Freizeit-Dirne einmal umsonst an die Wäsche gehen zu können. Warum war mir das nicht eher aufgefallen? Wieso hatten mich alle Nachbarn derart zum Trottel machen können? Bestimmt lachten sie sich über meine Dummheit kaputt!

In der nächsten halben Stunde war ich mit dieser Erkenntnis beschäftigt und zum Glück blieb in dieser Zeit unsere Haustür geschlossen. Niemand verließ das Haus oder betrat es. Meine Aufregung über die Entdeckung legte sich allmählich. Da gewahrte ich, wie unser Postbote, ein Farbiger, dessen Eltern aus dem Kongo stammen, auf seinem gelben Fahrrad um die Ecke bog. Er hielt vor jedem Haus, kramte einen Paken Briefe und Zeitschriften aus den dicken Taschen am Fahrrad hervor, ging damit zur jeweiligen Tür, nahm den passenden Schlüssel von einem riesigen Schlüsselbund, schloss auf, ging in den Flur zu den Briefkästen und tauchte keine Minute später wieder auf, ohne Briefe und Zeitschriften, um seine Runde fortzusetzen. Bei unserem Haus war es jedoch anders. Er betrat es zwar ebenfalls auf die übliche Weise, aber kam nicht nach einer Minute heraus. Ich wartete und wartete. Die Haustür blieb geschlossen. Endlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Unser Postbote hatte einen Zwischenstopp bei Adelgunde eingelegt! Kaum hatte ich dies begriffen, da sah ich schon im Geist plastisch vor mir, wie sich ihre weißen Finger in seine schwarzen Muskeln bohrten, wie sich die schwarzen und die weißen Beine umschlangen, wie sich der dunkle Körper an dem hellen rieb. Schwarz und Weiß, Weiß und Schwarz in den unterschiedlichsten Kombinationen, nebeneinander, aufeinander, ineinander... Ein qualvolles Stöhnen wollte meinem Mund entweichen und ließ sich nur mit Mühe daran hindern. Ich trank Tee in großen Schlucken, wollte nicht auffallen, nur nicht auffallen. Die Kellnerin durfte nicht misstrauisch werden, denn mit Sicherheit war sie ein Teil des Komplotts. Sie sollte auf keinen Fall merken, dass ich endlich das entdeckt hatte, was alle vor mir verbergen wollten.

Es dauerte sehr lange, bis der Postbote aus unserem Haus trat und mit der harmlosesten Miene der Welt seine Runde fortsetzte. Für einige Zeit klingelte kein weiterer Mann bei unserem Namensschild, doch jetzt waren meine Augen offen und ich bemerkte Dinge, die mir vorher nicht aufgefallen waren. Junge und ältere Männer hoben im Vorübergehen den Kopf. Ihnen war anzusehen, was sie dachten: „Dort wohnt dieses geile Weibsstück, mit dem ich mich neulich so gut amüsiert habe.“ Zwanzigjährige Burschen stießen sich gegenseitig an, blickten zu den besagten Fenstern hoch, spitzten die Lippen und piffen anerkennend. Ein alter Knacker, der sich mit dem Rollator mühsam vorwärtsbewegte, stoppte direkt vor unserem Haus, schöpfte Atem und spähte missmutig, mit zusammengekniffenen Lippen hoch zu unserem Schlafzimmerfenster. In Gedanken verfluchte er Adelgunde, die es bei seinem letzten Besuch nicht geschafft hatte, seiner schlaffen Männlichkeit die Trägheit auszutreiben.

Bis zum Mittag besuchten noch zwei weitere Männer meine Frau. Der eine war der Installateur, dessen kleiner Laden sich direkt an der Ecke befindet, ein kräftiger Mann, dem man ansieht, dass er regelmäßiger Gast in einem Fitness-Studio ist. Meine Augen wurden zu Röntgenaugen, mein Blick durchdrang die Wände und ich konnte mitansehen, wie er die mir Angetraute von hinten nahm. Bei seinen harten Stößen quietschte unser Ehebett, es knarrte und wackelte und schien jeden Moment in Gefahr, zusammenzukrachen. Der darauf folgende Kunde war ein junger Buchhalter, der nicht weit von uns entfernt lebt, ein farbloses, schweigsames, pickliges Geschöpf, das sich von ihr einen blasen ließ und dabei nur leise brummte, eher wie ein defektes Auto als wie ein Mensch. Hinterher legte er drei 50-Euro-Scheine fein säuberlich auf den Nachttisch.

Allmählich geriet ich in einen lethargischen Zustand, starrte durch die Scheibe auf die Straße, ohne etwas wahrzunehmen, fühlte weder Empörung noch Schmerz, war keines Gedankens mehr fähig. Niemand betrat oder verließ unser Haus, doch das linderte nicht meine Qual. Mir war, als könne ich den Anblick eines weiteren Liebhabers auf dem Weg zu unserer Wohnung nicht ertragen, alles hatte sich in mir schmerzhaft verkrampft, mein Inneres war zu Asche geworden. Es war eine ungeheure Erleichterung, als sich Maman Brigitte an meinem linken Ohr vernehmen ließ:

- So, mein Söhnchen, das reicht. Jetzt hast du genug gesehen und hast endgültig verstanden, was deine Frau für ein Flittchen ist. Für dich ist es Zeit, zum Mittagessen zu gehen und anschließend mit dem Taxi auf den Ohlsdorfer Friedhof zu fahren. Vergiss aber nicht, vorher eine Flasche Rum und Chilis zu kaufen, damit unsere Besprechung auf dem Friedhof nicht zu trocken wird.

Beim Klang dieser wohlwollenden Stimme entspannte ich mich und konnte durchatmen. Das eben Erlebte hielt mich nicht mehr in einem eisernen Griff. Es trat in den Hintergrund und statt dessen war meine ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet, die Anweisungen zu befolgen, was hieß: die Zeche im Café zu bezahlen, Rum und Chilis zu besorgen, zum Mittagessen ins Kaufhaus zu gehen. Später, bei dem Mahl im Kaufhaus wurde mein ganzer Körper weich und mein Geist unerwartet ruhig. Wie gestern kreisten Fledermäuse unter der Kuppel. Ich schaute ihnen nicht richtig zu, nahm sie nicht aktiv wahr, sondern ließ es geschehen, dass die schwarzen flatternden Kreaturen innerhalb meines Gesichtsfeldes kreuzten, Kreise zogen, von rechts nach links flogen, von links nach rechts, bis nichts anderes zu existieren schien als diese weit ausgreifenden Bewegungen, die mich in einen hypnotischen Halbschlaf versetzten und mir jede Erinnerung, jeden Willen nahmen.

Ich fuhr zusammen, als sich an meinem linken Ohr Maman Brigitte erneut bemerkbar machte. Sie ermahnte mich zur Eile. Ihre Worte bewirkten, dass ich die Fledermäuse vergessen und hastig die letzten Bissen hinunterschlucken konnte. Wie gestern fand sich recht schnell ein

Taxi und gleich machte sich dessen Fahrer auf den Weg zum Ohldorfer Friedhof, zur Kapelle 8. Ein anderes Ziel als die Kapelle 8 wäre mir auch nicht eingefallen, denn mein Kopf arbeitete auf einmal äußerst langsam. Meine Sinnesorgane funktionierten nicht richtig. Meine Umgebung war unklar, undeutlich geworden, als hätte sich ein Schleier über sie gelegt. Von der Fahrt bekam ich nichts mit. Auch die Zeit war kein verlässlicher Taktgeber mehr: Kaum hatte ich das Taxi bestiegen und dem Fahrer den Zielort genannt, schon waren wir auf dem Ohldorfer Friedhof angekommen.

All das verwirrte mich so, dass mir der Chauffeur dreimal den Fahrpreis nennen musste, bis ich darauf reagierte und die Brieftasche zückte. Beim Aussteigen fiel mir auf, dass er mich mit eigentümlichen Blicken durchbohrte. Weswegen stierte er mich so an? War er mit im Komplott? War auch er ein Kunde meiner Frau? Doch in dem Augenblick ging mir auf, dass ich schon seit geraumer Zeit vor mich hin gemurmelt hatte, irgendein Zeug wie: „Mwê di brav-o, rélé brav-o, gasô témère“, „M`apé rélé brav Géde, v`ni sovê z`âfâ la-o“. Während ich dies niederschreibe, wundere ich mich darüber, dass mein Gedächtnis den Kauderwelsch gespeichert hat und ich ihn mühelos und ohne Abstriche in das Tagebuch übertragen kann. Aber ist die laute Rezitation dieser unverständlichen Worte ein ausreichender Grund für das feindselige Starren des Fahrers? Viele ältere Leute sprechen halblaut vor sich hin und außerdem wäre es möglich gewesen, dass ich eine kleine Freisprechanlage besessen und mich mit einem Anrufer unterhalten hätte. Je intensiver ich darüber nachdachte, desto mehr festigte sich in mir die Überzeugung, dass der Taxifahrer in Kontakt mit Adelgunde stehen musste. Er war ihr Kunde und sie hatte ihn darum gebeten, mir nachzuspüren. Und warum sollte er mir nachspionieren? Vergnügte sie sich gerade mit einem oder mehreren Kerlen und wollte sicher gehen, dass ich sie nicht dabei störte, oder - ein schrecklicher Gedanke - plante sie zusammen mit ihren anderen Liebhabern, den Taxifahrer eingeschlossen, meine Ermordung? Wollte mich meine eigene Frau aus dem Weg räumen, um sich ungestört Tag und Nacht prostituieren zu können? Der Taxifahrer sollte als ihr Zuhälter fungieren, das war gewiss. Der Schweiß brach mir aus und ich war froh, als das Taxi aus meinem Blickfeld verschwunden war.

Selbst danach legte sich meine Panik nicht. Der Friedhof kam mir heute wie ein Minenfeld vor, in dem überall versteckte Gefahren lauerten. Jeder Schritt konnte meinen Tod bedeuten! Fast rennend schlug ich irgendeinen schmalen Pfad ein, weg von der Kapelle 8, die der Treffpunkt sein sollte. Oder irrte ich mich hinsichtlich des Treffpunkts? Hatte Maman Brigitte die Kapelle 8 überhaupt erwähnt? Ich wusste es nicht mehr. Zwei Gärtner mit Rechen in ihren Händen kamen mir entgegen. Sie flüsterten miteinander und blickten mich drohend an. Ganz bestimmt waren sie ein Teil des Komplotts, der gegen mich geschmiedet wurde. Ich schlug einen anderen Weg ein. Ein Eichhörnchen flitzte den Stamm einer Buche hoch, hielt auf halber Strecke an und linste mit seinen listigen Knopfaugen in meine Richtung. Es entblößte seine scharfen Vorderzähne, um mich zu beißen. Ich eilte hinweg. Kurze Zeit später kreuzte eine Frau mittleren Alters meinen Weg. Sie sprach in ihr Handy und vermied den Augenkontakt mit mir. Es war offensichtlich, dass sie sich mit Adelgunde unterhielt und ihr mitteilte, wo ich mich gerade befand. Ich hetzte weiter, war auf der Flucht, wusste nicht mehr, wohin ich wollte oder wo ich mich befand, wusste nur eines: dass sich Menschen und Tiere gegen mich verschworen hatten, dass sie einen Pakt mit meiner Frau abgeschlossen hatten. Sie sollten mich ihr ausliefern, damit sie und ihre Liebhaber über mich herfallen und mich abschlachten konnten. Das ist unbestreitbar.

Schließlich war ich außer Atem und musste keuchend und mit wild pochendem Herzen anhalten. Zum Glück war ich ganz allein auf einem Pfad, der mich an einem Urnenfeld entlangführte. In dieser Einsamkeit verebbte allmählich die Panik. Ich wurde ruhiger und da

endlich tat Maman Brigitte ihre unsichtbare Gegenwart kund. Sie wisperte mir besänftigend ins linke Ohr:

- Du brauchst dich nicht mehr zu sorgen. Die Gefahr ist vorüber. Schau dich um.

Ihre Worte wirkten wie Magie. Sie ließen mich genesen, sie nahmen alle Befürchtungen weg und die Aufregung fiel ab wie die alte Haut von einer Schlange. Ich gehorchte ihr und blickte mich um. Es war ein leicht diesiger Nachmittag, erleuchtet von einem wunderbar sanften Licht. Eine kleine Brise trug einen Hauch salziger Luft mit sich. Sie brachte die Blätter der Bäume zum Wispern und die Köpfchen der Blumen auf den Gräbern zum Nicken. Am Ende des Pfades, den ich unbedacht eingeschlagen hatte, stand ein kleiner Ziegelbau, offenbar eine Kapelle. Der Bau, der aus meiner Perspektive keine Fenster aufwies, hätte abweisend gewirkt, wenn nicht die Tür offen gestanden und einer Schar von Trauergästen Zutritt gewährt hätte. Beim Näherkommen erkannte ich, dass sich hinter den Türflügeln ein schmaler Raum befand, wohl ein Warteraum. Dessen Tür war ebenfalls weit geöffnet, so dass man in die Trauerhalle blicken konnte, direkt auf einen von brennenden Kerzen umgebenen, blumengeschmückten Sarg. An seiner Kopfseite erkannte ich etwas nach links versetzt einen Rednerpult. Maman Brigitte raunte mir zu:

- Lass uns zur Trauerfeier gehen. Mir steht der Sinn danach, diesen schwarzgekleideten Eseln mit ihren albernen Halskrausen, die sich Pfarrer schimpfen, einen Streich zu spielen.

Mein anthrazitfarbener Anzug, das weiße Hemd und die grau-weiße Krawatte stellten sicher, dass ich für eine Beerdigung angemessen gekleidet war, und somit sprach nichts dagegen, meiner Wohltäterin ihren Wunsch zu erfüllen. Nachdem ich in das am Eingang ausgelegte Kondolenzbuch nicht meinen Namen, sondern „Maman Brigitte und Reittier. La misè, mwê yé“ gekritzelt hatte, schlich ich als Letzter in den Saal und nahm ganz allein auf der hintersten Holzbank Platz.

Beim Schließen beider Türen gerieten die Kerzenflammen in heftiges Flackern. Brausende Orgelmusik, der man anhörte, dass sie vom Band kam, setzte ein. In dem Raum, in den nun keine frische Luft von außen her drang, wurde der Geruch der Gestecke und Blumenkränze, die an dem Eichensarg lehnten, von Sekunde zu Sekunde penetranter. Er besaß einen widerlichen Unterton von Fäulnis und ließ an brackiges Wasser denken. An der Fußseite des Sarges stand ein Foto des Verstorbenen. Aus der Entfernung ließ sich nur erkennen, dass dieser ein alter Mann mit einer weißen Löwenmähne gewesen war.

Der Pfarrer watschelte nach vorn. Sein Aussehen und Habitus reizten, wie Maman Brigitte angedeutet hatte, wirklich zum Lachen. Es war nicht zu übersehen, dass er an Fettleibigkeit litt. Der schwarze Talar spannte sich über einen Wanst von der Größe und Form eines Weinfasses. Auf der imposanten weißen Halskrause saß wie eine entartete Blüte ein von roten Adern durchzogenes Gesicht mit aufgeplusterten Wangen und einer unförmigen blauroten Nase. Ein spärlicher Haarkranz zog sich von einem Ohr zum anderen, Haare wuchsen reichlich aus Nasenlöchern und Ohren, aber die Platte oben auf dem Kopf glänzte wie gewachst. Ich musste mir Mühe geben, um nicht laut loszuprusten. Welchen Mist würde die Witzfigur wohl verzapfen?

Die Tonbandmusik verstummte. Der Dicke trocknete sich das Gesicht mit einem riesigen weißen Taschentuch ab, holte tief Luft und begann zu sprechen. Seine salbungsvollen, mit dröhnender Bassstimme vorgetragenen Worte waren recht unterhaltsam, bekamen die richtige Würze aber erst durch die bissigen Kommentare, die Maman Brigitte anfügte und die sie mir ins linke Ohr raunte:

- Der Tod hat unseren herzensguten Ehemann, Vater und Großvater geholt...

- ...sag lieber: Zur großen Erleichterung seiner Angehörigen ist der alte Knacker endlich krepirt.
- Wir stehen voll Trauer an seinem Sarg, fassungslos ob des großen Verlustes...
- ... und warten ungeduldig darauf, dass sein stinkender Kadaver auf Nimmerwiedersehen in der Erde verschwindet.
- Uns bleibt die Erinnerung an einen erfolgreichen, von allen geachteten Geschäftsmann...
- ... der seine Kunden nach Strich und Faden betrogen hat.
- einen innig geliebten Vater, der immer Zeit für seine Söhne hatte...
- ...um sie auf einfallsreichste Weise zu schikanieren und niederzumachen.
- einen zärtlichen Großvater, dessen vier Enkelkinder sein ganzer Stolz waren...
- ... weil er senil geworden war und selbst die Regeln von Menschärgerdichnicht vergessen hatte.
- und nicht zuletzt einen stets rücksichtsvollen, seine Frau vergötternden Ehemann...
- ... der bis zu seiner vollständigen Impotenz jeden Samstag in den Puff ging.

„Aber – “Als der Dicke mit seinem Sermon an dieser Stelle angekommen war, legte er eine Kunstpause ein und glotzte die vor ihm sitzenden Trauergäste bedeutungsvoll an. „Aber wir sind nicht nur traurig, sondern auch voller Hoffnung. Wir hoffen darauf, ihn dereinst wiederzusehen im Himmel...“ Da platzte es aus mir heraus:

– IM HIMMEL? Wie verrückt ist das denn? Im Himmel? In welchem Himmel? Es gibt keinen Himmel, du sabbernder Idiot! Wann werdet ihr Pfaffen das endlich kapieren? Es gibt nichts anderes als Tod und Verwesung und in der Erde vergilbende Knochen!

Ich hatte eher gezischt als gebrüllt und deswegen drehten sich bloß einige Trauergäste aus meiner nächsten Umgebung mit erstaunten, auch empörten Gesichtern nach mir um. Der feiste Clown vorne war offenbar schwerhörig, denn er fuhr unbeeindruckt fort:

– Ja, wir werden ihm glücklich begegnen, dereinst im Himmel...

– HA HA HA. Du Komiker! HA HA HA. Du Märchenerzähler! HA HA HA.

Jetzt hatten mich alle gehört, jetzt wandten sich alle Gesichter zu mir um, doch das machte mir nichts mehr aus. Ich sprang auf, deutete mit dem Finger auf den Trottel im Talar, dessen Gesichtsfarbe jetzt ins Bläuliche hinüberspiegelte, und wollte mich ausschütten vor Lachen über diesen Spaßvogel, über seine hirnrissigen Worte, über die absurde Situation in der Kapelle und nicht zuletzt über die pikierten, geschockten, irritierten, fassungslosen, entsetzten, grimmigen Visagen, die mir zugekehrt waren.

– Im Himmel! HA HA HA. Warum nicht gleich hinter den sieben Bergen oder im tiefen Wald bei Rotkäppchen und dem bösen Wolf? Im Himmel! Wie dumm kann man eigentlich sein? Im Himmel! HA HA HA. Das ist der größte Witz des Jahrhunderts!

In dem Moment fühlte ich, wie mich jemand am Kragen packte. Starke Hände zerzten mich von der Holzbank hoch, schleppten mich aus der Halle, durch den Vorraum und – da man gerade die große Tür weit aufgemacht hatte – ohne Unterbrechung ins Freie. Die beiden Assistenten des für die Feier zuständigen Bestattungsunternehmers, denen die Hände gehörten, blickten mich finster, aber wortlos an. Zum Abschied ihrer Aktion gaben sie mir einen Schubs, so dass ich stolperte und mich unsanft auf den Kiesboden setzte. Immer noch wortlos, kehrten sie in die Halle zurück und schlugen hinter sich die beiden Türflügel zu.

Ich blieb eine Weile auf meinen vier Buchstaben sitzen, schüttelte betäubt den Kopf und musste zugleich kichern über den größten Witz des Jahrhunderts, den der Clown im Talar von sich gegeben hatte. Es dauerte geraume Zeit, bis das Kichern nachließ und schließlich ganz aufhörte. Danach rappelte ich mich auf, klopfte den Schmutz von der Hose und sah mich um, nun doch ein wenig beschämt. Zu meinem Glück war der weite Platz vor der Kapelle

menschenleer und auch auf den davon abzweigenden Wegen schien sich niemand zu befinden. Erleichtert stellte ich fest, dass es keine Zeugen meines unrühmlichen Abgangs gegeben hatte.

Ich setzte mich, zuerst taumelnd, dann immer schneller und sicherer in Bewegung, schlug aufs Geradewohl eine Richtung ein, gedankenlos, wie getrieben. Die Nachmittagssonne tauchte den Friedhof in ein sanftes goldenes Licht. Ich bemerkte es kaum, denn es riss mich fort, auf verschlungenen Pfaden, auf breiten Wegen, auf von hohen Buchen beschatteten Alleen, vorbei an Wiesen, die einer Unzahl anonymer Urnen Unterkunft boten, an schmalen Gräbern, viereckigen Urnengräbern, breiten Gräbern, ausladenden Familiengräbern, Mausoleen, geschmückt mit steinernen Engeln, Kreuzen, Amphoren, modernen Grabsteinen, altmodischen Grabsteinen, nach den neuesten Regeln der Gartenkunst gestalteten Blumenarrangements, aber auch vorbei an Gräbern, auf denen das Unkraut alles überwuchert hatte. Nicht viele Menschen begegneten mir, dafür eine erstaunliche Anzahl unterschiedlichster Tiere. Amseln kreuzten hüpfend meine Bahn. Kaninchen hockten auf den Gräbern und knabberten seelenruhig an den Blumen. Ein nicht enden wollender Zug roter Ameisen wanderte quer über einen umgefallenen Grabstein aus weißem Marmor. Krächzende Raben saßen auf Alabasterengeln. Rehe ästen am Rand einer Wiese und beäugten mich neugierig und furchtlos. Zwei junge Kapuzineräffchen schaukelten, erregt miteinander schnatternd, ganz oben auf einer Eiche und ein Panther lief ein paar Minuten lang neben mir her, bevor er hinter einer Weißdornhecke verschwand.

Ziellos streifte ich umher, von einer Grabreihe zur nächsten, vom Tod umgeben, Tod einatmend, Tod ausatmend, ohne zu wissen, wo ich mich befand, und auch ohne mich darum zu kümmern. Schließlich sah ich den Nordteich zwischen Bäumen und Sträuchern aufblitzen und konnte mich orientieren. Da war der Weg, der um ihn herumführte, da war, halb versteckt, eine Bank – und auf ihr saß zu meiner Überraschung Maman Brigitte. Respektvoll verhielt ich meinen Schritt. Sie winkte mich lebhaft heran. Froh und dankbar ließ ich mich in angemessenem Abstand auf der Bank nieder und war überhaupt nicht ärgerlich darüber, dass sie mich nicht als Reittier benutzt hatte, um zu dieser Stelle zu kommen.

- Nun, Söhnchen, hast du an meinen Rum und die Chilis gedacht?
- Natürlich, Verehrteste, wie könnte ich das vergessen?

Eilfertig wurde die begehrte Mixtur zubereitet. Sie trank das erste Glas in einem Zug aus, ließ das scharfe Gebräu die Kehle hinunterströmen und erst, als der letzte Tropfen ihren Magen erreicht hatte, lehnte sie sich zurück.

- Das tut gut... Und jetzt wollen wir ernsthaft miteinander reden.
- Gerne. Und worüber?
- Worüber? Natürlich über Adelgunde, dein untreues Weib.
- Bitte um Verzeihung für meine Begriffsstutzigkeit, aber ich bin immer noch geschockt von dem, was ich heute morgen sehen musste. Niemals hätte ich es für möglich gehalten, dass sie sich so schamlos aufführt!
- Findest du nicht, dass sie eine Bestrafung verdient hat?
- Das versteht sich von selbst. Keine Bestrafung kann hart genug für ihr ehebrecherisches Treiben sein. Keine! Eine bloße Scheidung ist dafür viel zu wenig, selbst wenn ich es schaffen sollte, dass sie dabei jegliche materielle Basis plus ihren guten Ruf verliert. Mit meinen mathematischen Kenntnissen und buchhalterischen Fähigkeiten dürfte es für mich nicht allzu schwer sein, sie in den finanziellen Ruin zu treiben. Trotzdem würde sie auf die Weise zu billig davonkommen.
- Da stimme ich dir zu. Wie soll sie also bestraft werden?

– So, dass sie es nie mehr vergisst. Nein, selbst wenn sie durch die Strafe im Rollstuhl landen würde, wäre das zu wenig!

Maman Brigitte, die das leere Glas bisher in den Händen gedreht hatte, stellte es sorgfältig auf der Bank ab. Unvermittelt packte sie mich an den Oberarmen und zog mich mit erstaunlicher Kraft nah zu sich heran, so nah, dass ich von dem fauligen Geruch überwältigt wurde, den sie ausdünstete. Sie zischte:

– Welche Strafe soll es sein? Sag es, mein Söhnchen, sag es!

Ohne dass ich es gewollt hatte, fuhr es aus mir heraus:

– Die Todesstrafe soll es sein.

Zufrieden grunzend ließ sie mich los und lehnte sich zurück.

– Da stimme ich dir zu. Eine Frau, die dich auf solch perfide Weise und in solch unglaublichem Ausmaß betrügt, hat nichts anderes verdient als den Tod. Es gibt zwar keine Hölle, in der sie nach dem Ableben gesiedet, gesotten, gezwickt und gezwackt würde, aber es ist nur billig und gerecht, dass ihre letzten Momente, bevor sie im Nichts verschwindet, bis zum Rand angefüllt sind mit Angst, Entsetzen, Panik, Schmerzen.

Ein Wink von ihr und ich füllte das Glas von neuem, hackte eine Chili klein, fügte sie zum Rum hinzu, reichte ihr mit einer Verbeugung das Getränk und murmelte:

– Ich bin mit diesen ganz und gar einverstanden, Verehrteste. Für das, was mir meine Frau angetan hat, soll sie mit den bittersten Schmerzen, der tiefsten Verzweiflung, der abgründigsten Angst bezahlen - und am Ende mit dem Tod.

Die mir Wohlgesinnte hob das Glas und beäugte es wohlgefällig, bevor sie es wie das erste in einem Zug austrank. Sie rülpste und fuhr fort:

– Mit welcher Waffe willst du das Todesurteil an ihr vollstrecken?

– Ich weiß es noch nicht. Früher war es einfacher. Da hätte ihr der Henker mit einem Streich den Kopf abgeschlagen, aber erst, nachdem sie Wochen und Monate in einem feuchten Kerker auf schimmeligem Stroh verbracht hätte, die Hände und Füße mit schweren Eisenketten gefesselt, angeknabbert von Ratten, hungernd, durstend und immer gegenwärtig, dass man sie in der nächsten Minute, ob Tag oder Nacht, zur Richtstätte schleifen könnte.

– Die Zeiten sind vorbei. Heute musst du ihre Bestrafung selbst in die Hand nehmen und dir zu diesem Zweck eine Waffe auswählen.

– Da gibt es viele Möglichkeiten. Ein scharfes Messer, um ihr das untreue Herz aus dem Leibe zu schneiden. Eine Drahtschlinge, um ihr die Luft abzuschneiden. Ein starkes Gift, in ihr Essen gemischt, an dem sie unter fürchterlichen Qualen zugrunde geht... Ach, ich kenne mich mit Giften nicht aus!... Sie mit eigenen Händen erwürgen, das möchte ich nicht. Ich will mir an ihr nicht die Hände schmutzig machen.

– Nun, wir werden sehen, mein Söhnchen, wir werden sehen. Übrigens, nebenbei: Wenn du dich selbst umbringen müsstest, wie würdest du es tun?

– Das wäre kein Problem. Ich würde des Nachts in das oberste Stockwerk des Bürohauses, in dem ich arbeite, fahren. Die Fenster dort haben keine besondere Sicherung. Aus einem von ihnen würde ich mich kopfüber hinunterstürzen. Ein schneller Tod, bei dem nichts schiefgehen kann, denn unter den Fenstern gibt es nichts, was aufhalten könnte. Da ist dann nur das harte Pflaster.

Maman Brigitte steckte sich eine Chilischote in den Mund, zerkaute sie, ergriff die Flasche mit dem restlichen Rum und trank, trank, bis kein Tropfen übrig war. Danach verschwanden die beiden letzten Chilischoten ebenfalls in ihrem Mund. Plötzlich überfiel mich ein Weinkrampf. Ich schlug die Hände vor das Gesicht. Tränen wurden zu Sturzbächen,

Schluchzer erstickten mich beinahe, heiße Verzweiflung schüttelte mich. Es dauerte sehr lange, bis die Tränendrüsen leer waren, bis die Schluchzer verebbten und die Verzweiflung von einer dumpfen Müdigkeit abgelöst wurde. Als ich die Hände sinken ließ, saß meine Göttin nicht mehr neben mir, aber ihre Stimme erklang aus meiner Brust. Sie hallte wider, als befände sich dort eine Höhle mit einer Akustik wie in einer Kathedrale:

– Fahr jetzt mit dem Taxi nach Hause. Dort wirst du eine weitere Überraschung erleben. Keine Angst: Du wirst sie verkraften. Vergiss nicht, dir Gedanken darüber zu machen, wie du das Todesurteil an deiner untreuen Frau vollstrecken willst.

Ich gehorchte augenblicklich, froh, die Verehrte wieder in mir zu haben (auch wenn ich sie nicht spürte), ergriff meinen Rucksack, ließ die leere Rumflasche und die Papiertüte mit den Chilistrünken zurück auf der Bank, ohne dass sich meine Ordnungsliebe zu Wort gemeldet hätte, und machte mich auf den Heimweg. Jetzt leitete mich ein innerer Sinn oder Maman Brigitte in mir, so dass ich ohne Zögern zu der Straße gelangte, an der sich ein Taxistand befand. Ich stieg in ein bereitstehendes Taxi, gab dem Fahrer meine Adresse und schnallte mich mit zitternden Fingern an. Um mich herum und in mir war alles, ob Farben, ob Gedanken, gedämpft und unklar. Ich fühlte mich wie in eine Decke gehüllt und diese Decke war aus Jammer gewebt, mit Gram gefärbt. Die Abendsonne schien golden, aber für mich war die gesamte Umgebung, wie auch jede Zelle meines Körpers, in trostloses Grau getaucht. Am liebsten hätte ich von neuem geweint, konnte mich mit Mühe zurückhalten und musste mir, am Ziel angelangt, einen Ruck geben, um den Fahrer angemessen zu entlohnen und auszusteigen.

Wie schwarz es in mir und überall um mich herum war, tiefschwarz, ohne die geringste Aufhellung! Wie schwer die wenigen Schritte vom Fahrstuhl zur Wohnungstür fielen! Wie unsicher und widerwillig die Hand mit dem Schlüssel hantierte, fast wie bei einem Betrunkenen! Es bedurfte mehrerer Anläufe, bevor der Schlüssel in das Schloss fand.

– Was hast du den ganzen Tag gemacht?

Kaum war ich in die Diele getreten und hatte die Wohnungstür hinter mir zugezogen, da kam Adelgunde aus dem Wohnzimmer gestürzt. Mit hässlichen roten Flecken im Gesicht baute sie sich vor mir auf und stemmte die Arme in die Seiten. Es sprudelte nur so aus ihr heraus:

– Was du den ganzen Tag gemacht hast, frage ich! Dein Chef hat heute angerufen und gefragt, ob es dir besser geht. Warum hast du mir nicht gesagt, dass du krankgeschrieben bist? Du kannst froh sein, dass ich am Telefon schnell reagiert und mich nicht verplappert habe. Dank meiner Geistesgegenwart hat dein Chef keinen Verdacht geschöpft. Ich habe ihm versichert, dass du dich schon recht gut fühlst und bald wieder zur Arbeit kommen kannst. Du könntest nur im Augenblick nicht ans Telefon, da du gerade beim Arzt bist und dein Handy vergessen hast. Und jetzt sag mir sofort, wo du die ganze Zeit gewesen bist! Wo hast du dich in den letzten Tagen von früh bis spät herumgetrieben? Bestimmt hast du eine Geliebte und hast die ganze Zeit mit ihr verbracht!

Angesichts der Unverschämtheit, mit der das Weib den Spieß umdrehte und mich, ihren tausendfach betrogenen Ehemann, der Untreue bezichtigte, war ich wie vom Donner gerührt. Das konnte ich nicht auf mir sitzen lassen! Ich öffnete den Mund, um zu protestieren, um die Wahrheit zu bekunden, um meine Unschuld ihrer Schuld gegenüberzustellen, um sie zu tadeln, zu beschimpfen, zu attackieren. Es war nicht möglich. So sehr ich mich auch anstrengte, kein Laut kam über meine Lippen, und so stand ich mit offenem Mund wie ein Karpfen, der nach Luft schnappt. Adelgunde hatte meine Stimmbänder verhext und meine Zunge mit irgendwelchen Zaubersprüchen gelähmt. Eine andere Erklärung gibt es nicht, denn selbst zu den Brocken in fremder Sprache, die in den vergangenen Tagen bei Gelegenheit

meinem Mund entwichen waren, war ich nicht mehr fähig und musste stumm und hilflos die nächste Welle der Schmähungen über mich ergehen lassen.

– Antworte endlich! Seit ein paar Tagen benimmst du dich völlig unmöglich. Ich muss mich für dich schämen und als wäre das nicht schlimm genug, sagst du mir nicht einmal, dass du krankgeschrieben bist. Das setzt dem Ganzen die Krone auf! Wenn ich dich so anschau, dann siehst du mir nicht krank aus. Ein bisschen überhitzt vielleicht, aber nicht mehr. Also: wo warst du heute und gestern und... Starr mich nicht so an! Als deine Frau habe ich ein Recht darauf, es zu erfahren!

Sie schnupperte an mir und rümpfte die Nase.

– Du hast getrunken. Du bist zum Alkoholiker geworden. Hast du von früh an bis jetzt mit deiner Geliebten gebechert? Das werde ich mir nicht länger ansehen, lieber reiche ich gleich die Scheidung ein! Aber vielleicht ist dir das recht, dann kannst du ganz zu deiner Geliebten ziehen. Denn schreib es dir hinter die Ohren: Nach der Scheidung werde ich in dieser Wohnung bleiben und du musst ausziehen. Ich werde mir einen sehr guten Anwalt suchen und mit seiner Hilfe werde ich dich finanziell gehörig bluten lassen. Dann werden wir sehen, ob dich deine Geliebte noch haben will, wenn du arm wie eine Kirchenmaus bist und außerdem deine angesammelten Rentenpunkte mit mir teilen musst.

So ging es fort und fort, und während der ganzen Zeit stand ich stumm, hilflos vor Adelgunde und bemühte mich mit aller Kraft, ein Wort, ein einziges klärendes Wort über die Lippen zu bringen. Vor Anstrengung traten mir Schweißperlen auf die Stirn und ich spürte, dass mein Gesicht glühte. Es half alles nichts. Ich brachte nicht das leiseste Flüstern zustande, während sich das Weib mehr und mehr in Rage redete. Schweigend und starr musste ich die immer drängenderen Fragen dieser Furie über mich ergehen lassen. Am Ende packte sie mich an einem Ärmel und schüttelte mich. Das beseitigte zwar nicht die unerklärliche Sprachblockade, aber plötzlich war mein Körper zu Bewegungen fähig. Fast brutal schlug ich ihre Hand weg und trat nah an sie heran, den rechten Zeigefinger drohend erhoben. Dabei musste ich das Gesicht zu einer fürchterlichen Fratze verzogen haben, denn sie gab ein „Oh!“ von sich und wich mit aufgerissenen Augen zurück. Ich schleuderte meinen Rucksack, den Mantel und die Straßenschuhe von mir, kramte hektisch den Schlüssel zu meinem Heiligtum hervor, schloss auf und flüchtete in mein Arbeitszimmer, das ich hinter mir sofort verschloss.

Ich atmete auf. Hier standen, wie gewohnt, meine Pantoffeln, dort lag, wie gewohnt, mein Tagebuch und wartete auf den heutigen Eintrag. Die Anspannung fiel auf einen Schlag von mir ab. Was vor der verschlossenen Tür vor sich ging, interessierte mich nicht mehr. Von Bedeutung war einzig und allein, die Ereignisse des heutigen Tages möglichst vollständig auf das Papier zu bannen. Danach werde ich ins Bad huschen. Adelgunde wird bestimmt nicht die ganze Zeit schimpfend im Flur verharren, und selbst wenn: Ich kann sie immer noch zurückstoßen. Und morgen früh, nach einem das Wohlbefinden fördernden Schlaf, wird sich die Sprechblockade gelöst haben. Dann ist es Zeit, dieser untreuen, unverschämten Hure so gründlich die Leviten zu lesen, dass sie es sein wird, die nach Beendigung der Standpauke nicht mehr in der Lage ist, auch nur einen Ton von sich zu geben.

Freitag, 27. April: Heute morgen geschah etwas für mich Außergewöhnliches: Ich verschlief. Da für heute früh keine Spionagetätigkeit vorgesehen war, bestand gestern Abend nicht die Notwendigkeit, den Wecker zu stellen. Also unterließ ich dies und ging davon aus, auch ohne ein Hilfsmittel zeitig genug aufzuwachen. Leider war dem nicht so und ich schlummerte in den Tag hinein. Mir ist unerfindlich, wie das passieren konnte. Meiner verlässlichen Erinnerung nach bin ich in den letzten zehn Jahren stets, ohne eine einzige Ausnahme und selbst an den Wochenenden, pünktlich aufgewacht und auch nie zu spät zur Arbeit

gekommen. Heute wurde diese Regel durchbrochen. Ich verschlief – und das, obwohl Maman Brigitte gestern den ganzen Rum ausgetrunken und mir nicht einen Tropfen übrig gelassen hatte. Möglicherweise ist das Verschlafen auf den Schock zurückzuführen, den mir Adelgundes ungeheuerlichen Anschuldigungen beigebracht hatten, oder auf den Stress, den mir die Entdeckung der ständigen Untreue meiner Frau bereitet hatte, oder der Grund war das Entsetzen über die Sprechblockade. Es wird wohl all dies zusammen gewesen sein. Jedenfalls wurde ich erst munter, als Adelgunde gegen meine Tür bummerte und schrillte:  
 – Aufwachen, Ernst! Wach endlich auf! Es ist schon zehn Uhr. In einer Stunde haben wir einen Termin beim Arzt.

Die durchdringenden, viel zu hohen Töne bohrten sich schmerzhaft in mein Trommelfell und verursachten augenblicklich Kopfschmerzen. Die Botschaft, dass es schon zehn Uhr war, drang trotzdem zu mir durch und ich erhob mich stöhnend von dem improvisierten Lager. Konnte es wirklich schon so spät sein? Ich schwankte ein wenig, mein Kreislauf schien nicht ganz in Ordnung zu sein und die Gedanken kamen langsam, undeutlich. Ungeachtet der Benommenheit und des Schwindelgefühls tappte ich zur Tür, öffnete sie und suchte das Badezimmer auf. Meine Frau, die in der Diele wartete, wurde von mir nicht eines Blickes gewürdigt. Eine Dusche mit lauwarmem Wasser, auf die einige eiskalte Güsse folgten, brachte den Kreislauf in Schwung, vertrieb die Müdigkeit aus den Gliedern und sorgte dafür, dass das Bewusstsein klarer wurde. Während des Duschens fiel mir zum ersten Mal auf, dass etwas oder jemand fehlte. Ich verspürte die quälende Empfindung einer Abwesenheit, nur wer oder was nicht bei mir war, das ließ sich nicht herausfinden, und so musste ich die Lösung dieser Frage auf später verschieben.

Wunder über Wunder! Heute hatte mir meine Frau das Frühstück zubereitet. Zuerst mutmaßte ich, ein gewisses Schuldgefühl hätte sie dazu getrieben, aber schon der nächste Gedanke brachte mich darauf, dass diese Vermutung nicht zutreffen konnte. Wie sollte eine Hure wie Adelgunde, die mich schamlos und fortgesetzt betrog und mit jedem x-Beliebigen ins Bett stieg, so etwas wie Schuldbewusstsein kennen? Und richtig stellte sich schnell heraus, dass sie das Frühstück mit einer konkreten Absicht zubereitet hatte, dass sie mich zu etwas verleiten wollte, und deshalb saß sie bei mir und schaute zu, wie ich mir ohne großen Appetit zwei gebutterte Toastscheiben und eine Tasse Kaffee einverleibte. Sie erzählte und erzählte.

– Wenn du zu Ende gefrühstückt hast, gehen wir zu Dr. Schmidt. Ich habe heute früh in seiner Praxis angerufen und zum Glück für dich gleich einen Termin bekommen, weil eine Patientin abgesagt hatte. Dr. Schmidt soll dich gründlich untersuchen. Irgendetwas stimmt nicht mit dir. Du hast dich in den letzten Tagen so radikal verändert, dass du nicht mehr wiederzuerkennen bist. Ein völlig anderer Mensch bist du geworden und kein angenehmer, das kann ich dir versichern. Du hast eine Alkoholfahne, du hast Heimlichkeiten, du stößt Besucher vor den Kopf. Man muss sich nachgerade für dich schämen! Ich werde dich zur Sprechstunde begleiten und Dr. Schmidt dein seltsames Verhalten schildern, damit er sich ein vollständiges und zutreffendes Bild machen kann. Du bist nicht mehr fähig, für dich selbst zu sprechen. So weit ist es mit dir schon gekommen... Er soll dich gründlich untersuchen und herausfinden, was dir fehlt. Wollen wir hoffen, dass es keine ernste Krankheit ist. Und jetzt beeile dich mit dem Frühstück. Wir müssen gleich losgehen.

Ich quälte mich mit dem Essen und Trinken und nahm Adelgundes unaufhörliches Geplapper ohne Widerspruch hin. Ich verspürte nicht die geringste Auflehnung angesichts der Eigenmächtigkeit meiner Frau. Mir fiel nicht einmal auf, wie selbstverständlich sie über mich bestimmte. Eine große Müdigkeit und Lethargie erstickte jeden Antrieb. Ob sich meine Sprechblockade aufgelöst hatte oder nicht, das war mir eins. Meine Gedanken drehten sich

langsam, aber beharrlich um die Frage, wer oder was fehlte. Das Gefühl einer schmerzlichen Abwesenheit war stärker geworden. Es gab eine leere Stelle, eine Lücke in mir. Etwas oder jemand war verschwunden, aber genauer ließ sich das nicht fassen. Mir war lediglich klar, dass mir etwas äußerst Bedeutsames, geradezu Lebenswichtiges abhanden gekommen war und dass ich eigentlich wissen müsste, was es war. Nur wusste ich es eben nicht.

Nach Beendigung des Frühstücks machte ich mich für den Arztbesuch fertig, willenlos, in Gedanken mehr und mehr mit der rätselvollen Absenz beschäftigt. Kopfschmerzen hatten sich eingestellt und sie nahmen an Stärke zu. Wie gewünscht, zog ich den guten anthrazitfarbenen Anzug an, vergaß auch nicht die graue Seidenkrawatte und das passende Einstecktuch, obwohl es heute sonnig und fast schon sommerlich heiß war. Adelgunde trieb mich an, stach mit spitzen Worten wie mit Stecknadeln in mich hinein. Sie sprach nicht mehr von meiner angeblichen Geliebten, sondern von einem Abgleiten in den Alkoholismus, einer zunehmenden Verwahrlosung und Ähnlichem. Ich nahm es hin und trottete wie ein braver Hund neben ihr her, als wir gegen 11.15 das Haus verließen.

Kurze Zeit später saßen wir in Dr. Schmidts Wartezimmer. Der weiß gestrichene Raum mit den Chromstühlen und den abstrakten Lithografien an den Wänden war zu drei Viertel mit Patienten gefüllt. Dieses Publikum verhinderte, dass meine Frau weiter auf mich einredete. Statt dessen griff sie nach einer der ausliegenden Zeitschriften und vertiefte sich in die Lektüre, oder vielmehr tat sie nur so, um nicht aufzufallen. Auf ihren Wangen prangten hektische rote Flecken, ein untrügliches Zeichen, dass sie sehr aufgeregt und d.h. zum konzentrierten Lesen nicht fähig war. Ich saß auf dem Stuhl neben ihr, rieb mir ab und zu in dem vergeblichen Versuch, die Kopfschmerzen zu vertreiben, die Schläfen und grübelte darüber nach, was oder wer abwesend war. Es wollte und wollte mir nicht einfallen. Die Empfindung eines Fehlens war so stark geworden, dass es körperlich schmerzte. Sie schnürte mir den Atem ab, verhärtete die Bauchdecke, verknotete die Därme, versteifte den Nacken und steigerte die Kopfschmerzen. Als größte Tortur erwies sich, dass ich fest davon überzeugt war, dass die Antwort direkt vor meiner Nase lag. Trotzdem entzog sie sich mir, entwischte mir und je mehr ich mich darum bemühte, desto weniger ließ sie sich fassen.

– Herr Weber, bitte.

Adelgunde warf ihre Zeitschrift auf den Beistelltisch zu den anderen Zeitschriften und erhob sich so selbstverständlich, als hätte die Sprechstundenhilfe „Frau Weber“ und nicht „Herr Weber“ gerufen. Ich stand langsamer auf und folgte ihr in den Flur, weiterhin über die mysteriöse Abwesenheit nachsinnend und mit starken Kopfschmerzen. Vom Flur aus waren es höchstens fünf Schritte bis zum Sprechzimmer von Dr. Schmidt, aber ich brauchte nur drei und da hatte ich es! Auf einmal war mir aufgegangen, was oder besser wer fehlte. Es war so einfach, so offenkundig, dass es vollkommen rätselhaft war, wieso es mir nicht eher eingefallen war. Maman Brigitte war fort. Sie war verschwunden. Hatte sich weggegeben. Ihr Ausbleiben an diesem Vormittag wirkte auf mich wie ein frisch gezogener Zahn, von dessen Fehlen das Schmerzen der Nerven kündete. Wo war sie? Wo konnte ich sie finden? Nur eine Sekunde stand ich wie angewurzelt, dann drehte ich mich um und stürzte aus der Praxis, sprang die Treppenstufen hinunter und war schon an der Haustür, als von oben Adelgundes angstvolles Rufen erschallte:

– Ernst?! Ernst?! Wo bist du? So warte doch, Ernst!

In Windeseile war ich aus dem Haus hinaus und eilte die Straße entlang, nicht auf der Flucht vor Adelgunde, die hatte ich komplett vergessen, sondern auf der Suche nach Maman Brigitte, der Frau, die mir unendlich viel bedeutete. Ich kam an dem Frisiersalon vorbei, in dem sich Adelgunde mit dem Friseur vergnügt hatte, aber ihre Liebschaft interessierte im Augenblick

überhaupt nicht, sondern etwas anderes. Ob Maman Brigitte wohl hier war? Begierig spähte ich durch das Schaufenster und konnte doch keine Spur von ihr entdecken. Ich erinnerte mich daran, dass es einen von außen nicht einsehbaren Bereich gab, und spürte im gleichen Moment mit absoluter Sicherheit, dass sie sich dort nicht aufhielt. Also weiter. Mir fiel das Kaufhaus ein, in dem sich meine Frau mit dem Verkäufer verlustiert hatte, und ich hetzte zum Kaufhaus und fuhr die Rolltreppe hoch zu der Etage, in welcher der Ehebruch stattgefunden hatte. Auch dort war von meiner Wohltäterin nichts zu bemerken. Schnell wurde noch die Cafeteria im obersten Stockwerk überprüft. Die Fledermäuse kreisten unter der Kuppel. Einen Hinweis auf die Anwesenheit der gütigen Göttin gab es nicht. Also wieder aus dem Kaufhaus hinaus, schnell, schnell, auch wenn ein paar Menschen, die ich in der Hast angerempelt hatte, hinter mir schimpften. Keuchend, mit pochendem Herzen und Kopfschmerzen, die fast unerträglich geworden waren, stürmte ich die Straße entlang, zu dem Schneiderladen, in dem sich meine Frau mit dem jungen Schneider abgegeben hatte. Erneut konzentriertes Spähen durch die Schaufensterscheibe. Erneut kein Erfolg und abermals das intuitive Wissen, dass sich die so sehnlichst Herbeigewünschte auch in dem von außen verborgenen Bereich nicht aufhielt.

Die Jagd durch die Straßen wurde mit gleicher Intensität fortgesetzt. Das Keuchen war zu einem Japsen geworden und dennoch trieb mich ein ungezügelttes Feuer an, genährt von der Panik, in die mich Maman Brigittes Fehlen versetzt hatte. Es trieb mich voran, trieb mich zu dem Café, in dem sich meine Frau mit einem Gast amüsiert hatte. Die angestregten Blicke durch das Schaufenster erbrachten kein Resultat und zugleich war es gewiss, dass sich die Ersehnte nicht im Bereich der Toiletten aufhielt. Eine sonderbare Energie überwältigte meinen Körper, machte ihn zu ihrem Spielball, peitschte ihn vorwärts, egal, wie rasend mein Herz schlug, egal, wie erstickt, röchelnd das Geräusch klang, das dem geöffneten Mund entwich, egal, wie konsterniert die Mienen waren, welche die Passanten bei meinem Anblick aufsetzten. Sie mussten denken, der Teufel wäre hinter mir her.

Ich sauste um eine Ecke und stand kurz darauf zu meiner Überraschung vor dem Café, in dem ich den gestrigen Vormittag zugebracht hatte. An der Stelle, an der gerade eine dicke Frau ihr Tortenstück verspeiste, hatte ich gegessen und unser Wohnhaus observiert. Die Observation hatte traurigste Gewissheit gebracht. Ich nickte ernsthaft, wandte mich zu unserem Wohnhaus auf der anderen Straßenseite um – und sah, wie Adelgunde aus der entgegengesetzten Richtung darauf zueilte! Wie leicht hätte sie mich entdecken können! Ein instinktiver Sprung in die Nische bei der Eingangstür des Wohnhauses neben dem Café rettete mich. Ich drehte mich weg von der Straße, drückte mich in die Ecke und verbarg mein Gesicht in den Händen, wie ein spielendes Kind, das von Eins bis Hundert zählen muss, bevor es auf die Suche nach den anderen Kindern gehen darf, die sich in der Zwischenzeit versteckt haben. Um die Panik in den Griff zu bekommen, zählte ich im Geist rückwärts von Fünfzig bis Null und rechnete trotz allem jeden Augenblick damit, neben mir die empörte Stimme meiner Frau zu vernehmen. Nichts geschah und als ich, bei Null angelangt, die Hände sinken ließ, unwillkürlich „Ich komme!“ murmelte und mich undrehte, war von ihr nichts mehr zu sehen. Sie hatte mich nicht bemerkt und war schon längst oben, in unserer Wohnung.

Eine Minute lang stand ich regungslos, beschämt in meiner Ecke. Erneut begann eine Frage in meinem Kopf zu kreisen. Wo war Maman Brigitte? Ich sehnte mich nach ihr nicht anders als ein Kind nach seiner Mutter, trat aus der Nische heraus und unvermittelt flog ein Rabe direkt über meinem Kopf vorbei und krächzte: „Friedhof. Friedhof.“ Andere Passanten, die ihn hörten, konnten vielleicht die zwei Worte aus dem Krächzen nicht herauslesen, ich jedoch vernahm sie mit äußerster Deutlichkeit und wusste zugleich, dass sie ausschließlich an mich gerichtet waren. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Wo sollte Maman Brigitte

anders sein als auf dem Ohlsdorfer Friedhof, der Stätte in Hamburg, an der sie sich meiner bisherigen Erfahrung nach am liebsten aufhielt? Wieso war mir das nicht gleich eingefallen? Wieso hatte ich an den unmöglichsten Orten nach ihr gesucht? Warum musste mir erst ein Rabe die Augen öffnen? Ich konnte mich nur über meine eigene Begriffsstutzigkeit wundern.

Es war kein reines Glück, sondern eine innere Stimme gewesen, die mich dazu gebracht hatte, meine Geldbörse mit der Kreditkarte einzustecken, als ich mit Adelgunde die Wohnung verließ. Diese innere Stimme war von Maman Brigitte gekommen. Eine ganz eigenartige Klarheit, begleitet von neuer Energie, durchströmte mich. Ich hob Geld von einem Automaten ab, besorgte mir in einem Supermarkt eine Flasche Rum, Chilis und ein Küchenmesser, um letztere zu zerschneiden, und hielt, kaum war ich aus dem Supermarkt getreten, ein vorüberfahrendes freies Taxi an, das mich zur Kapelle 8 bringen sollte. Alles lief wie am Schnürchen. Anscheinend hatte das meine Wohltäterin so arrangiert. Ich geriet in eine Hochstimmung und meine Hoffnung, sie auf dem Ohlsdorfer Friedhof wiederzufinden, steigerte sich zur Gewissheit.

Heiß wurde es mir in meinem Anzug, dem Hemd und der Krawatte an diesem für Hamburg Ende April äußerst untypischen Nachmittag, an dem die Sonne von einem blau durchglühten Himmel brannte. Gleich nach dem Aussteigen aus dem Taxi bildeten sich Schweißtröpfchen an meinen Schläfen, doch ich beachtete sie nicht weiter, sondern steuerte wohlgenut irgendeinen Weg an, fest davon überzeugt, dass er mich zu der ersehnten gütigen Göttin führen würde. Ich sollte enttäuscht werden. An Grabreihen, die sich endlos hinzogen, wanderte ich vorbei, stieg unzählige Stufen hoch und wieder hinunter, roch langsam verwelkende Blumenkränze auf frischen Gräbern, lauschte auf das Summen und Brummen von Insekten, hörte das klägliche Gebimmel von Totenglocken und das Rumpeln der Karren, auf denen Särge zu den für sie bestimmten Erdlöchern gebracht wurden, erblickte Trauerzüge, die aus wenigen oder auch vielen Menschen bestanden. Nur Maman Brigitte blieb verschwunden. Nach einer Weile war die Euphorie verflogen. Ihren Platz hatte tiefste Verzweiflung eingenommen. Wo war die Gute, die Fürsorgliche, in deren Schoß ich mich verkriechen konnte, die mich beschützen und mit präzisen Anweisungen leiten konnte? Warum reagierte sie nicht auf mein Sehnen? Sie musste es doch spüren!

Nach einer endlosen Wanderung hatte ich die Orientierung vollständig verloren, aber das kümmerte mich nicht. Ich beachtete keine Hinweisschilder mehr, sondern bewegte mich lethargisch durch einen alten, abgelegenen Teil des Friedhofs, in dem viele Grabsteine so verwittert waren, dass sich die Namen auf ihnen kaum noch entziffern ließen, und in dem Efeu über die Ränder der Gräber hinaus wucherte. Lange Zeit begegnete mir niemand auf Wegen, die sich mehr und mehr zu schmalen Pfaden verjüngten. Im Anzug war es fast unerträglich heiß und wäre mir nicht Korrektheit in Fleisch und Blut übergegangen, hätte ich die beengende Krawatte abgenommen.

Schließlich kam eine imposante Linde in Sicht, deren Wipfel in frischem Grün prangte. Etwas – oder jemand – zwang mich, stehen zu bleiben, um sie genauer in Augenschein zu nehmen. Wie groß war meine Verblüffung, als ich auf einem breiten Ast einen Mann sitzen sah! Und es war kein normaler, sondern ein äußerst sonderbarer Mann, der einem Alptraum entwichen schien; doch ich habe ihn auf der Linde vorgefunden und ich spreche wahr. Die Haut dieses auf dem Ast sitzenden Mannes war schwarz wie Ebenholz. Sie glänzte, als wäre sie poliert. Mir kam es sogar vor, als würde sich auf ihr die nähere Umgebung abspiegeln, aber das war sicher eine optische Täuschung. Der Mann war ungewöhnlich hager und, soweit man dies bei einem Sitzenden beurteilen kann, ungewöhnlich groß. Er trug einen abgewetzten Frack, der ihm das Aussehen eines altertümlichen Leichenträgers verlieh. Dazu hatte er eine

Sonnenbrille aufgesetzt, bei der – anders als bei Maman Brigitte - die beiden dunklen Gläser intakt waren. Auf seinem Kopf prangte ein speckiger Zylinder. Als ich direkt unter ihm stand und zu ihm hochschaute, vollführte er einige eckige, zuckende Bewegungen mit den Beinen und stieß ein langgezogenes, düsteres Klagegeheul aus. Es war eigenartig: Dieses Geheul ging mir zwar durch Mark und Bein, brachte in mir jedoch zugleich eine verwandte Seite zum Vibrieren. Es zog mich unwiderstehlich zu dieser Gestalt hin. Sie war mir vertraut, obwohl ich sie nie zuvor gesehen hatte, und treuherzig fragte ich:  
– Verzeihung, wissen Sie, wo Maman Brigitte ist?

Abermals stieß er ein langgezogenes Klagegeheul aus, das nur ganz allmählich verebbte und am Ende an das Röcheln eines Sterbenden erinnerte. Stille trat ein, die bizarre Gestalt hob die rechte Hand und deutete auf einen Pfad, der etwa zehn Meter weiter den Weg, auf dem ich stand, kreuzte. Ich verbeugte mich tief, dankte artig und schlug, froh über die Auskunft und mit neuer Kraft angefüllt, die angegebene Richtung ein, ohne noch einmal zu dem Mann auf dem Baum zurückzublicken. Dreimal ertönte hinter mir das Klagegeheul, jedes Mal langgezogener und schauerlicher als zuvor. Danach blieb es ruhig.

Der angegebene Pfad verbreiterte sich bald zu einem Weg, der zwischen Wiesen, die mit vereinzelt Baumgruppen bestanden waren, hindurchführte. Die Sonne brannte unvermindert und die Erschöpfung meldete sich verstärkt zurück. Hier war es so einsam, dass ich meinte, ich wäre der einzige lebende Mensch auf dem ganzen riesigen Friedhof. Ich stapfte vor Entkräftung stöhnend auf dem Weg dahin, den Kopf gesenkt, schaute nach einer Weile wie unter Zwang hoch, musterte die Umgebung und erblickte eine alte Frau, die hinter einer auf einer Wiese stehenden Baumgruppe zum Vorschein kam. Ungewöhnlich sah sie aus, diese alte Frau, bizarr und auch ein wenig unheimlich. Am auffälligsten an ihr war die große Schaufel, die sie mit einer für solch eine kleine, zierliche Person erstaunlichen Leichtigkeit geschultert hatte. Ihr Gesicht war von vielen Fältchen durchzogen und ihre Haut war nicht von solch blankem Schwarz wie bei dem Mann auf dem Baum. Sie war allerdings ebenfalls dunkel: die Haut einer Mulattin. Sie trug ein schwarzes, seidig schimmerndes Kleid, das ihr bis zu den Knöcheln reichte, und darüber eine Mantille aus violetter Spitze, ein ihrem Alter nicht ganz angemessenes Kleidungsstück, an dem sie mit der freien linken Hand fortwährend zupfte. Die Lippen und Fingernägel waren blutrot angemalt, auch das unpassend für eine Greisin. Die Alte kam mit affektierten Trippelschritten direkt auf mich zu. Sie verzog ihren Mund zu einem koketten Schmunzeln, das entfärbtes Zahnfleisch und zwei schiefe gelbe Zähne enthüllte. Und dennoch stieß mich auf einmal ihr Anblick nicht ab. Es war mir unerklärlich, aber ich fand sie plötzlich bezaubernd und fühlte mich zu ihr hingezogen. So ein reizendes, so ein spezielles Persönchen! Es war, als würde sich ein unsichtbares Band um uns beide schlingen, und ich trat ganz nah an sie heran, verbeugte mich und fragte ehrerbietig:  
– Verzeihung, wissen Sie, wo Maman Brigitte ist?

Sie gickste und kicherte, sie lächelte mich schelmisch an, hob die freie linke Hand und deutete auf einen Sandweg, der zwei Wiesen durchschnitt. Ich bedankte mich artig und flog auf den Sandweg zu.

Und ging abermals in die Irre. Und wurde mit jedem Schritt matter. Die Energie floss aus mir heraus, bis kaum noch etwas davon übrig war. Am Ende hatte ich die ausgedehnten Wiesen hinter mir gelassen und schleppte mich von Grabstein zu Grabstein, von Grabreihe zu Grabreihe, der Blick umflort, die Füße schmerzend, das Bewusstsein getrübt. Fortgesetzt dachte ich: „Wo ist Maman Brigitte? Wo ist Maman Brigitte?“ und die Frage wurde zu einem Mantra, dessen Rhythmus den Rhythmus der langsamen, stolpernden Schritte bestimmte. Mir begegneten wenige Menschen, ein paar Friedhofsgärtner, ein paar alte Frauen, ein paar Aufseher. Alle ließen mich gleichgültig. Ihre Anwesenheit war mir nicht einen Blick wert.

Ich steuerte auf eine Stelle zu, an der sich zwei Wege kreuzten. Mitten auf der Kreuzung stand eine Frau, die mich sofort in Bann zog. Sie war riesig, wohl über zwei Meter groß. Ihr krummer Rücken und ein unbestimmter greisenhafter Habitus deuteten darauf hin, dass sie schon sehr alt war, aber der vorherrschende Eindruck war einer von titanischer Kraft. Sie trug einen Strohhut, an dem ein schwarzer Tüllschleier befestigt war, der ihre Gesichtszüge fast vollständig verhüllte. Die Hände waren unbedeckt und an ihnen war zu erkennen, dass sie ebenfalls eine Mulattin war. Ihr schwarzes, bis zu den Knöcheln reichendes Kleid war mit violetter Spitze umsäumt. Sie verharrte bewegungslos, wie eine Statue, wie in Totenstarre, und sie strahlte etwas Abweisendes und zugleich Hieratisches aus, das in mir eine unbestimmte Furcht hervorrief. Trotzdem drängte es mich zu ihr hin, trotzdem bewegten sich meine Füße wie von selbst in ihre Richtung und kamen erst drei Schritte vor ihr zum Stehen. In der Nähe spürte ich, wie Kältewellen von ihr ausgingen. Ich schwitzte und fühlte zugleich, dass meine Haut von Frost angeweht wurde. Mir ging unwillkürlich durch den Sinn: „Ob Leichen nach Eintritt der Totenstarre auch eine solche Kälte ausstrahlen?“ Ich räusperte mich und fragte leise, schüchtern:

– Verzeihung, wissen Sie, wo Maman Brigitte ist?“

Steif hob die Gestalt den ganzen rechten Arm, so steif, als ob sie ihn nicht abwinkeln konnte, so steif, dass ich erneut an Leichenstarre denken musste. Die von schwarzer Spitze umhüllte Hand, die in ihrer Unbeweglichkeit an die Hand einer riesigen Puppe erinnerte, deutete auf den einen der sich kreuzenden Wege. Stumm verbeugte ich mich, so tief, dass ich mir im Vergleich mit der Riesin noch winziger vorkam, schob mich an ihr vorbei und folgte der angegebenen Richtung. Nach etwa zwanzig Schritten warf ich einen heimlichen Blick über die Schulter zurück und bemerkte, dass die mächtige Erscheinung weiterhin regungslos mitten auf der Kreuzung verharrte.

In der drückenden Wärme des Nachmittags ging der endlose Marsch weiter. Ich hatte nicht mehr die geringste Vorstellung davon, wo ich mich befand, kam aber überhaupt nicht auf die Idee, mich an einer der zahlreichen Hinweistafeln zu orientieren. Drehte ich mich im Kreis? Hatten mich die merkwürdigen Figuren, denen ich begegnet war, bewusst in die Irre geschickt und amüsierten sich jetzt über mich? Einige der Wege und Pfade kamen mir so bekannt vor... Das Laufen fiel schwerer und schwerer, an der rechten Ferse schmerzte eine Stelle, an der sich wahrscheinlich eine Blase gebildet hatte, doch Anhalten und Überprüfen war mir nicht möglich. Trotz seiner Erschöpfung lief der Körper wie ein aufgezogenes Spielzeug von allein. Die Zunge klebte am Gaumen, es flimmerte vor den Augen und beim Gehen entwich dem geöffneten Mund ein gleichmäßiges, maschinenhaftes Schnauben. Einem Schwert gleich durchbohrte Verzweiflung meine Brust und ich sagte mir, dass mich Maman Brigitte verlassen hatte, dass sie mich fallen gelassen, mich allein gelassen hatte, schutzlos in einer gehässigen Welt, die nichts anderes im Sinn hatte, als mich zu Narren zu halten und mich am Ende zu vernichten. Tränen liefen mir über die Wangen, ich blinzelte, hob den gesenkten Kopf – und entdeckte, dass zwischen den Bäumen Wasser hindurchschimmerte.

Die Verzweiflung verschwand schnell wie ein Blitz. Die Erschöpfung löste sich in Nichts auf. Ihren Platz nahm die felsenfeste Überzeugung ein, dass dies der Nordteich war, und zugleich, dass dies das Ziel meiner Irrfahrt war. Eine unbändige Energie packte mich, Hoffnung triumphierte, Euphorie pulsierte durch meine Adern und ich eilte mit großen Schritten auf den Rundweg zu, der das Gewässer umschloss. Hier, genau hier würde Maman Brigitte auf mich warten, auf der Bank, auf der sie auch gestern auf mich gewartet hatte. Warum war mir das nicht eher eingefallen? Es war so offensichtlich! Eine frohe Erwartung ließ mich jede bisherige Anstrengung vergessen und ich flog geradezu den Rundweg entlang, von einer Bank

zur anderen. Auf dieser saß sie nicht, aber auf der nächsten würde sie sitzen und mich ironisch lächelnd willkommen heißen, nein, auch diese Bank war leer, aber auf der nächsten würde sie warten, nein, ebenfalls leer, dann auf der nächsten... Auch leer.

So hastete ich von Bank zu Bank und fand nirgendwo Maman Brigitte. Enttäuschung keimte abermals auf und wuchs rasch an. Mein Mut sank. Die Verzagtheit gewann die Oberhand und wucherte wie ein bösartiger Tumor. Aus dem Laufen wurde ein Schleppen, aus der frohen Erwartung ein Gefühl des Verlassenseins, das sich zunehmend verstärkte, bis ich meinte, es nicht mehr ertragen zu können. Die Erschöpfung drang mit Macht in mein Bewusstsein zurück. Die Füße schmerzten, die Knie schmerzten, der Rücken schmerzte, der steife Nacken schmerzte. Fast hatte ich schon den gesamten Teich umrundet, und jede der in regelmäßigen Abständen angebrachten Bänke bot den gleichen desillusionierenden Anblick, denn jede war leer. Ich wusste, dass mir nur noch zwei, allerhöchstens drei Bänke fehlten, dann war ich an der Stelle angelangt, an der ich den Rundweg betreten hatte. Nur noch eine Bank. Sie war an drei Seiten umgeben von Bäumen und Gebüsch und kam erst, als ich zwei Meter von ihr entfernt war, in Sicht. Darauf saß – nicht Maman Brigitte, sondern ein kleiner schwarzer Junge. Er war etwa sieben Jahre alt. Niedlich sah er aus und ein wenig frech in seiner schwarzen Kniehose, den schwarzen Lackschuhen, weißen Strümpfen und dem schwarzen T-Shirt, auf dem ein weißer Totenkopf prangte.

Sowie er mich erblickte, winkte er mit beiden Händen und krächte fröhlich:

- Da bist du ja endlich! Hast du auch an den Rum und die Chilis gedacht?
- Wer... wer bist du? Und weißt du, wo Maman Brigitte ist?

Der Knabe strahlte mich an und nälerte:

- Ich bin Linto und werde mich um dich kümmern. Meine Maman Brigitte ist andersweitig beschäftigt und mein Papa, der Baron, hat unglaublich viel zu tun. Beide können sich gerade nicht mit dir beschäftigen... Wo ist der Rum? Wo sind die Chilis?

Ich stellte die Plastiktüte mit dem Rum und den Chilis auf die Bank. Die ganze Zeit hatte ich sie mitgeschleppt, aber erst jetzt fiel mir auf, dass die Tüte mit der Glasflasche nicht besonders leicht und nicht besonders handlich war. Es war ein Rätsel, warum sie mich beim Laufen nicht gestört hatte, ja, warum ich sie zwar getragen, aber das Tragen überhaupt nicht wahrgenommen hatte! Der Knabe strampelte ungeduldig mit den Beinen und versuchte sofort, in die Tüte zu linsen. Ich holte das Begehrte heraus und bemerkte:

- Du bist viel zu jung für Alkohol und gar für Rum!

Linto wollte sich ausschütten vor Lachen.

- Du Dummerjan, glaubst du etwa, ich will den Rum trinken? Schraube die Flasche auf und stell sie hierhin, zwischen uns, dann wirst du sehen, was ich damit mache. Nimm auch die Chilis aus der Papiertüte heraus. Zerreiß die Tüte, so dass es für sie eine Ablagefläche gibt. Gut so... Jetzt leg das Papier direkt vor uns hin, hier auf den Boden, breite die Chilis darauf aus und warte ab, was passieren wird.

Ich tat wie geheißen und freute mich innerlich, dass es wieder jemanden gab, der mich mit präzisen Anweisungen lenkte. Es störte überhaupt nicht, dass dies ein etwa siebenjähriges Kind war. Als die Chilis ausgebreitet auf dem Boden lagen, steckte der Knabe zwei Finger in den Mund und piffte gellend. Augenblicklich kam ein stattlicher schwarzer Rabe angeflogen und landete zu unseren Füßen. Er hatte offenbar in der Eiche, die ihre Äste über die Bank ausbreitete, gegessen. Ein zweiter Rabe, schmaler als der erste, flog von einem benachbarten Baum herbei. Beide Vögel nahmen jeweils eine Chili in den Schnabel und flatterten mit ihr davon. Ein dritter, ein vierter Rabe, schwarz, ohne eine einzige graue Feder, glitten heran, schnappten sich eine Chili und verschwanden. Noch weitere Raben kamen. Sie waren kleiner,

zierlicher, offenbar jünger, hatten jedoch samt und sonders glänzendes schwarzes Gefieder. Möglicherweise gehörten sie alle zu einer einzigen Rabenfamilie. Sie kamen aus allen Richtungen, aber immer aus der Nähe, nahmen jeder eine Chili in den Schnabel und begaben sich damit außer Sichtweite. Wozu brauchten sie die Chili? Zum Fressen oder zum Nestbau war sie wohl nicht geeignet. Ich konnte die Frage nicht lösen und ließ sie ruhen, zufrieden mit dem, was ich sah. Bald war das Papier zu unseren Füßen leer. Eine Brise, die sich erhoben hatte, machte sich daran zu schaffen. Die Raben und mit ihnen die Chilis waren verschwunden.

Ich entriss der Brise das Papier, zerknüllte es und warf es in den Behälter für Müll, der neben der Bank stand. Linto rieb sich die Hände und näselte:

– Den Rum bekommen meine Raben nicht, nein, der ist zu schade für sie!

Er ergriff die Flasche mit der rechten Hand, neigte den Kopf nach links und begann, sich den Rum in das rechte Ohr zu gießen. Mit offenem Mund beobachtete ich, wie er mit solch einer Geschicklichkeit, dass nicht ein Tröpfchen danebging, goss... und goss... und goss. Der Flüssigkeitsspiegel in der Flasche wurde stetig niedriger, es gluckerte leise und unvermindert floss der Alkohol in das Ohr des kleinen Jungen. Sein Kopf musste eine erstaunliche Aufnahmekapazität besitzen, denn es rann und rann in das Ohr, bis die Flasche vollständig leer war! Danach richtete Linto den Kopf gerade, schüttelte ihn, wobei nicht ein einziges Tröpfchen herausspritzte, warf die Flasche zu Boden, dehnte sich wohligh und rief:

– Das tut gut! Jetzt ist alles durchgespült!

Ich bäugte ihn gespannt, wartete darauf, dass doch etwas Flüssigkeit aus dem Ohr rieselte. Das geschah nicht. Was musste er für einen seltsamen, einen ganz und gar außergewöhnlichen Kopf haben! Ich hob die Flasche vom Boden auf und warf sie in den Behälter für Müll. Linto klatschte in die Hände, sprang auf und begann, auf dem Rundweg Rad zu schlagen: siebenmal weg von mir, siebenmal zurück zu mir. Er hatte die Wendigkeit eines Akrobaten. Als er wieder bei mir angelangt war, reckte und streckte er sich und stupste mir mit dem Zeigefinger dreimal mitten auf die Brust. Danach schlug er auf dem Rundweg hin und zurück Purzelbäume. Erneut bei mir angelangt, reckte und streckte er sich abermals und wollte sich ausschütten vor Lachen.

Plötzlich, von einer Sekunde auf die andere, wurde er ernst. Todernst. Er trat ganz dicht an mich, den immer noch Sitzenden, heran und sah mir tief in die Augen. Erst jetzt fiel mir auf, dass seine Augen keine Iris besaßen, nur riesige schwarze Pupillen, die in gelblichem Weiß schwammen. Er öffnete den Mund und eine Stimme fuhr aus ihm heraus, eine tiefe Männerstimme, die auf grauenvolle Weise humorvoll klang und die bloße Andeutung eines Näsels besaß. Es hörte sich so unheimlich an, dass es mir kalt den Rücken hinunterlief. Die Stimme sprach:

– Du solltest schnellstens nach Hause zurückkehren. Du kannst dir nicht vorstellen, was deine Adelgunde gerade treibt!

Auf einen Impuls hin sprang ich auf und lief los, weg von diesem schauerlichen Knaben, dessen kindlich-fröhliches Lachen mich verfolgte. Ich lief und wurde doch bei dieser Flucht unsichtbar geleitet (von Linto? von Maman Brigitte? von dem Besitzer der tiefen Männerstimme?), denn schon bald gelangte ich zu einer der großen Straßen, die den Ohlsdorfer Friedhof durchqueren. Und kaum stand ich schwer atmend am Straßenrand, da kam schon ein leeres Taxi, das auf meinen Wink anhielt. Ich gab dem Chauffeur meine Adresse, schnallte mich an und blieb während der ganzen Fahrt gekrümmt sitzen, das Haupt gesenkt, die Hände zusammengemisst, vor mich hin stierend, ohne etwas zu sehen oder zu hören. Ein fast unerträgliches Gefühl von Dringlichkeit beherrschte mich und in meinem Kopf

kreiste eine einzige Frage: Was treibt Adelgunde gerade? Was stellt sie an? Es musste etwas Ungeheuerliches, etwas Unvorstellbares sein, und das Wissen darum nahm mir den Atem, schüttelte mich durch und durch und erfüllte mich mit Angst in nie gekannter Stärke.

Das Taxi hielt und es kostete mich äußerste Mühe, den Anschein von Normalität aufrechtzuerhalten, dem Fahrer den geforderten Betrag zu überreichen, auszusteigen und zu meinem – unserem – Wohnhaus zu gehen. Das abendliche Rotgold der Sonne war einem unbestimmten Grau gewichen. Mehr nahm ich von der Umwelt nicht wahr und konzentrierte mich ganz darauf, die Haustür aufzuschließen. Während mich der Fahrstuhl nach oben brachte, flüsterte ich vor mich hin: „Leise... wie ein Mäuschen... ich muss leise wie ein Mäuschen sein...“

Und diesen mir selbst erteilten Ratschlag befolgte ich, schloss die Wohnungstür so behutsam auf, dass kaum ein Klicken zu vernehmen war, verursachte bei ihrem Schließen nur den Hauch eines Geräusches, trat lautlos in die Diele, streifte lautlos die Straßenschuhe ab und schlich auf Strümpfen durch die Diele. Meine Augen huschten von rechts nach links, von links nach rechts. Im ersten Moment war nichts Ungewöhnliches zu bemerken, alles war still. Dann kam mein Arbeitszimmer in Sicht und ich sah es. Die Tür des Heiligtums stand einen Spalt offen. Das Schloss war ebenso gewaltsam wie dilettantisch aufgebrochen. Das Schlimmste, was geschehen konnte, war geschehen und von dem Moment an handelte ich nur noch aus dem Instinkt heraus. Ich stieß die Tür ganz auf und stürmte in das Arbeitszimmer. Adelgunde saß an meinem Schreibtisch und las in meinem Tagebuch. Als sie mich sah, erhob sie sich und äußerte bloß sechs Worte:

– Du bist wahnsinnig geworden. Vollkommen verrückt.

Das gab den Ausschlag. Mit drei Schritten war ich bei ihr. Meine Finger schlossen sich von allein um ihre Kehle. Sie drückten zu, drückten mit aller Kraft. Ihre Hände fuhren hoch, zerrten vergeblich an meinen Handgelenken und sanken kraftlos zurück. Ein ersticktes Röcheln entschlüpfte ihrem geöffneten Mund. Ihre Augen wurden größer und größer. Sie schienen sich vorzustülpen, was ihr das Aussehen einer Comicfigur verlieh. Meine Daumen fanden ihren Kehlkopf. Es gab ein trockenes Knacken, wie von einem Zweig, auf den ein Wanderer tritt. Ihre Beine gaben nach. Sie sank zu Boden und zog mich mit sich, ohne dass sich meine Finger von ihrer Kehle lösten, ohne dass sie mit dem Drücken aufhörten. Jetzt kniete ich auf ihrem Brustkorb und konzentrierte mich ganz auf das, was meine Hände wie von selbst taten, während hinter mir ihre Füße mit einem irgendwie mechanischen Geräusch auf den Boden trommelten. Das Trommeln wurde schwächer und hörte schließlich ganz auf. Der Körper bewegte sich nicht mehr.

Ich weiß nicht, wie lange meine Finger um ihre Kehle gekrampft blieben. Ich weiß nur noch, dass am Ende, als sich der Krampf löste und ich aufstehen konnte, eine blaue angeschwollene Zunge seitlich aus Adelgundes Mund hing, dass ihre Augen starr und glasig waren, so starr und glasig wie bei einer Puppe, dass in ihrem Gesicht kein Muskel mehr zuckte und dass ihre Brust von keinem Atemzug mehr bewegt wurde. Sie war tot.

Zuerst fühlte ich eine unerklärliche Zufriedenheit, nickte vor mich hin und machte mich daran, den Körper in die Diele zu schleifen. Das strengte mich nach dem erschöpfenden Tag zusätzlich an, war aber unerlässlich, denn dieser Körper sollte mein Arbeitszimmer nicht länger entweihen. Als das geschafft war, setzte ich mich an meinem Schreibtisch und begutachtete in aller Ruhe und Ausführlichkeit das Tagebuch. Es erwies sich glücklicherweise als intakt. Ich merkte dabei, dass meine Finger schmerzten. Anscheinend waren die Sehnen überdehnt, doch erfreulicherweise ließ sich der Füllfederhalter mit geringen Beschwerden

ergreifen und aufschrauben. Die zuletzt beschriebene Seite wurde aufgeschlagen, um im Anschluss daran den Bericht des heutigen Tages abzufassen. Ich werde – auch wenn mir klar ist, dass beim Schreiben die Schmerzen in den Fingern zunehmen, vielleicht sogar unerträglich werden – so sauber und lesbar wie immer schreiben, langsam und systematisch vorgehen und mich bemühen, nicht das Geringste auszulassen, wie ich es mir zu einer guten Gewohnheit gemacht habe.

Wenn der Bericht fertiggestellt ist, werde ich zu meiner Arbeitsstelle fahren und mich, wie ich es Maman Brigitte gegenüber geäußert habe, in das oberste Stockwerk des Bürohauses begeben, um mich aus einem der nicht abgeschlossenen Fenster zu stürzen. Mit einem Kopfsprung will ich mich von diesem Leben verabschieden. Merkwürdig. Als Kind war ich äußerst gern im Schwimmbad und konnte gar nicht genug davon bekommen, mit einem Kopfsprung ins Wasser zu tauchen, aus geringer, aber viel lieber noch aus großer Höhe. Turmspringen, das war meine Leidenschaft.

Jetzt ist das Ende des Berichtes erreicht und ich billige das Niedergeschriebene aus vollem Herzen. Ein schönes Stück Arbeit! Es ist Nacht geworden. Die Kollegen werden wohl schon alle von der Arbeit nach Hause gegangen sein. Der Nachtpförtner kennt mich. Er wird sich ein Fußballspiel in seinem kleinen Fernseher anschauen und sich keine Gedanken über mein Kommen machen. Die Chancen stehen gut, dass mich niemand im Bürohaus bei meinem Vorhaben stören wird. Ich muss bloß daran denken, vor dem Sprung nach unten zu spähen, um sicherzustellen, dass mein Körper nicht auf einen zufälligen Passanten fällt. Schließlich soll mein Tod eine genauso saubere Sache sein, wie es mein ganzes Leben gewesen war.

\*\*\*\*\*

Der Ärger darüber, dass Hordo-Wilkins einen hirnlosen Schaumschläger vor allen anderen ausgezeichnet und als Ersten in sein Labor mitgenommen hatte, ließ Veronika nicht los. In der ganzen nächsten Stunde, in der die übrig gebliebenen Studenten den zweiten Bericht durcharbeiteten, nahm er nicht ab, ließ er sich nicht vertreiben. Sie vertiefte sich in die Ausführungen des Herrn W., der sich im Laufe der Lektüre als Ernst Weber herausstellte und sich rasch in immer groteskere, immer abstrusere Wahnvorstellungen verstrickte. Sie las einzelne Passagen, die ihr für den Krankheitsverlauf besonders bedeutsam erschienen, zweimal und machte sich noch mehr Notizen als beim ersten Bericht, konnte jedoch nicht verhindern, dass ihre Gedanken immer wieder zu der ungerechten Bevorzugung von Harold Bothgen zurückkehrten. In ihrem Magen hatte sich ein schmerzender Klumpen aus Frustration und Erbitterung gebildet, der sich nicht auflösen wollte. Den übrigen, die wie sie nach außen hin nur lasen und schrieben, schrieben und lasen, schien es nicht anders zu ergehen, denn einmal hörte sie Siegmund murmeln:

– Einem solchen Sprücheklopfer den ersten Preis zu verleihen, war zwar bescheuert, aber wenigstens werden die Diskussionen ohne ihn geschmeidiger.

Diese Bemerkung wurde so laut geäußert, dass sie alle vernahmen. Erika blickte kurz zu Siegmund hin und pflichtete ihm bei:

– Das stimmt. Trotzdem ist die Auszeichnung eines geistig unterbelichteten Wichtigtuers durch nichts zu rechtfertigen.

Nach diesem kurzen Wortwechsel konzentrierten sich alle auf ihren Text. Hinter den grünseidenen Vorhängen prasselte Regen in kurz aufeinanderfolgenden Böen gegen die Scheiben, ab und zu knackte die Heizung, ansonsten war nichts zu hören außer dem Rascheln von Papier. Die Vier waren in ihre Lektüre versunken. Die mitgebrachten Nahrungsmittel und Getränke blieben in den Taschen und Rucksäcken.

Der Professor erschien pünktlich. Er stellte wortlos seine voluminöse Aktentasche auf den Mahagonitisch und nahm denselben Platz ein wie zuvor. Es war keine große Überraschung mehr, dass er niemanden ansah, die knöchigen Finger beider Hände gegeneinanderlegte und begann, wie hypnotisiert auf das Fingerdach zu starren. Dieses Mal versank er allerdings nicht in Schweigen, sondern fragte, nachdem er für höchstens eine halbe Minute erstarrt war:

– Wie lautet Ihre Diagnose im Fall von Herrn W.?

Augenscheinlich hatte sich Erika, die Hochbegabte, vorgenommen, sich in der zweiten Runde von niemandem mehr übertrumpfen zu lassen, denn sie platzte sofort mit ihrem Wissen heraus:

– Der Tagebuchschreiber Ernst Weber ist ein geradezu klassisches Beispiel für einen paranoiden Schizophrenen. Er leidet primär an Eifersuchtswahn und fühlt sich dabei verfolgt. Diese Diagnose trifft eindeutig zu, wird ihm aber nicht ganz gerecht, denn seine Halluzinationen sind außergewöhnlich und äußerst komplex.

Beifall heischend und zugleich aggressiv, bereit zur Verteidigung ihrer These, blickte die Punkerin den Professor an. Er rührte sich nicht. Seine Augen blieben an das Fingerdach geheftet, während er mit teilnahmsloser Stimme fragte:

– Sind die übrigen Anwesenden mit der Diagnose einverstanden?

Zustimmendes Hm-Hm, leises Ja. Siegmund nickte heftig mit dem Kopf und erklärte überhastet:

– Die Paranoia von Ernst Weber steht mit seinem Eifersuchtswahn in Zusammenhang, und dieser Eifersuchtswahn erscheint für die unvoreingenommenen Leser seines Berichts völlig unbegründet. Daneben fühlt sich der Kranke allgemein verfolgt – allerdings nicht von der von ihm halluzinierten Maman Brigitte, ganz im Gegenteil, aber er glaubt, dass sich die Hausbewohner, die angeblichen Liebhaber seiner Frau und selbst ein Taxifahrer gegen ihn verbündet haben.

Raphael ließ sich vernehmen und Veronika fiel auf, dass es sich bei seinem Diskussionsbeitrag im Unterschied zu denen von Siegmund und Erika nicht anhörte, als wolle er sich damit in Szene setzen. Vielmehr klang es in ihren Ohren, als wäre seine Bemerkung ausschließlich zur hilfreichen Unterstützung gedacht.

– Ich stimme beiden Beurteilungen zu und möchte noch anmerken, dass es in Ernst Webers Bericht zusätzlich Momente gibt, in denen sich seiner Größenwahn bemächtigt. Dann fühlt er sich allen anderen Menschen überlegen und schaut auf sie herab.

Siegmund wandte sich lebhaft an Raphael.

– Du hast recht, nur ist der Eifersuchtswahn in dem Bericht dominant. Er kommt ab einem bestimmten Punkt auf fast jeder Seite zum Ausdruck. Sehen wir uns einmal die Beschreibung der beiden Vormittage an, an denen Ernst Weber seiner Frau nachspioniert. Am ersten Vormittag beobachtet er sie bei ihren harmlosen, alltäglichen Aktivitäten und fasst in seinem Wahn diese Aktivitäten als Beweise für ihre Untreue auf. Er missdeutet sie in einer Art, für die es in der Realität nicht die geringste Rechtfertigung gibt. Am darauf folgenden Vormittag intensiviert sich sein Eifersuchtswahn. Die Halluzinationen nehmen zu und entfernen ihn immer mehr von der Realität. Nun stellt er sich den Vollzug der Untreue seiner Frau allein in seinem Geist vor. Er kann ihn nicht sehen, hält aber seine Vorstellungen, seine Fantasien für wirklich.

Selbst bei diesen temperamentvoll vorgebrachten Ausführungen saß der Professor in seinem Sessel wie eine leblose Puppe, den Blick starr auf die gewölbten Finger gerichtet. Man hätte glauben können, dass er kein Wort von den verschiedenen Äußerungen vernommen hatte, hätte er nicht nach kurzem Schweigen eine neue Frage in den Raum gestellt.

- Welche weiteren Anhaltspunkte gibt es für die Diagnose Schizophrenie bei Herrn W.? Sofort meldete sich die Piepsstimme und ihre Besitzerin saß so angespannt auf der Kante ihres Sessels, als wolle sie gleich aufspringen. Erikas Augen funkelten, der aus ihrer Nase baumelnde Ring wackelte, ihre Worte überstürzten sich und es war offenkundig, dass sie in der Diskussion über den zweiten Bericht mit ihrer Intelligenz brillieren und unter allen Umständen als Siegerin hervorgehen wollte.
- In den Äußerungen von Herrn Weber gibt es etliche Hinweise auf eine Schizophrenie. Das Bewusstsein des Kranken ist zeitweilig getrübt und eingeengt. Er versinkt in einen Dämmerzustand, in dem er die Außenwelt nicht mehr – oder zumindest kaum noch – wahrnimmt. Seine Kommunikationsfähigkeit ist von Anfang an gestört. Sie lässt immer weiter nach. Er hat hin und wieder Probleme mit Raum und Zeit, sieht den Raum verzerrt, erlebt die Zeit im Schnelldurchgang. Am meisten sticht bei ihm das klassische Symptom der Schizophrenie, der Wahn, hervor, also die Verkennung rein subjektiver Eindrücke als allgemein wahrzunehmende Erlebnisse.

Mit jedem Satz, den sie piepste, wurde Siegmund unruhiger. Er rutschte hin und her, sein Mund klappte auf und zu und als die Punkerin stockte, um Atem zu schöpfen, nutzte er die Gelegenheit und warf, selbst atemlos, ein:

- Am bemerkenswertesten ist im Rahmen seiner Schizophrenie die konsistente und detailliert ausgearbeitete Wahnvorstellung von einer Art weiblichem Geist, den er Maman Brigitte nennt. Dieser halluzinierte, als Göttin und Wohltäterin aufgefasste Geist steht ganz am Anfang der schizophrenen Episode, ist in ihr beherrschend, und als dieser halluzinierte Geist am Ende, am letzten Tag, zu verschwinden scheint, führt das geradewegs zur Katastrophe. Das Unterbewusstsein von Ernst Weber versucht vergeblich, das Verschwinden der großen Mutterfigur durch die Schaffung mehrerer Untergeister auf dem Gang durch den Ohlsdorfer Friedhof zu kompensieren.

Er hatte einen Frosch im Hals, krächzte und musste sich räuspern. In dem Moment entschlüpfte der nachdenklichen Veronika eine Bemerkung, die sie selbst überraschte.

- Ist jemandem aufgefallen, dass es eine Verbindung zwischen dem Geist, mit dem Frau Voigt zu tun hatte, und den Geistern von Herrn Weber gibt? Frau Voigt wird von einem Baron heimgesucht und der Knabe Linto, den Herr Weber auf dem Friedhof trifft, sagt, dass der Baron sein Vater sei.

Erika zischte: „Zufall!“, doch Hordo-Wilkins, der sich bis dahin nicht gerührt hatte, hob ruckartig den Kopf, drehte ihn zu Veronika hin und blickte sie an. Seine Lippen zogen sich von den Zähnen zurück, er grinste, stieß ein „HAHAHAHA!“ hervor, und Veronika musste schwer schlucken, als seine wie aus Untiefen leuchtenden Augen auf ihr ruhten. Sie konnte nicht weitersprechen und begann, innerlich zu zittern. Zum Glück nahm Raphael ihre Bemerkung auf.

- Ja, die Halluzinationen der beiden Kranken weisen gewisse Ähnlichkeiten auf. Das betrifft ihren Verlauf und besonders das Ende. Erinnern wir uns, dass es bei den beiden, die keine ärztliche Hilfe erfahren, zu einem Suizid kommt. Zuvor hat Frau Voigt einen Hund getötet, während Herr Weber sogar einen Menschen – seine Frau – getötet hat.

Zu Veronikas Erleichterung kehrte Hordo-Wilkins zur Betrachtung seines Fingerdaches zurück. Siegmund nahm Raphaels Äußerung nickend zur Kenntnis und widmete sich anschließend unbeirrt dem Strang seiner Argumente.

- Ernst Webers Wahnvorstellungen weisen ihn eindeutig als schizophren aus. Sie werden von keinem anderen Menschen geteilt, erst recht nicht von seiner Frau. Niemand außer ihm sieht Maman Brigitte, die Übermutter, von der er auch glaubt, sie spräche aus ihm, sie würde ihn als Reittier benutzen (ein zweideutiger Ausdruck mit einer sexuellen Konnotation) und sie

würde farbige Kleinkinder behüten, deren Geschrei er in seinem Kopf vernimmt. Wie bei akuten Psychosen üblich, schwankt er zwischen Depression und Euphorie. Und vergessen wir nicht: Er spricht verschiedentlich in einem merkwürdigen Kauderwelsch, den er bestimmt vor langer Zeit aufgeschnappt hat und den sein Unterbewusstsein nun fragmentarisch reproduziert.

Erika richtete ihren Zeigefinger anklagend auf Sigmund und piepte wie eine Meise im Angriffsmodus:

– Verbigeration! Könnte man diesen Kauderwelsch nicht dem Phänomen der Verbigeration zuordnen? Äußere dich einmal dazu, aber bitte auf einer wissenschaftlichen Ebene!

Jetzt war offensichtlich, dass die Diskussion zu einem Duell zwischen Sigmund und Erika ausgeartet war und dass die beiden Veronika und Raphael in die Position von Zuschauern gedrängt hatten. Im Augenblick hatte Sigmund gerade einen Punktsieg errungen, denn er ließ sich von der aggressiven Aufforderung der Punkerin nicht aus dem Konzept bringen, sondern fuhr höchstens etwas schneller fort:

– Eine weitere Auffälligkeit im Bericht ist, dass Ernst Weber überall Tiere halluziniert. Deren Auftauchen an den unpassendsten Orten nimmt er als selbstverständlich hin, ein weiteres Indiz dafür, dass er sich in einer akuten Psychose befindet. Er sieht Fledermäuse in einem Kaufhaus, einen Tiger auf der Straße, einen Panther auf dem Friedhof usw. Außerdem trinkt er ganz gegen seine Gewohnheit mit Chili versetzten Rum, wobei er sich überhaupt nicht bewusst ist, dass er es ist, der den starken Alkohol zu sich nimmt. Seine uneingestanden Schuldfühle, was den Alkoholgenuss anbelangt, bringen ihn dazu, die Trinkerei der vorgestellten Übermutter zuzuschreiben. Bei Frau Voigt waren es Fressattacken, bei ihm sind es Saufgelage.

Erika konnte nicht mehr an sich halten. Sie hatte nicht die Absicht, Sigmund kampflos das Feld zu überlassen, und unterbrach ihn rücksichtslos, wobei sich in der Aufregung ihre Stimme noch eine Terz höher schraubte, ohne an Volumen zu gewinnen:

– Das ist alles gut und schön, aber wir wollen doch nicht zu naiv an die Wahnvorstellungen des Kranken herangehen, sondern sie auf eine wissenschaftliche Basis zurückführen und von dieser aus reflektieren. Alles andere wäre Illustriertenniveau und nicht Psychopathologie. Ernst Weber hat die Realität verlassen, in dem Punkt sind wir uns einig, nur sollten wir uns dabei ins Gedächtnis zurückrufen, was man unter Realität versteht, nämlich den intersubjektiven, Konsensus erfahrenden Überschneidungsbereich der in Abhängigkeit von Kultur und Person gestalteten Welt. Ernst Weber, der Verfasser dieses Berichts, hat in der Psychose das selbstverständliche Wissen verloren, dass alles, was er äußerlich wahrnimmt, prinzipiell auch von anderen wahrgenommen werden kann. Das ist ihm freilich nicht bewusst. Er unterliegt der Alienation, ist also der gemeinsamen mitmenschlichen Welt entrückt. Am Beginn seiner Psychose findet ein sogenannter Wahneinfall statt, denn er ist ganz unvermittelt und grundlos, von einem Moment zum anderen, davon überzeugt, dass ihn seine Frau betrügt. Mit dieser Wahn-Gewissheit, die durch nichts in der Realität gerechtfertigt wird, kompensiert er seine unbewussten Schuldfühle gegenüber seiner Frau. Denken wir nur daran, dass er den größten Raum der Wohnung für sich requiriert hat und ihn ausschließlich zum Schreiben an seinem Tagebuch nutzt. Möglicherweise spielt bei ihm zusätzlich eine nicht eingestandene Impotenz eine Rolle. Er leidet an immer stärkeren Halluzinationen, und das gibt uns die Gelegenheit, uns noch einmal die bekannte jaspersche Definition zu vergegenwärtigen und an dem Bericht des Kranken zu verifizieren. Halluzinationen sind nach Jaspers leibhafte – also sinnliche – Wahrnehmungen, die nicht aus realen Wahrnehmungen durch Umbildung, sondern völlig neu entstanden sind. Auf Ernst Weber passt in gleicher Weise Kraepelins Definition der Paranoia wie die Faust aufs Auge... pardon... zu hundert Prozent. Paranoia ist nach Kraepelin eine aus inneren Ursachen erfolgende schleichende Entwicklung eines

dauernden, unerschütterlichen Wahnsystems, das in großen Zügen mit der Erhaltung von Klarheit und Ordnung im Denken, Wollen und Handeln einhergeht. Das lässt sich an Ernst Weber gut verifizieren: Er kann bis zu seinem Suizid relativ unauffällig Taxis benutzen und einkaufen gehen. Der Mord an seiner Frau scheint unter einem Gesichtspunkt nicht ursächlich mit dem von ihm konstruierten Wahnsystem zusammenzuhängen. Er kommt im Affekt zu Stande. Ernst Weber erwürgt seine Frau eben nicht aus Eifersucht. Unter einem anderen Gesichtspunkt ist er freilich doch mit seiner Geisteskrankheit verbunden. Seine Frau nennt ihn wahnsinnig und das ist der unmittelbare Anlass für ihre Ermordung. Wir alle wissen, wie massiv sich geisteskranken Patienten gegen die Einsicht in ihre Krankheit sperren. Dieses Sperren ist eines der typischsten Charakteristika von Geisteskrankheiten...

– Ausgezeichnet. HAHHAHAHA.

Der Professor erhob sich so abrupt, dass alle Anwesenden zusammenfahren und Erika, die sich in Fahrt geredet hatte, stockte. Er fuhr fort, ohne die konsternierte Punkerin anzusehen:

– Auf Grund ihrer Ausführungen, die viel Sachkenntnis verraten, werde ich Sie jetzt zur Belohnung in den Keller mitnehmen, um Ihnen etwas ganz Spezielles zu zeigen.

HAHAHAHA. Die anderen –

Er holte in einer einzigen Bewegung aus seiner Aktentasche einen Stapel von Heftern hervor und deponierte ihn auf dem Tisch.

– werden sich mit den Darlegungen von Herrn X. beschäftigen. In einer Stunde komme ich zurück zur Besprechung dieses dritten Berichts.

Rasch verließ er mit seiner Aktentasche den Raum, ohne sich nach der von ihm ausgewählten Studentin umzuschauen, so dass dieser nichts anderes übrig blieb, als eiligst ihre Sachen zusammenzuraffen und hinter ihm her zu eilen. Die Hast konnte Erika aber nicht daran hindern, Siegmund abschließend einen triumphierenden Blick zuzuwerfen. Sie hatte in dem Duell mit ihm gesiegt.

Als die Tür hinter ihr zugefallen war, herrschte einen Moment verblüffte Stille. Dann schnaubte Siegmund, offenkundig verärgert, und schüttelte mehrmals heftig den Kopf. Er murmelte halblaut, doch so, dass es die anderen beiden hören konnten:

– Tja, wenn Protzerei und Vordrängeln belohnt werden...

Immer noch erobert, ergriff er den obersten Hefter des kleinen Stapels. Er hielt inne, besann sich und reichte die übrigen zwei Hefter Raphael und Veronika. Raphael dankte ihm leise. Veronika vergass zu danken. Sie öffnete begierig den Hefter, blätterte ihn kurz durch, seufzte tief und begann, ihn von Anfang an zu lesen.

Ein Schweigen trat ein, das oberflächlich betrachtet angenehm schien, wie eine aus der Konzentration geborene tiefe Ruhe. Veronika konnte es nicht als angenehm empfinden. In ihr rumorte es, und das traf auch, wenn nicht sogar in verstärktem Maße, auf Siegmund zu, der die Seiten seines Hefters so schwungvoll umblätterte, dass sie in Gefahr waren, einzureißen. Selbst der freundliche Raphael schien innerlich aufgewühlt, wie sich aus dem gelegentlichen Zucken seiner Mundwinkel und Blähen seiner Nasenflügel schließen ließ. Veronika meinte bei sich, dass es auch allen Grund zur Empörung gab, denn die Vorgehensweise des berühmten Professors war zutiefst frustrierend. Wie war es möglich, dass der illustre, der charismatische Hordo-Wilkins, eine Koryphäe in seinem Fach, nun bereits zum zweiten Mal die Person favorisierte, die sich am wirkungsvollsten in den Vordergrund spielen und die größte Menge an angelerntem Wissen von sich geben konnte? Wie war es möglich, dass er nicht den geringsten Wert auf Originalität und einen kreativen, scharfsinnigen Umgang mit dem Bericht des Kranken legte und die Person erwählte, die am lautesten und rücksichtslosesten zum Ausdruck bringen konnte, wie gut sie sich in der einschlägigen

Fachliteratur auskannte? Veronika leugnete nicht, dass sein Verhalten sie nicht bloß enttäuscht hatte, sondern geradezu abstieß.

Doch es half nichts. Das dumme Spiel ging weiter, immer weiter, bis der Verlierer – oder wahrscheinlicher die Verliererin – feststand. Veronika nahm sich vor, den nächsten Bericht noch konzentrierter zu studieren, sich noch mehr Notizen zu machen – und vor allem, sich an der nächsten Diskussion mehr zu beteiligen, egal, wie schwer ihr das fiel. Sie wollte nicht das Schlusslicht sein. Seufzend widmete sie sich dem dritten Hefter.

### **Bericht von Herrn X.** (Text seinem Internet-Blog entnommen)

Mittwoch, 4. September: Hallihallo, meine Sweethearts, meine geliebten Leserätinnen und Leseratten! Bestimmt habt ihr schon den ganzen Tag lang nach meinem Report über das Leben in unserer Wohngemeinschaft „Tante Gretes Hühnerstall“ gelehzt. Also, hier ist er, und sein Verfasser, euer geschätzter Xaver Xantien, kann euch versprechen, dass ihr einen solchen Report noch nie, nicht in diesem Blog und nicht in einem anderen, gelesen habt! Euch werden die Augen übergehen, euch wird die Spucke wegbleiben und ihr werdet euch fragen, ob der liebe, bisher so harmlose und manierliche Xaver durchgedreht ist oder sich an gewissen Substanzen vergriffen hat, die nicht aus Hopfen und Malz gebraut werden. Ich kann euch versichern: All die Freaks, denen ich heute begegnet bin, die gab es wirklich, die habe ich mir nicht eingebildet oder ausgedacht, um den Blog interessanter zu gestalten; und, nein, ich habe nicht das Haschpfeifchen hervorgeholt (so etwas besitze ich gar nicht!) und mir auch nicht zum Frühstück eine der herzförmigen rosa Tabletten eingepiffen, die von der Party am vorigen Sonntag übrig geblieben sind und zusammen mit etwas Gras im Badezimmerschrank lagern (okay, wenn dies ein Bulle lesen sollte: ist nur ein Spaß). Das überlasse ich unserem Kevin, denn der ist nicht wie ich ein bayerischer Naturbursche mit einer ausgeprägten Vorliebe für Weizenbier. Lange Rede kurzer Sinn: Ich war heute den ganzen Tag stocknüchtern, geradezu unverschämt nüchtern, was auch mit dem Treffen um 11 Uhr mit meinem Tutor zusammenhing. Unsere Münchener Uni scheint zu denken, dass Semesterferien bloß für die Profs da sind, nicht aber für die Studenten, den Plebs, das arme Fußvolk. Und das hieß, dass ich schon um 9.30 aufstehen musste, also zu nachtschlafender Zeit, während es in den übrigen Zimmern in „Tante Gretes Hühnerstall“ totenstill blieb. Anscheinend ratzten alle anderen in den Tag hinein, die Glücklichen.

Die weißgestrichenen Türen in dem langen, muffig riechenden Flur waren fest verschlossen, nur die eine Tür, hinter der sich das traute Kämmerchen eures Xaver verbarg, öffnete sich einen Spalt. Eine Minute lang geschah nichts, dann wurde der Spalt breiter und ein gähnender, zerstrubelter Student mit einem verquollenen Gesicht tapste heraus und bewegte sich in Richtung Badezimmer. Dort aber, in diesem harmlosen Raum mit den drei Waschbecken und zwei Duschen passierte die erste Sache, die sich nur als spooky bezeichnen lässt, etwas Horrormäßiges, das ich gar nicht richtig checkte, weil sich der größte Teil meiner kleinen grauen Zellen noch im Tiefschlaf befand.

Jedenfalls, meine geliebten Leserinnen und ehrenwerten Leser, passiert Folgendes: Ich rasiere mich gerade vor dem Spiegel, als hinter mir ein zweites Gesicht auftaucht. Nein, das war kein Hahn und keine Henne aus „Tante Gretes Hühnerstall“, das war das Gesicht eines Farbigen, eines sehr dunkelhäutigen Mannes (die spezielle Hautfarbe, die man z.B. in der Dominikanischen Republik antrifft). Der Mann war von mittlerem Alter, ich schätze um die vierzig, und außer seinem Gesicht sah man im Spiegel den Ansatz eines gestärkten weißen Kragens, der einen Großteil seines Halses bedeckte. Er trug eine schwarze Sonnenbrille, ein

cooles Modell, wie wir es aus „Men in Black“ kennen. Das machte ihn so richtig weird, darauf könnt ihr euch verlassen. Ich denke, immer noch vernebelt: „Wer hat den denn mitgebracht?“, drehe mich um, will: „Hey, man, was machst du bei mir im Badezimmer?“ knödeln – doch hinter mir steht niemand. Kein Schwarzer, kein Weißer, keine Menschenseele in dem grüngekachelten Raum außer mir, und die Tür ist geschlossen und es sieht nicht so aus, als hätte sich jemand auf diesem Weg aus dem Staub gemacht. Kopfschüttelnd frage ich mich: „Träume ich oder bin ich wach?“, drehe mich zurück, sehe in den Spiegel – und da ist er wieder! Leicht versetzt hinter mir steht der Dunkelhäutige mit der schwarzen Sonnenbrille und wenn ich mich etwas zur Seite biege, ist er bis in jede Einzelheit zu erkennen. Still und stumm ist er, verzieht keine Miene – das wirkt echt gruselig! Ich blicke abermals hinter mich und stelle fest, dass nach wie vor niemand in dem ziemlich versifften Raum ist außer eurem total verblüfften Xaver, der nun hellwach ist, aber so was von wach! Zurückdrehen – das fremde Gesicht im Spiegel – erneutes Umdrehen – niemand hinter mir – Zurückdrehen – kein anderes Gesicht im Spiegel außer meinem eigenen, das ziemlich dumm dreinschaut.

Leute, für diese craziness gibt es zwei Erklärungen: Entweder ich habe mit offenen Augen geträumt oder das war ein spezieller hoax von Kevin, unserem Technikfreak. Zu dem Zeitpunkt, beim Weiterrasieren, neigte ich mehr zu der zweiten Annahme und war bald felsenfest davon überzeugt, dass Kevin den Spiegel präpariert hat. Sicher hat er aus ihm eine Art Monitor gemacht, auf dessen Oberfläche das Foto eines Schwarzen auftauchen konnte. Keine Ahnung, wie es ihm gelungen ist, das Foto hinter mir erscheinen zu lassen. Na, ihr wisst ja, euer Xaver hat`s nicht so mit der Technik. Und ihr wisst auch, dass Kevin in der Beziehung das genaue Gegenteil ist und gadgets über alles liebt. Demnach ist meine Vermutung nicht völlig aus der Luft gegriffen, oder?

Das Gute an dieser kleinen Spielerei war jedenfalls, dass ich danach putzmunter war. Meine grauen Zellen hatten ihren Betrieb hochgefahren und liefen wie frisch geölt. Das sollte sich später bei dem Gespräch mit dem Tutor als nützlich erweisen. Er konnte mir ein paar klasse Tipps für die Masterarbeit geben und da ich quicklebendig war, wurde kein Tipp von mir unbeachtet gelassen. Alle wurden zur späteren Verwendung notiert. Jetzt heißt es nur noch, mein Konzept danach auszurichten, und dann wird meine Masterarbeit ein voller Erfolg! Um 13 Uhr war die Besprechung beendet und ich steuerte frohgemut die Mensa an. Erfreulicherweise war sie nicht allzu voll, da offiziell Semesterferien sind. Meinen herzallerliebsten Leserinnen und Lesern ist seit langem bekannt, dass der gute Xaver ein gestandenes Mannsbild ist und mit Salaten, vegetarischen Pizzas oder gar – neuester Trend – einem veganen Süsschen nicht das Geringste am Hut hat. Klar, dass er sich – oh Horror, oh Graus! – Fleischkäse mit Pommes holte und heimlich bedauerte, dass in der Mensa höchstens zweimal im Jahr Schweinebraten mit Klößen auf der Speisekarte steht.

Ich sitze also an einem dieser unansehnlichen, aber zumindest sauberen Tische, verleibe mir den Leberkäse mit den Pommes ein und lasse die Augen eifrig umherwandern. Könnte doch sein, dass in einer Ecke der Mensa eine entzückende Studentin allein sitzt, mit langen blonden Haaren und viel Holz vor der Hüft`n (und nicht zu vergessen: einem fetten monatlichen Scheck von den Eltern), die sich nach einem bayerischen Prachtburschen sehnt. Aber was sehe ich statt diesem Idealbild, das meine schlaflosen Nächte versüßen kann? Eine dicke alte Schwarze, eine richtige Niggermummy (au weia, euer Xaver ist extrem political incorrect, aber er gelobt Besserung und deshalb bitte keinen Shitstorm im Internet!), wie dem Film „Vom Winde verweht“ (musste ich mir mehrmals mit meiner Oma ansehen) entsprungen. Die Schwarze war ganz in Schwarz (hahaha) gekleidet. An ihren krausen Haaren war sogar ein schwarzer durchsichtiger Schleier befestigt, der das Gesicht freiließe und bis zu ihrem breiten, sehr breiten Hinterteil reichte. Was wirklich weird aussah, war, dass sie hier in der Mensa

eine schwarze Sonnenbrille trug – wie der Schwarze, den ich im Badezimmer hinter mir im Spiegel erblickt hatte. Schwarz, schwarz, schwarz, das scheint im Augenblick die Parole zu sein. Sie stand mitten im Raum, ein lebendiges, kompaktes Hindernis, die Studenten wuselten um sie herum und – äußerst spooky – taten so, als gäbe es sie gar nicht! Kein konsternierter Blick in ihre Richtung, kein Zeigefinger, der sich auf sie richtete, kein Köpfe-Zusammenstecken und Tuscheln. Sie passte in die Mensa wie ein Schneeball in den Hochofen und alle, die dort waren, verhielten sich, als wäre sie Luft! Alle außer eurem aufmerksamen Xaver, der sie anstarrte und dabei fast vergaß, den Bissen, den er im Mund hatte, herunterzuschlucken.

Auf einmal vollführt die Dicke mit all ihren Pfunden (oder eher Zentnern) eine Vierteldrehung nach rechts und das bedeutet, dass sie mir nun, keine fünf Meter entfernt, direkt gegenübersteht. Sie sieht mich an, und was jetzt kommt, oh boy, das ist so krass, dass selbst ich als Augenzeuge es kaum glauben kann, aber es ist passiert, ich schwöre, es ist passiert. Obwohl ihre Augen von der Sonnenbrille verdeckt sind, weiß ich, dass sie mich – mich und keinen anderen! – ins Visier nimmt. Mir bricht der Schweiß am ganzen Körper aus, in meinem Magen fängt es an zu grummeln, ich muss husten und da bückt sie sich, ergreift den schwarzen Rock unten am Saum mit beiden Händen, krepelt ihn hoch, immer weiter hoch, bis ich und mit mir die ganze Mensa sehen kann, dass sie eine knielange, rüschenverzierte violette Unterhose trägt. Bei ihrer dunklen Haut ist nicht zu erkennen, ob sie Strümpfe oder eine Strumpfhose anhat, aber egal, der Anblick der violetten Unterhose reicht. Die Alte hat doch ein Rad ab! Sie war völlig plemplem und das bestätigte sich sofort, denn sie begann, sich mit dem hochgehobenen Rock in den Händen zu drehen, erst langsam, dann immer schneller und schließlich so schnell, dass sie vor meinen ungläubig stierenden Augen zu einem Wirbel wurde, in dem sich ihre Formen auflösten. Nur etwas undeutliches, bewegtes Dunkles war wahrzunehmen und unten etwas Violett. Völlig abgefahren! Nach einer gewissen Zeit (zwei Minuten? fünf Minuten?) wurde sie langsamer, ihre Konturen wurden deutlicher und schließlich hielt sie an und grinste mich an, mit einem breiten Lächeln, das von einem Ohr zum anderen reichte. Da legst du nieder!

Was aber wirklich spooky war, was mich restlos aus dem Konzept brachte, das war, dass sich niemand außer mir für ihre Performance zu interessieren schien. Die Studenten gingen mit ihren Tablets an ihr vorbei, die Studentinnen streiften sie, ohne ihre Gespräche zu unterbrechen – einzig euer lieber Xaver saß gebannt da und gewährte der Show die Aufmerksamkeit, die sie verdient hatte. Hey, meine Herzblättchen und wackeren Kämpen, sagt es mir: Sind heute alle so cool, dass sie ein solcher Anblick überhaupt nicht mehr tangiert? Passiert etwas Ähnliches alle Tage? Weird, weird, spooky, spooky. Jedenfalls schien der schwarze Mummy mit ihrer violetten Unterhose meine Verblüffung als Reaktion auf die Pirouette zu genügen. Sie ließ den Rock fallen, nickte, weiterhin grinsend, in meine Richtung, drehte sich um und watschelte zum Ausgang. Kurze Zeit später war sie verschwunden.

Ich war völlig baff, saß für Minuten vor meinem halb aufgegegessenen Leberkäse und rührte mich nicht. Es war mir unverständlich, dass die ganze Mensa, soweit sie zu überblicken war, tat, als wäre nichts weiter passiert, als hätte nicht eben eine schwarze Mummy ein etwas anrühiges, magisches Spektakel abgeliefert. Die Leute unterhielten sich, aßen, tranken, lasen, kurz: verhielten sich, als wäre alles ganz easy, ganz normal. Das hat euren Xaver fast noch mehr durcheinandergebracht als die Performance mit der Pirouette. Oder war alles abgesprochen (vielleicht im Internet), um mich hereinzulegen? Ich hielt Ausschau nach ein paar Bekannten oder Freunden, die sich in einer Ecke über mich schiefachten, die mich mit dem Handy knipsten. Leider ohne Erfolg. In der ganzen Mensa gab es nur wenige, die ich einmal in einer Vorlesung oder in einem Seminar getroffen hatte und mit denen ich ein, zwei

Sätze ausgetauscht hatte. Und da war niemand, der für einen hoax in Frage kam, dafür sahen alle zu ernsthaft aus. Deshalb blieb eurem verdutzten Xaver nichts anderes übrig, als dem Leberkäse und den Pommes auf dem Teller vor ihm endgültig den Garaus zu machen und mit dem Versprechen die Mensa zu verlassen, das Erlebte später im Blog ausführlich zur Sprache zu bringen. Da wusste ich nicht, dass noch einige Höhepunkte an madness bevorstanden!

Euer Prachtbursche macht sich also auf die Socken und grübelt beim Abgang weiter darüber nach, warum niemand sonst auf die nicht gerade alltägliche Aktion der dicken Mummy reagiert hatte. Waren denn alle coole Säue? Draußen war das Wetter traumhaft, ein weißblauer Himmel, wie es ihn nur in Bayern gibt, Sonnenschein und die tropische Hitze, nach der man sich in den verregneten Monaten Juli und August gesehnt hatte. Deshalb beschloss ich, mich auf die weite grüne Wiese vor der Mensa zu setzen, mich ordentlich grillen zu lassen und dabei das Buch zu lesen (oder wenigstens zu überfliegen), das ich mir auf Anraten des Tutors aus der Uni-Bibliothek geholt hatte. Kumpels und Sweethearts! Ihr wollt nicht wirklich wissen, wer es geschrieben hat, wie es heißt und wovon es handelt. Ich habe euch versprochen, in diesem Blog kein Fachwissen zu verbreiten, nicht einen wissenschaftlichen Begriff zu erwähnen, um euch die Laune nicht zu vermiesen. Intellektuelles Gelaber bekommt ihr an der Uni genug zu hören. Es reicht, wenn ich euch mitteile, dass das Buch ätzend war, kompliziert und gähnend langweilig. Verständlich, dass ich nur bis Seite 3 kam und es dann mit einem tiefen Seufzen zuklappte und einen Schluck von meiner matehaltigen Brause nahm (keine Werbung in meinem Blog, das wurde euch auch von mir versprochen, aber ihr wisst schon, welche ich meine: Sie schmeckt ein bisschen bitter und macht putzmunter). Ich stützte mich auf die Unterarme, die Beine bequem ausgestreckt, und aalte mich in der Nachmittagssonne. In der Haltung kann man ganz easy relaxen und dafür sorgen, dass die Haut knackig braun bleibt, und andererseits hat man die Umgebung im Blick. Kann sein, dass in der Nähe ein flottes Bienchen, ein einsames Maikäferchen, ein schlankes Libellchen sitzt, das sich einem Flirt mit einem kernigen Mannsbild nicht abgeneigt zeigt.

Nun, eine reizende Maid war weit und breit nicht zu entdecken, dafür fielen meine ungläubigen Glubschaugen auf eine Szene, die aus einem Horrorfilm zu stammen schien. Zwei Gestalten kamen auf mich zu. Sie hatten die gleiche Hautfarbe wie die dicke Mummy mit ihrer violetten Unterhose und waren gekleidet wie Leichenträger von anno dunnemals (schwarzer Gehrock, schwarzer Zylinder, schwarze Hose, ein weißes Hemd mit einem steifen Kragen und dazu – eher nicht üblich bei Leichenträgern – eine schwarze Sonnenbrille). Sie steuerten die Stelle an, an der ich lag (keine Ahnung, woher sie gekommen waren), und zwischen sich trugen sie eine Bahre. Auf der Bahre lag ein schmaler Körper, über den man ein großes Tuch geworfen hatte. Das Tuch hing zu beiden Seiten bis fast auf die Erde herab und hatte die gleiche Farbe wie die Unterhose der Mummy. Krass!

Ich richtete mich kerzengerade auf, starrte fassungslos auf die sich nähernden Leichenträger mit der Bahre und fragte mich, ob das ein verspäteter Karnevals- oder ein verfrühter Halloween-Scherz sein sollte. Ein hoax. Oder war das eine Inszenierung für die Fernsehsendung „Verstehen Sie Spaß?“ Dazu schien das Ganze zu makaber. Die Leichenträger marschierten mit ihrer Bahre auf mich zu und je näher sie rückten, desto deutlicher wurde, dass sie (äußerst ungewöhnlich für Leichenträger) breit grinsten. Ob sie dabei die Augen auf mich gerichtet hatten, war wegen der Sonnenbrillen nicht zu erkennen. Sie stoppten keine zwei Meter vor mir, stellten die Bahre auf dem Boden ab und deuteten mit ihrem rechten Zeigefinger in einer synchronen Geste auf die Bahre. Die Erhebung unter dem Tuch erinnerte mich an die Umrise eines Frauenkörpers. Mir kam der Gedanke, dass sie mir eine weibliche Leiche präsentieren und sagen wollten: „Schau mal, was es an einem schönen,

sonnigen Tag wie diesem auch gibt!“ Ich konnte nichts anderes tun, als sie anzustarren, womöglich noch verblüffter als bei der Performance in der Mensa. Trotz der Wärme lief mir ein kalter Schauer über den Rücken und eine tiefe Unsicherheit packte mich, als ich aus den Augenwinkeln bemerkte, dass keiner der zahlreichen Sonnenhungrigen, die auf der Wiese lagen, das Paar mit der Bahre beobachtete. Keiner außer mir. Was war mit den anderen los? War das ein gegen mich gerichteter Flashmob? Nein, das konnte ich mir nicht vorstellen. Alle ratschten, lasen, dösten, beschäftigten sich mit ihrem Handy. Oder waren sie doch alle eingeweiht und hatten sich im Internet verabredet, um mich völlig aus dem Konzept zu bringen? Ich richtete den Blick auf die Bahre und versuchte, das, was darauf lag, genauer zu bestimmen. Es schien der zierliche Körper einer Frau zu sein, oder genauer, der Körper einer toten Frau, denn da rührte sich nichts, da zuckte kein Glied, da wurde nichts vom Atem bewegt. Mit einem Mal wurde mir bewusst, dass ein dumpfer, modriger Geruch von der Bahre und den beiden Trägern ausging. Ein Gruftgeruch. Leute, ich will euch keinen Bären aufbinden und versichere euch, dass alles genau so passiert ist, wie es hier steht. Das ist keine Spinnerei und auch nicht das Resultat von zu viel Kiffen!

Plötzlich, so plötzlich, dass ich zusammenfuhr, bückte sich einer der beiden Leichenträger. Er riss das Tuch von der Bahre. Und was kam zum Vorschein? Ein sehr hübsches schwarzes Mädchen. Ihre Haare waren zu vielen, vielen Zöpfen geflochten, die vom Kopf abstanden. Jeder Zopf war mit einem roten Schleifchen versehen. Das Mädchen lag starr auf dem Rücken, schien nicht zu atmen. Es war nackt, splitterfasernackt und seine spitzen Brüste ragten in den Himmel. Anders als sonst beim Anblick einer unbekleideten Frau törrnte mich das überhaupt nicht an, denn ich ging davon aus, eine Leiche vor mir zu haben, und eine Leiche ist für mich igitt.

Unvermittelt brachen die beiden Leichenträger in ein unbändiges Lachen aus. Die angebliche Tote sprang auf, enthüllte mir für einen viel zu kurzen Moment ihren straffen, schlanken, leckeren Körper (ein Körper, der jung, wohlgeformt und sinnlich, äußerst sinnlich war!) und brach ebenfalls in ein unbändiges Lachen aus. Rasch ergriff einer der vermeintlichen Leichenträger die Decke, der andere die Bahre und sie liefen davon, zwischen sich die Nackerte. Schnell wie der Blitz liefen sie, unheimlich schnell, schneller als der schnellste Sprinter der Welt. Ich lüge nicht: Innerhalb von drei Sekunden waren sie von der Wiese herunter und hinter den umgebenden Bäumen und Büschen verschwunden. Nur ihr Lachen war noch ein paar Sekunden länger zu hören, bevor es sich in der Ferne verlor. Sauber, das Ganze!

Ich blieb sprachlos zurück. Es dauerte, bis sich euer armer Xaver so weit gefangen hatte, dass er darangehen konnte, die Stelle zu untersuchen, an der die Bahre gestanden hatte. Gras befand sich dort, außerdem irgendein Kraut mit langen, dünnen Stängeln, und nichts davon sah niedergedrückt aus. Die Halme und Stängel standen aufrecht, als hätte nichts auf ihnen gelastet. Na ja, ich war nie Pfadfinder, bin kein Spurenleser: Vielleicht kann sich dieses Allerweltsgrünzeug so schnell erholen, dass es sich sofort wieder aufrichtet. Aber ich zweifle daran.

Das war abgefahren, doch noch abgefahrener war es, dass anscheinend niemand in meiner Umgebung von der crazy scene etwas bemerkt hatte. Keiner blickte in meine Richtung, keiner schüttelte verwirrt den Kopf und fragte: „Was war das denn?“ Das war so seltsam, dass mir der Gedanke kam, ich hätte einen Flashback gehabt oder einen Horrortrip, solch einen, wie ihn unser Kevin (ihr wisst, das ist der Maschinenbau-Student, der das hintere Zimmer in „Tante Gretes Hühnerstall“ bewohnt; ich habe euch oft von seinen Eskapaden erzählt) vor ein paar Monaten erlebt hat. Er musste auch mal einen richtige Horrortrip erleben, das war

unvermeidlich, denn er kifft jedes Wochenende und übersteht die langen, anstrengenden Techno-Nächte nur, indem er sich das eine oder andere rosafarbene Pflchen in Herzform einwirft. Aber ihr wisst seit langem: Das ist nicht mein Ding! Ein-, zweimal im Jahr erlaubt sich euer bayerischer Bua bei einer Party einen Zug aus einer Haschpfeife, wenn sie ihm von einer zarten Frauenhand gereicht wird, und das bloß, um nicht als Spielverderber dazustehen. Damit ist der Drug-Teil von Sex, Drugs and Rock`n`Roll abgehandelt. Die beiden anderen Teile sind viel, viel wichtiger. Großes Ehrenwort!

Wie oft habe ich euch schon in meinem Blog erzählt, dass mir ein anständiges Weizenbier viel lieber ist als dieser ganze Mist – und das stimmt! Von einem Weizenbier (oder auch zwei oder drei) bekommt man keinen Horrortrip und keine Flashbacks. Und wenn es einmal (die große Ausnahme, das versichere ich euch) zehn Weizenbier geworden sind, dann duselt man am Ende friedlich ein und wacht am nächsten Tag gegen Mittag mit einem dicken Kopf auf und trinkt literweise frischen Obstsaft. Bier ist nahrhaft und die Nebenwirkungen nach einem zu ausgiebigen Genuss von Bier halten sich in Grenzen. Es verursacht keine Halluzinationen, es sei denn, man hängt seit dreißig Jahren an der Flasche. Dann ist es kein Wunder, wenn man weiße Mäuse sieht.

Solche Überlegungen stellte ich an und kam am Ende zu der Überzeugung, dass sowohl der Auftritt der Mummy in der Mensa als auch die Szene mit den angeblichen Leichenträgern und der angeblichen Leiche auf der Wiese die beiden Teile eines einzigen großangelegten hoaxes gewesen sein müssen. Weiteres Grübeln brachte mich darauf, dass alle Personen in der Mensa und alle Personen auf der Wiese eingeweiht waren – sehr wahrscheinlich über Facebook. Sie wollten mich reinlegen, diese Schlingel, aber einen solchen Prachtburschen wie mich kann man nicht zum Narren halten! Auf der Wiese ausharrend, merkte ich allmählich, wie sich diejenigen, die sich hier in der Nähe und auch weiter weg befanden, Mühe gaben, mich nicht zu beachten, wie sie es auffällig-unauffällig vermieden, in meine Richtung zu blicken, wie sie vortäuschten, in ein Gespräch oder in eine Lektüre vertieft zu sein. Alles Theater! Euren schlaun Xaver kann man nicht verkohlen, das funktioniert nicht, der lässt sich auf Dauer nicht hinters Licht führen, dem wird schnell klar, dass seine Mitbewohner aus „Tante Gretes Hühnerstall“ Kevin und Matthias diesen Hoax ausgeheckt haben. Na wartet, das werde ich euch doppelt und dreifach heimzahlen!

Um eine angemessene Retourkutsche vorzubereiten, war es notwendig, in die Wohngemeinschaft zurückzukehren, und deswegen sammelte ich meine Sachen zusammen und trottete zu meinem Fahrrad, das umgeben von vielen, vielen anderen Artgenossen brav auf die Rückkehr seines Besitzers wartete. Meine entzückenden Leserinnen und gewitzten Leser werden sich daran erinnern, dass ich vergangenes Jahr im Blog erzählt habe, wie man mir mein voriges Rad geklaut hat. Seitdem habe ich mir ein neues Rad plus ein gutes Schloss zugelegt, daran soll man nicht sparen, und dieses Schloss entriegelte ich jetzt, warf einen prüfenden Blick auf die Reifen, schwang mich in den Sattel, um loszufahren – und da, direkt vor mir, keine drei Schritte entfernt, stand die nächste Horrorgestalt! Wieder eine Schwarze (dieses Mal eine alte Hexe), wieder spooky, wieder crazy – was immer ihr wollt. Wie sie unbemerkt so nahe an mich heranrücken konnte, ohne dass ich es schon früher merkte, das ist mir schleierhaft. Sie trug ein schwarzes Kleid, das dem der Mummy in der Mensa ähnelte, und darüber eine Art Umhang aus dunkelvioletter Spitze. Anders als die Mummy war sie nicht dick, sondern klein und zierlich, und sie trug keine Sonnenbrille. Auf den ersten Blick war zu erkennen, dass ihr Gesicht ein Netz von Runzeln bedeckte. Außerdem zierte die krumme Nase eine riesige Warze! Das sah nicht gerade sexy aus, eher grauslich. Ihr wisst ja, dass ich beim Anblick alter Leute noch nie in Bewunderungsschreie ausgebrochen bin, und nun diese Warze auf der Nase! Das fortgeschrittene Alter hatte die Hexe freilich nicht daran

gehindert, sich die Lippen und die Fingernägel knallrot zu färben (wegen der dunklen Hautfarbe erschien die Farbe auf den Lippen zum Glück nicht so grell, wie sie es in Wirklichkeit war). Ihr könnt mir glauben, eurem Xaver wurde fast übel und der in der Mensa genossene Leberkäse drehte sich in seinem Magen um, als die Alte den bemalten Mund zu etwas verzog, das wohl ein kokettes Lächeln sein sollte. Dabei blitzten zwei schiefe gelbe Zähne auf. Das war voll ekelhaft und brachte mich dazu, mit meinem Rad zurückzuprallen.

Ich stieß hervor:

– Könnten Sie bitte den Weg freimachen?

Keine Antwort, aber das kokette Lächeln vertiefte sich und die Alte begann, mit den Augenlidern zu klappern. Etwas so Gruseliges ist mir selten untergekommen. Hatte Kevin mit der Hilfe von Matthias sämtliche durchgeknallten Farbigen von München aktiviert? Bezahlte er sie für ihre Auftritte? Vielleicht verstand die irre Oma kein Deutsch und deshalb versuchte ich es auf Englisch:

– Could you please clear the path?

Sie rührte sich nicht von der Stelle, konnte offenbar auch kein Englisch (und das in unserer globalisierten Welt!). Auf einmal hob sie an der rechten Seite ihren Rock hoch. Sie hob ihn immer höher, streckte das einem Stock ähnelnde Bein vor und präsentierte mir einen schwarzen Spitzenstrumpf, der von einem lilafarbenen Strumpfband gehalten wurde. Bei dem höllischen Anblick durchfuhr mich ein solcher Schreck, dass ich rückwärts stolperte und fast über mein Rad gefallen wäre. Das war ja schlimmer als bei der Weiberfastnacht!

Ich drehte mich und das Rad herum, schwang mich in den Sattel und strampelte los. Im Moment war es mir egal, dass ich in die Richtung fuhr, die meinem Zielort entgegengesetzt war. Bloß weg von dieser überschnappten Schreckschraube, die wohl glaubte, sie würde auf mich erotisch wirken! Und bitte, Leute, ich bin kein Rassist, ich habe nichts gegen Schwarze. Schwarzsein ist cool und ein attraktives farbiges Mädchen in meinem Bett, das ist seit jeher ein Herzenswunsch von mir. Aber eine der Klapsmühle entsprungene Hexe, ob farbig oder nicht, das ist ein anderes Kaliber! Also strampelte ich wie wild und wurde erst ruhiger, als eine der großen Ringstraßen erreicht war. Mein Verstand, der sich für kurze Zeit verkrümmelt hatte, kehrte zurück und mir wurde bewusst, dass ich hier bald abbiegen und Kurs auf Laim, meinen Stadtteil, nehmen konnte. Es herrschte Feierabendverkehr und das bedeutet in München immer, dass die Autos Stoßstange an Stoßstange stehen. Nun, ihr kennt euren Xaver: Der lässt sich von keinem Stau aufhalten! Zwischen Autos und Bürgersteig gefahren, so würde euer Ritter der Pedale trotz aller Widrigkeiten in einer annehmbaren Zeit nach Laim, zu „Tante Gretes Hühnerstall“ gelangen.

Klar, dass ich trotz aller Fahrkünste manchmal und besonders an Kreuzungen im Stau warten musste. Das gab mir die Gelegenheit, über das gerade Geschehene nachzudenken. Teifi noch mal, wo hatten Kevin und Matthias, diese Spaßvögel, bloß all die Irren aufgetrieben? Mit welchen Versprechungen oder mit wessen Geld (beide lebten mehr schlecht als recht von Stipendien) hatten sie sie dazu gebracht, bei dem Joke mitzuwirken? Ich grübelte und grübelte und kam zu keiner Lösung. Die ganze Angelegenheit blieb unerklärlich. Da passierte erneut etwas, das mich aus dem Konzept brachte. Ich stand kurz vor einer völlig verstopften Kreuzung, an der es selbst für einen in Geschlingel und Geschlängel so geübten Radler wie mich kein Durchkommen gab, ließ die Blicke achtlos, in Gedanken versunken schweifen – und erblickte die durchgeknallte Hexe, vor der ich geflüchtet war. Das klingt unglaublich, ist aber wahr. Sie stand bei einem Eckhaus etwa drei Meter von mir entfernt. Den Mund wie zum Kuss gespitzt, winkte sie mir zu, zog den Rock an einer Seite hoch und führte mir zum zweiten Mal ihr dürres Bein und das violette Strumpfband vor.

Das war mega-mega spooky. Ansonsten kann mich nicht viel aus der Ruhe bringen, das wisst ihr, allein, bei diesem Anblick verlor ich den Kopf, war im Nu auf der verstopften Kreuzung (keine Ahnung, wie mir das gelungen war), wand mich zwischen den kreuz und quer stehenden Autos hindurch, hörte hinter mir Hupen und Schimpfen, was mir egal war. Schon lag die Kreuzung hinter mir und ich wechselte auf den Bürgersteig. Den ging es entlang, zwischen den Passanten hindurch, wie der Teufel. Ihr wisst, dass euer Xaver kein Weichei ist, dass er sich vor keiner Wirtshausprügelei drückt, und dennoch trieb ihm diese schrullige Schwarze die Schweißperlen auf die Stirn, während gleichzeitig ein Kälteschauer seinen Rücken hinunterrieselte. Das wäre auch dem tapfersten der tapferen bayerischen Buan nicht anders gegangen!

Erst als ich Kilometer um Kilometer mit einem Affenzahn geradelt war und das gute, alte Laim in Sicht kam, wurde ich ruhiger und konnte wieder klar denken. Ab dem Zeitpunkt ging es gemächlich voran und schließlich waren es bloß noch wenige Straßen bis zum Ziel: dem vierstöckigen Altbau mit der bröckligen grauen Fassade, in dessen oberster Etage „Tante Gretes Hühnerstall“ untergebracht war. Bei dem Anblick des Heimathafens atmete ich tief durch und dachte bei mir: „Wenn Kevin, dieser Bazi, in seinem Zimmer ist, werde ich ihn so lange in den Schwitzkasten nehmen, bis er zugibt, dass er für diesen abgefahrenen Hoax verantwortlich ist. Er soll damit herausrücken, wo er diese spooky, spooky Schwarzen kennen gelernt und wie er sie zum Mitmachen überredet hat.“ Ich war und bin immer noch felsenfest überzeugt, dass Ewa und Janine, die beiden weiblichen Mitglieder unserer Wohngemeinschaft, von denen ich euch oft erzählt habe, nichts mit der Sache zu tun haben. Ewa hat zur Zeit völlig andere Dinge im Kopf, denn sie schreibt an ihrer Masterarbeit und tut sich damit schwer. Janine leidet wieder einmal an Liebeskummer (sie hat sich in einen jungen Assistenten verknallt, der nichts von ihr wissen will) und kuriert außerdem eine Bronchitis aus. In diesem Zustand ist sie einerseits auf ihren ziemlich attraktiven, wenn auch im Augenblick etwas defekten Körper konzentriert und beschäftigt sich andererseits in Gedanken bloß mit ihrer unerwiderten Liebe (der dritten in diesem Jahr). Nein, die Frauen in „Tante Gretes Hühnerstall“ haben nichts mit der Sache zu tun. Es war Kevin, der Spitzbube, der sich alles ausgedacht und den gutmütigen, manchmal etwas beschränkten Matthias dazu gebracht hat, ihm zu helfen.

Immer näher kam ich unserem Haus, immer leichter wurde mir ums Herz. Da schaute ich genauer hin und bekam einen Schreck, der mich beinahe vom Rad geworfen hätte. Neben der Haustür stand die zierliche Alte in ihrem schwarzen Kleid mit dem violetten Umhang. Keine Ahnung, wie sie so schnell dorthin gekommen war (vielleicht war sie auf ihrem Besen nach Laim geflogen, hahaha). Meine Adresse hat ihr bestimmt Kevin gegeben. Schande über mich, aber zuerst überkam mich der Impuls zu flüchten. Ich widerstand ihm tapfer, stieg mit (nochmals Schande über mich) zitternden Knien vom Rad und schob es auf dem Gehweg bis zu unserem Haus. Mir pochte das Herz bis zum Hals (verrückt, das ist mir klar). Ich riss mich gewaltsam zusammen und marschierte mit der grimmigsten Miene der Welt auf die lästige Alte zu. Kaum war ich bei ihr angelangt, grinste sie anzüglich, hob flugs ihren Rock und führte mir ihr Bein bis hoch zum lilafarbenen Strumpfband vor!

Der Anblick war mir zu pervers, mir wurde übel und ich musste mir einhämmern, dass sich ein echtes bayerisches Mannsbild nicht von einer spinnerten Alten ins Bockshorn jagen lässt. Also baute ich mich vierschrötig vor ihr auf, merkte dabei, dass von ihr ein unangenehmer Geruch ausging, irgendwie gruftig, hielt das Rad mit der einen Hand, stemmte die andere in die Hüfte und wollte sie gerade anherrschen, sie solle verschwinden, presto, presto – da verschwand sie und zwar anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Nein, allerliebste Leserinnen und schneidige Leser, ich will euch keinen Bären aufbinden und ich war auch nicht besoffen

oder bekifft. Ich kann euch hoch und heilig versichern: Es ist wahr, sie verschwand wie im Märchen. In einem Augenblick stand sie noch mit hochgezogenem Rock vor mir, im nächsten wurde sie durchsichtig und gleich darauf war sie weg. Einfach weg. Futschikato. Zu Luft geworden.

Ich verharrte vor der Haustür, starrte verblüfft auf die Stelle, an der sie gewesen war, und konnte es nicht fassen, dass dort nichts zu sehen war als die schmutzige graue Mauer, auf der ein einzelnes schwarzes Graffiti prangte, das ich dort noch nie gesehen hatte: eine Rose, vor der schräg ein Kreuz lag und über der in gotischer Schrift das Wort TOD stand. Nicht sehr beruhigend, dieses Graffiti, wenn auch bei weitem nicht so beunruhigend wie die Tatsache, dass sich die lästige Alte soeben in Luft aufgelöst hatte. Auf der Suche nach einer vernünftigen Erklärung fiel mir ein, dass Kevin und Matthias durch Kevins Fenster das Hologramm der Alten nach unten projiziert haben konnten. Nur: War Kevin technisch so versiert, dass ihm etwas derartiges gelingen konnte? Und außerdem: Gab es überhaupt Hologramme, die selbst bei Tageslicht den Eindruck hinterließen, als würde das dreidimensionale Bild aus einer festen Substanz bestehen? Ich stand bei der Haustür und grübelte, bis mir bewusst wurde, dass von der Ecke, an der sich die Alte aufgehalten hatte, dieser merkwürdige Geruch ausging, den ich an ihr wahrgenommen hatte. Es roch modrig und erdig zugleich – unangenehm und irgendwie unheimlich. Das trieb mich ins Haus, zuerst in den Fahrradkeller, um meinen treuen Drahtesel einbruchssicher zu verstauen, und danach in gemäßigttem Tempo die vier Treppen hoch, zu „Tante Gretes Hühnerstall“. Oben angelangt, atmete ich tief durch und sammelte mich, so gut es ging. Kevin sollte nicht die Genugtuung haben, dass ein völlig aufgelöster Xaver in sein Zimmer stürmte. Er sollte sich nicht zu sehr über das Gelingen seines Hoax freuen.

Und erstens kommt es anders und zweitens als man denkt. Kevin und Matthias waren nicht in ihren Zimmern, bloß Ewa und Janine waren da. Ewa traf ich in der Küche bei ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Schnippeln von Gemüse für den Wok. Wenn ihr diesen Blog regelmäßig lest, dann kennt ihr sie, denn ich habe euch viel von unserer so ausgezeichnet Deutsch sprechenden Plaudertasche aus Krakau mit den ausladenden Hüften (fast so ausladend wie bei der Mummy in der Mensa) und dem schwarzen Krauskopf berichtet. Wie es ihrem Naturell entspricht, ließ sie mich, kaum hatte ich die Küche betreten, gar nicht zu Wort kommen, sondern überfiel mich gleich mit dem neuesten Uni-Klatsch. Eine Viertelstunde lang musste ich mir anhören, wer mit wem und welcher Prof was getan und gesagt hatte. Die einzigen nützlichen Infos, die von ihren sich unaufhörlich bewegenden Lippen kamen, waren, dass Matthias gestern mit dem Zug um 22.15 zu einer viertägigen Exkursion seines Geografie-Seminars in die Alpen gefahren war, und dass Kevin bei seiner Freundin in Starnberg übernachtet hatte und bis jetzt noch nicht wieder zurückgekehrt war. Die beiden Infos verwirrten mich vollkommen. Wollten die beiden nicht meine Reaktion auf ihren Hoax genießen? Hatten sie kein Hologramm nach unten projiziert? Wer konnte sonst dahinterstecken? Ewa bestimmt nicht, sie interessiert sich nur fürs Futtern und für Tratsch – und im Augenblick auch in gewissem Umfang für ihre Masterarbeit.

Endlich hatte ich mich von ihr losgeeist und schlich zu Janines Zimmer, um mit ihr zu sprechen. Irgendwie konnte ich mir nicht vorstellen, dass Janine etwas von dem Hoax wusste oder gar damit zu tun hatte. Ich sagte mir immer wieder, dass sie zu sehr mit ihrem Gefühlschaos und ihren Krankheiten (eingebildet oder echt) beschäftigt ist, unsere entzückende Studentin mit der weißen, fast durchscheinenden Haut und den langen weißblonden Haaren.

Ich klopfte brav an und musste geraume Zeit warten, bis ihr schmales, heute ein wenig gerötetes Gesicht in dem Türspalt erschien.

– Was willst du? Ich bin krank.

– Hast du Kevin und Matthias irgendwann einmal mit Schwarzen zusammen gesehen? Sind sie mit Schwarzen befreundet?

– Mit Schwarzen?

Sie sah mich an, als wäre ich geistesgestört.

– Ja. Menschen afrikanischer Herkunft. Menschen mit schwarzer Hautfarbe. Alte Frauen mit schwarzer Hautfarbe und auch Männer und junge Frauen.

Sie rümpfte die Nase und verzog das Gesicht, schien zu überlegen, ob ich sie zum Narren halten wollte, bequemte sich dann jedoch zu einer Antwort.

– Ich weiß nicht, was das soll. Ewa hatte einmal einen Freund, der aus Ägypten stammte, und Kevin hat vor einiger Zeit für eine Thailänderin geschwärmt. Aber Schwarze? Nein. Und jetzt entschuldige mich. Ich muss mich wieder hinlegen.

Damit schlug sie mir die Tür vor der Nase zu. Oh, fuck! Mir blieb nichts anderes übrig, als mich in mein Zimmer zu verziehen.

Frustriert warf ich mich auf mein Bett und grübelte über alles nach. Vielleicht waren die abgedrehte Vorfälle dieses Tages doch Halluzinationen gewesen, die von unbeabsichtigt eingenommenem Dope herrührten. Vielleicht hatte mir Kevin eine seiner herzförmigen Pillchen verabreicht, ohne dass ich es gecheckt hatte. Aber wann? Heute morgen hatte er sie mir nicht heimlich in den Frühstückskaffee geworfen, denn zu der Zeit war er bei seiner Freundin in Starnberg. Vielleicht hatte er bereits gestern eine Tablette zu Pulver zerstampft und das Pulver irgendwie in meine Zahnpastatube gestopft. Nur: War das technisch überhaupt möglich und wenn ja, hätte ich das nicht am Geschmack gemerkt? Damned, das alles klang nicht sehr wahrscheinlich!

Schließlich nahm ich die Kopfhörer und verordnete mir eine ordentliche Portion Rap auf die Ohren. Beim Hören kam ich ins Dösen und muss zu meiner Schande gestehen, dass ich irgendwann die Musik ausschaltete und einschlief. Ihr wisst, wie ungewöhnlich das für euren Xaver ist, sonst immer ein putzmunterer Bursche, überhaupt nicht zu vergleichen mit unserem Matthias, den alle „Waldschrat“ nennen, weil er so gerne an der Matratze horcht und in den Uni-Ferien selten vor 12 Uhr mittags in die Gänge kommt. Nun, ihr müsst zugeben, der heutige Tag war ein bisschen zu crazy, selbst für ein so kerniges Mannsbild wie euren Xaver. Jedenfalls schlief besagter kernige bayerische Bursche tief und fest. Als ihn schließlich irgendetwas weckte, zeigte ein Blick auf die Digital-Anzeige des Weckers: 20.45.

Ich setzte mich auf, dachte: „Damn it, wieso bin ich eingeschlafen?“ und merkte plötzlich, dass ich nicht allein im Zimmer war. Jetzt könnt ihr sagen: „Hey, du Dummerjan, du hast geträumt! Du warst noch nicht wach!“, aber nein, das ist nicht wahr, ich war wach, und was ich erlebte, war die reine, die nüchterne, die unmissverständliche Realität. Es ist wirklich so gewesen: Neben meinem Bett saß auf einem der beiden Stühle, die es in meinem gemütlichen, kleinen Reich gibt, ein Schwarzer. Es war noch nicht ganz dunkel und deswegen konnte ich ihn klar erkennen. Es war ein schlanker Schwarzer, etwa vierzigjährig, der einen Gehrock oder Frack trug. Auf seinem Kopf saß ein Zylinder, von dem drei lilafarbene seidene Bänder zu einer Seite herabhingen. Seine Augen waren hinter einer schwarzen Sonnenbrille versteckt und sein Mund war zu einem breiten Grinsen verzogen. Mit zitternden Fingern ertastete ich auf dem Regal rechts von mir die dort liegende Fernbedienung für das Licht und knipste die Deckenlampe, die Stehlampe und die Schreibtischlampe an. Die Festbeleuchtung brachte jedoch nichts anderes zum Vorschein als das, was ich bereits vorher wahrgenommen hatte. Es gab keinen Irrtum, kein Verkennen: Neben meinem Bett saß ein Farbiger. Sein Grinsen zog

sich von einem Ohr bis zum anderen, als er sah, wie ich panisch blinzelte, mir über die Augen wischte, mich in den Arm kniff - und nichts davon einen Zweifel daran aufkommen ließ, dass ich wach war.

Verstört wollte ich fragen, wie er, zum Teufel noch mal, in mein Zimmer gekommen war und was er bei mir wollte, da legte er den rechten Zeigefinger auf seinen ernst gewordenen Mund und löste sich in Luft auf. In Luft, ihr ungläubigen Leser und kichernden Leserinnen, ich schwöre es, in Luft! Und diese Luft wurde zu einem Wirbel, der an der Stelle entstand, an der er gesessen hatte, zu einer Art Minitornado. Ohne mein Zutun, wie von selbst öffnete sich mein Mund weit, sehr weit und der Minitornado fuhr in ihn hinein, brauste die Kehle abwärts und drang in den Brustraum vor. Mehr weiß ich nicht, denn als er so weit gekommen war, wurde ich ohnmächtig. Schlagartig wurde es finster um mich, ich plumpste in ein schwarzes Loch und mein Bewusstsein ging verloren. Genau so, erschreckte Leserinnen und ungläubige Leser, ist es passiert. Das war kein Flashback und kein Horrortrip und das war auch kein Alptraum. Das war die Wirklichkeit.

Als ich aufwachte, wanderten meine Augen unwillkürlich zur Digital-Anzeige des Weckers. 22.50. Erst danach wandten sie sich widerwillig dem Raum zu, in dem immer noch die gesamte elektrische Beleuchtung brannte. Und was mussten sie erblicken? Neben meinem Bett standen zwei farbige Mädchen. Jedes von ihnen hatte eine dicke weiße Kerze in der linken Hand, die ungeachtet der Festbeleuchtung angezündet war. Sie mochten etwa zehn Jahre alt sein und glichen einander so, wie sich nur eineiige Zwillinge gleichen können. Sie trugen schwarze Kleider und, wie sich meinem Blick nach dem Aufrichten enthüllte, schwarze Strümpfe und Schuhe. Bei jedem Mädchen saß mitten auf dem Kopf eine riesige violette Seidenschleife. Ihre dunklen Augen glänzten und als sie bemerkten, dass ich meine Inspektion beendet hatte und zu einer Frage ansetzen wollte, legten sie mit einer synchronen Geste den rechten Zeigefinger auf ihre Lippen und lösten sich auf. Ich versichere euch hoch und heilig: Sie lösten sich in Luft auf. An der Stelle, an der sie gestanden hatten, entstanden zwei Wirbel. Und wieder öffnete sich mein Mund wie von selbst, die Wirbel brausten hinein und gleich darauf versank ich in eine Ohnmacht.

Abermaliges Wachwerden, abermaliges Checken der Uhr. 0.55. Die Beleuchtung brannte mit voller Stärke. Dann ein Schock. Meine Augen konnten sich dem nicht verschließen: Jetzt standen drei Personen an meinem Bett und beobachteten mich. Es waren die beiden Bahrenträger vom Nachmittag und das nackte Mädchen, das die Leiche gespielt hatte. Wie von der Tarantel gestochen, fuhr ich hoch, setzte mich kerzengerade auf und die drei Eindringlinge lachten, das nackte Mädchen genauso wie die Träger, zwischen denen sie sich befand. Wie auf ein unhörbares Kommando hin legten sie den rechten Zeigefinger auf die Lippen, wurden undeutlich, wurden zu Luft, zu drei Wirbeln. Zu meinem Entsetzen sperrte sich mein Mund gegen meinen Willen so weit auf, wie er nur konnte, und die Wirbel drangen in ihn ein.

Dieses Mal wurde ich nur kurz ohnmächtig, genau eine Minute lang, wie ich sofort danach mit einem Blick auf die Uhr kontrollierte. Nach der Ohnmacht befand sich außer mir niemand mehr im Zimmer. Ich war hellwach und fragte mich, was für ein Bullshit sich in der Nacht ereignet hatte. Mir war vollkommen klar, dass ich keinen Alptraum durchlitten hatte. Die sechs Schwarzen sind real, genauso real wie ich selbst! Und der Beweis dafür ist, dass es sich für mich jetzt anfühlt, als befände sich eine Menge in meinem Körper, eine Meute, eine Horde. Ja doch, sie befindet sich wirklich in mir! Drei Männer, zwei Kinder und ein junges Mädchen machen sich gerade daran, jeden Winkel meines Körpers von innen zu erkunden.

Sie toben durch jede Zelle und ich merke: Sie nehmen auch meinen Geist in Besitz. Wie die Körperfresser in diesem Science-Fiction-Film, den es neulich im Fernsehen gegeben hatte.

Zuerst schüttelte ich mich voller Panik, lief im Zimmer hin und her, sprang sogar auf meinem Bett auf und ab. Natürlich war das sinnlos. Die gottverdammten Nigger hatten mich wie gefährliche Viren besiedelt und vernichteten jetzt tief in den Zellen und vor allem tief in meinem Hirn alles, was mich ausmachte. Würden sie mich am Ende in einen sabbernden Idioten verwandeln? Schweiß strömte aus allen meinen Poren, ich konnte die Invasoren in mir fühlen, konnte sie aber nicht ergreifen und tigerte hin und her. Schließlich blieb mir nur eins übrig, um wieder zur Besinnung zu kommen: Ich holte meinen Laptop hervor, öffnete ihn und machte mich daran, euch, meine Sweeties, in meinem Blog haarklein von diesem crazy, spooky day zu berichten. Das Ergebnis seht ihr vor euch und ich will euch ein letztes Mal versichern: Die unwahrscheinlichen Ereignisse, von denen ich euch gerade erzählt habe, sind bis ins kleinste Detail genau so passiert. Das waren keine Märchen, Spinnereien, Alpträume, Flashbacks, Drogentrips, das war die blanke Realität, egal, wie abgefahren alles in euren Ohren geklungen haben muss. Doch jetzt ist die Müdigkeit zurückgekommen und es heißt: Ab in die Kiste. Hoffen wir, dass ich beim Aufwachen nicht noch ein paar Schwarze an meinem Bett vorfinde, die in meinen Körper einziehen wollen!

Donnerstag, 5. September: Schwesterchen Sonne erhellte das Zimmer bis in den letzten Winkel hinein, als meine Lider hochklappten und die Augen sofort zur Digitalanzeige des Weckers wanderten. Kruzitürken, schon 12.35! Der Magen meldete sich und erinnerte knurrend wie ein alter Rottweiler daran, dass er gefüllt werden wollte. Dies duldeten keinen Aufschub. Es brachte mich dazu, augenblicklich das Bett zu verlassen und nach einem kurzen Abstecher ins Bad in die Küche zu eilen zwecks Inspektion des Gemeinschaftskühlschranks. Abgesehen von dem flauen Gefühl im Magen fühlte ich mich bemerkenswert gut, man könnte sogar sagen: einfach großartig! Der Scheiß von gestern, das Herumjammern, das Geraunze, die unklaren Befürchtungen, die das Zusammentreffen mit den Schwarzen ausgelöst hatten, das ganze Kuddelmuddel, alles war vergessen. Mir war es ein Rätsel, warum ich mich gestern so hasenfüßig angestellt hatte. Hey, das, was die Schwarzen gestern veranstaltet hatten, das waren doch geile Performances gewesen, in der Mensa, auf der Wiese, auf dem Heimweg! Ich hätte diesen black actors, die sie zuwege gebracht hatten, applaudieren und nicht vor ihnen weglaufen sollen. Besonders die angebliche Leiche, jenes schnuckelige Girl, das hätte ich genauer in Augenschein nehmen sollen. Schließlich hat man nicht jeden Tag freie Sicht auf soviel nackte Haut. Aber jetzt, nachdem die Süße in meinem Kopf einen Unterschlupf gefunden hat, wird es sicher weitere Gelegenheiten dazu geben. Dafür, dass ich ihr so großzügig Asyl gewährt habe, wird sie sich erkenntlich zeigen wollen.

Schon bevor ich den imposanten, hinter der Küchentür vor sich hin brummenden Kühlschrank öffnete, lief mir das Wasser im Munde zusammen. Gleich würde die Schlemmerei beginnen! Leider erwartete mich eine Enttäuschung. I was frustrated. Ihr müsst wissen, liebe genussfreudigen Leserinnen und bierbäuchigen Leser, dass der Innenraum des Kühlschranks in „Tante Gretes Hühnerstall“ in fünf gleichgroße Abteilungen untergliedert ist. Am Bord jeder Abteilung klebt ein Zettel, auf dem der Name der Person steht, die dort ihre Fressalien aufbewahren darf. In meiner Abteilung herrschte die große Leere. Nichts fand sich dort, nicht einmal ein kümmerlicher Becher Yoghurt. Da legst du nieder! Aber ihr wisst ja, euer Xaver lässt sich nicht so leicht entmutigen. Er hatte einen Bärenhunger und deswegen schweiften seine Augen unverzagt über die Grenzen der eigenen Abteilung hinaus. Und prompt wurde er fündig. Schon wurde beherzt der Nudelsalat ergriffen, der sich auf Ewas Terrain befand. Wie der mundete! Und da, in Kevins Revier, lauerten ein leckerer Fleischsalat und daneben ein

eingepackter Leberkäse. Mit dem Fang dackelte ich zum Küchentisch und machte mich darüber her.

– Bist du wahnsinnig?

Kevin stand vor mir und starrte mich fassungslos an, während der letzte Bissen vom Leberkäse meine Kehle hinunterrutschte.

– Wieso hast du meinen Salat und meinen Leberkäse aufgeessen?

– Hey, Digger, keep cool. Mach kein Theater. Ich hatte eben Hunger.

– Du hattest Hunger? Und da machst du dich über mein Essen her?

– Klar. Wenn ein echter bayerischer Bua Kohldampf hat, kann er nicht lange warten. Er greift sich, was vor seiner Nase liegt. Er ist doch nicht damisch.

– Hör auf damit!

Kevin ließ sich auf den Küchenstuhl mir gegenüber fallen. Seine eisblauen Augen funkelten mich an und er schlug mit der Hand auf den Tisch.

– Ich habe dein pseudobayerisches Gelaber allmählich satt! Du bist genauso wenig ein Bayer, wie ich es bin! Aus Remscheid bist du, das hast du im Suff selbst zugegeben. Und was mein Essen betrifft –

Sein Zeigefinger wies anklagend auf die leere Schüssel und das zerknüllte Papier, in dem sich der Leberkäse breitgemacht hatte.

– Das wirst du mir ersetzen, und zwar innerhalb einer Stunde!

– Hör mal, Digger...

Ich zwinkerte ihm schelmisch zu.

– Wenn ich mich an deiner Futterbox bedient habe, dann nimm das als Ausgleich für die Schwarzen, die du mir gestern untergejubelt hast.

– Was für Schwarze?

Ich amüsierte mich köstlich über sein perplexes Gesicht, lachte, klopfte mir sogar auf die Schenkel.

– Eine tolle Nummer, die du da aufführst, aber ich kaufe sie dir nicht ab. Tu nicht so unschuldig. Du weißt genau, wovon ich rede.

– Ich weiß überhaupt nichts.

– Bla, bla, bla. Ist auch egal. Das mit den Schwarzen war schon okay. Ich gebe zu, gestern war ich nicht gerade geflasht, war sogar ziemlich schiech, aber heute finde ich den Hoax, den du – allein oder mit Matthias – veranstaltet hast, cool. Wo hast du bloß diese schrulligen black people aufgetrieben? Das waren bestimmt Schauspieler, oder?

– Was für einen Stuss redest du da zusammen? Bist du betrunken?

Er beugte sich vor und schnupperte in Richtung meines Mundes.

– Hm... Was hast du dir eingeworfen?

– Wo denkst du hin? Keine Pillchen. Das überlasse ich dir. Das Leben ist zu kurz für solche Kacke.

Ganz nach seiner Gewohnheit seufzte Kevin entnervt, stand auf, lief ein paar Schritte durch die Küche, die Hände im Rücken verschränkt, und schüttelte den Kopf, während ich breit lächelnd, gelassen wie ein Buddha hocken blieb. Schließlich blieb er vor mir stehen, straffte sich und stieß hervor:

– Du hast eine Stunde, nicht mehr als eine Stunde, um mir Salat und Fleischkäse zu ersetzen. Ist das klar?

– Heute hast du aber schlechte Laune. Hat dich etwa deine Freundin nicht zwischen ihre Schenkel gelassen?

– Du, du...

Er wusste nicht was, er darauf antworten sollte. Mein Witz und meine Schlagfertigkeit hatten ihn völlig aus dem Konzept gebracht. Nach geraumer Zeit gab er krächzend und atemlos von sich:

– Eine Stunde, vergiss nicht, eine Stunde!

Mit diesen sich gebieterisch gebenden, in Wirklichkeit aber mickrigen Worten marschierte er stocksteif aus der Küche.

Mich überkam ein Lachanfall, der gar nicht mehr aufhören wollte. Am Ende wischte ich mir die Tränen ab, öffnete den Kühlschrank und holte den Obazder heraus, der sich jetzt einsam und allein in Kevins Abteilung grämte. Schmeckte ausgezeichnet, das Stück. Ein kräftiger Rülps besiegelte den Schmaus und mich überwältigte der Drang, in mein Zimmer zurückzustürmen und hinter mir (wie ich es sonst selten mache) die Tür zu verriegeln. Und das tat ich, denn mir war völlig klar, dass sich gleich in meinem Zimmer etwas Spektakuläres ereignen würde. Deshalb warf ich mich aufs Bett und harrte der Dinge, die da kommen würden. Ich war voller Vorfreude und ohne das geringste Fitzelchen Furcht. Wovor sollte ich mich denn fürchten?

Die Dinge, oder besser gesagt: die Wesen kamen. Ich lag auf dem Bett, blickte zur nicht mehr ganz so weißen Zimmerdecke hoch und plötzlich ließ sich in meinem Kopf eine leicht näselnde und trotzdem kräftige Männerstimme vernehmen:

– Badagrio! Zaka! Nicht schlafen.

Zwei ebenfalls näselnde Männerstimmen, die etwas jünger klangen, antworteten.

– Zur Stelle, Mèt Agroé.

– Zur Stelle. Und Florémize ist bei uns.

– Was ist mit den Zwillingen? Wo sind Tiso und Andremit?

Zwei kleine Mädchen piepsten nacheinander:

– Hier bin ich, Mèt Agroé. Hier ist Tiso.

– Und hier ist Andremit.

Auf irgendeine Weise wusste ich, dass sich diejenigen, die sich in meinem Kopf breitgemacht und gerade artig vorgestellt hatten, gar nicht in Deutsch unterhielten, sondern in einer mir unbekannt Sprache, die mein Hirn ins Deutsche übertrug. Mein Hirn als Übersetzungscomputer: Das war abgedreht, konnte aber ohne Weiteres akzeptiert werden und interessierte mich auch nicht besonders. Von Belang war lediglich, dass ich die Unterhaltung, welche die Schwarzen in meinem Kopf veranstalteten, verstand.

Mèt Agroé, der offenbar so etwas wie ein Anführer war, ließ erneut seine volle, wenn auch näselnde Stimme ertönen:

– Was glaubt ihr, wie fühlt sich unser Reittier, der gute Xaver?

– Er fühlt sich super. Warum sollte unsere Anwesenheit einen kräftigen bayerischen Burschen, wie er es ist, stören?

– Er hat einen gesegneten Appetit und das ist ein gutes Zeichen.

– But bânân li témère.

Den letzten Ausspruch von Zaka verstand ich nicht. Da hatte mein Hirn als Übersetzungscomputer versagt. Meiner Ansicht nach enthielt er vage Anklänge an das Französische, doch kam ich nicht dazu, weiter darüber nachzudenken, denn nun fielen die Zwillinge ein und auch sie bedienten sich am Anfang dieses Kauderwelches, als sie sangen:

– Gasô témère, gasô témère! Das ist wirklich ein tollkühner Bursche, ja-ha, jo-ho!

Für ungefähr eine Minute war es in meinem Kopf still. Dann ließ sich eine verführerische weibliche Stimme vernehmen. Sie hatte sich bisher nicht gemeldet, aber ich wusste sofort, dass sie Florémize gehörte, diesem knusprigen Ding, das nackt auf der Bahre gelegen hatte.

- Ihr dürft nicht vergessen, dass unser Reittier eine Sache ganz dringend benötigt, und erst, wenn er sie hat, wird er sich wirklich wohlfühlen.
- Und was ist diese Sache, Florémize, bèl fâm, Schmuckstück der Guédés, Leidenschaft der Guédés, Lüsternte der Guédés?
- Es ist ganz einfach. Xaver braucht eine attraktive Frau, die sich von ihm bumsen lässt. Alle Stimmen brachen in Gelächter aus, sogar die kindlichen Zwillinge.
- Ja, er soll bumsen, das ist gut für ihn!
- Vögeln soll er, die ganze Nacht hindurch!
- Sex, Sex, Sex, denn das Leben ist kurz! Sex, Sex, Sex, denn die Kraft der Lenden schwindet schnell dahin!

Alle sprachen durcheinander, ihre Aufregung steigerte sich, proportional zu meiner Verwirrung, bis der Anführer Mèt Agroé seine Stimme erhob und die anderen schlagartig verstummten.

- Ihr habt recht. Das Leben ist kurz und am angenehmsten und ersprießlichsten verbringt man es mit Rammeln. Nur: Wie verschaffen wir unserem Reittier eine schöne Frau, die das genauso sieht?

Wie sollte es anders sein: Florémize hatte den richtigen Tipp parat.

- Wir werden Xaver in das Tattoo-Studio an der Ecke schicken. Ein Kunde hat gerade abgesagt. Daher hat der Besitzer Zeit, um ihm unsere Symbole auf Arme und Rücken zu tätowieren. Und ich sage voraus, dass während des Tätowierens im Studio zwei schnuckelige Miezén aufkreuzen werden. Die zwei wird unser Prachtjunge bezirzen. Sie werden ihn am Abend zu einer Party mitnehmen, einer ganz speziellen Party... Alles Weitere können wir getrost seiner Geschicklichkeit und seinem guten Aussehen überlassen.

Die Zwillinge gaben ein Geräusch von sich, das sich anhörte, als würden sie in die Hände klatschen, und riefen:

- Ja, das ist famos!
- Ja, so wird es klappen!

Mèt Agroé beschied:

- Was Florémize prophezeit, ist immer eingetreten. Xaver wird also ins Tattoo-Studio gehen, sich unsere Symbole stechen lassen, und wenn die beiden Frauen dort aufkreuzen, werden wir ihn kräftig unterstützen, damit er zarte Bande zu ihnen knüpfen kann.

In meinem Kopf wurde es still, aber das fiel mir kaum auf, denn an der Stelle bekam ich einen kollosalen Lachanfall und wälzte mich brüllend auf meinem Bett, bis es an meiner Tür klopfte und Janines pikierte Stimme ertönte:

- Was ist denn hier los? Xaver, geht es nicht auch ein bisschen leiser? Nimm doch etwas Rücksicht auf die Menschen, die arbeiten müssen!
- Schon gut, schon gut.

Ich rappelte mich, immer noch kichernd, auf, wischte mir die Tränen aus den Augen und beschloss, auf der Stelle ins Tattoo-Studio zu gehen. Schon wollte ich losmarschieren, da fiel mir auf, dass ich beinahe das Wichtigste vergessen hätte: Erst musste sorgfältig bedacht werden, welche Symbole auf meiner Haut verewigt werden sollten. Yes, sir.

Also hieß es, sich an den Schreibtisch zu setzen, einen Kugelschreiber mit schwarzer Mine und drei Blatt Papier in jungfräulichem Weiß hervorzukramen – und ratlos zu verharren. Was hatte die Meute in meinem Kopf mit „unsere Symbole“ gemeint? Ich kaute an der Oberlippe

und starrte auf das oben liegende Blatt, bis meine Augen tränten. Und auf einmal gab es einen undeutlichen Impuls in mir, so etwas wie einen Anstoß. Meine rechte Hand griff nach dem Kugelschreiber und begann, wie von selbst zu malen. Natürlich malte sie nicht von selbst: Die coolen Schwarzen in mir hatten die Regie übernommen und lenkten meine Hand. Sie zeichneten und zeichneten, und ich brauchte nichts anderes zu tun, als zu beobachten, was unter ihrer Führung entstand.

Zunächst brachten sie meine Finger dazu, ein großes Kreuz zu malen, das erkennbar an einem schmalen Sockel befestigt war. Der Sockel wiederum ruhte auf einem zweiteiligen breiteren Sockel. Der schmale wie auch der breitere Sockel waren so gezeichnet, dass es aussah, als wären sie aus Stein. Rechts und links von dem Kreuz befanden sich zwei stilisierte Sarkophage. Das alles war mit den verschiedensten Verzierungen versehen, mit Sternen, X-en, Pluszeichen, schmalen Kreuzen, Bögen und dergleichen. Der untere Teil des breiteren Sockels war mit einem teils eckigen, teils geschweiften abstrakten Muster verziert. Und das erste Bild war vollendet.

Hierauf sprang das zweite unter meinen Fingern hervor. Auf diesem Bild gab es drei große Querlinien. In deren oberem Teil befand sich ein Herz, das mit Sternchen ausgeschmückt war, außerdem mit einem Grätenmuster und mit einem schleifenförmigen Ornament, das an zwei Augen erinnerte und in drei längliche Kreuze auslief. Und die Schwarzen hatten durch mich das Bild Nr. 2 geschaffen.

Das dritte zeigte drei parallele längliche Striche, die man alle mit den gleichen Mustern aufgehübscht und mit einem Querstrich verbunden hatte. Die Stellen, an denen sich die drei Längsstriche und der Querstrich trafen, hatte man durch Kreise hervorgehoben, wobei jeder Kreis in vier Segmente geteilt wurde. In jedes Segment war ein Punkt gemalt, was an Maikäfer denken ließ. Die Längsstriche wiesen Arabesken und Sternchen auf, bei allen dreien die gleichen in der gleichen Reihenfolge. Sie endeten in einer Raute, einem wegen der Aderung an Blätter erinnernden Oval und in Arabesken. Den Abschluss bildete ein Sternchen. Somit war auch das dritte Bild fertig.

Als meine Finger zur Ruhe kamen und die drei komplexen, wenn auch aus einfachen Grundelementen bestehenden Bilder vor mir lagen, machten sich die mir nun schon sattsam bekannten Stimmen in meinem Kopf bemerkbar.

– Das hat er gut hinbekommen, nicht war, Adremi?

– Ja, Tiso, die Bilder sehen genauso aus, wie sie aussehen sollen. Gefällt es dir auch, Florémize?

– Ich hätte es mit meinen Händen nicht besser zeichnen können. Wollen wir hoffen, dass die beiden Frauen, die Xaver treffen wird, von unseren Symbolen auf seiner Haut so beeindruckt sind, dass sie nichts dagegen haben, sich mit ihm zu vergnügen!

Als diese Stimmen schwiegen, überkam mich unvermittelt ein weiterer Lachanfall, der mich johlend und kreischend aufs Bett warf. Erst, als mir der Bauch wehtat und Tränen über das ganze Gesicht liefen, ließ das Lachen nach und ich gluckste bloß noch vor mich hin. Gluckste wie eine Henne. Passt doch zu „Tante Gretes Hühnerstall“. HiHiHi. Ich packte die Zeichnungen in eine Klarsichthülle und verließ mein Zimmer.

Im Flur begegnete mir Ewa, die bei meinem Erscheinen eine ernste Miene aufsetzte und fragte:

– Was ist bloß mit dir los, Xaver? Du vergreifst dich an Essen, das dir nicht gehört, auch an meinem, machst keine Anstalten, es zu ersetzen, stellst seltsame Fragen, randalierst in deinem Zimmer... Hast du Speed oder etwas Ähnliches genommen? Du bist ganz anders als sonst!

– Nein, Süße, ich habe kein Speed genommen. Ich bin einfach gut aufgelegt, weil ich gleich ein Date mit zwei geilen Weibern habe, die alle beide von mir gefickt werden wollen. Das wird eine Party!

Sie wich einen Schritt zurück.

– Wie sprichst du denn? Du drückst dich doch sonst nicht so prollig aus!

– Gefällt dir das Wort „ficken“ nicht? Hast du es lieber, wenn ich sage: eine Nummer schieben, poppen, pimpern, rammeln, vögeln? Ganz wie du willst. Auf die Bezeichnung kommt es nicht an, nur auf die Sache, und dieser Sache solltest du dich auch widmen. Die Zeit vergeht im Nu und eh du dich versiehst, bist du alt und runzlig, niemand will mehr zu dir ins Bett steigen und dir bleibt nichts als das Grab. Benutze deinen knackigen Körper, bevor er in der Erde verrotten muss.

Ein eigentümlicher Ausdruck, eine Mischung aus Verwirrung, Empörung und Grauen, erschien auf Ewas Gesicht. Sie drehte sich um und bemerkte über die Schulter, bevor sie in ihrem Zimmer verschwand:

– So unmöglich wie im Augenblick hast du dich noch niemals benommen. Schäme dich!

Mit den Worten knallte sie die Tür zu und ich bekam einen weiteren Lachanfall, der so stark war, dass ich mich an die Wand lehnen musste, um nicht umzufallen. Was für eine dumme Pute! Lässt ihre Zeit einfach so verstreichen, ohne Lover, ohne Rudelbumsen, ohne One-Night-Stands. Sie kapiert gar nicht, wie rasch die Stunden und Tage verfliegen, wie schnell ihre Titten erschlaffen, wie geschwind sich tiefe Falten in ihr Gesicht eingraben werden. Bald wird sich kein Kerl mehr nach ihr umsehen und niemand wird mehr etwas von ihrer Muschi wissen wollen. Die Zeit rast dahin. Das sehe ich jetzt so deutlich wie nie zuvor.

Auf dem Weg zum Tattoo-Studio (nach einem Abstecher zum Geldautomaten) blieb mir die Fröhlichkeit erhalten und ich kicherte permanent vor mich hin. Warum auch nicht? Für mich würde sich alles zum Guten wenden. Alles würde so kommen, wie es mir die Schwarzen, diese sympathischen Mitbewohner meines Kopfes, prophezeit hatten. Das Leben ist einfach klasse! Über das ganze Gesicht grinsend öffnete ich die Tür des kleinen, ganz in Schwarz gehaltenen Studios, in dem sich zwei Liegen, Stühle, Kisten und Kasten, Regale, Truhen, Tische, auf denen sich Alben stapelten, und diverse elektrische Gerätschaften den Platz streitig machten. Der Besitzer oder Angestellte (ich nehme eher an, dass es der Besitzer war, weiß auch nicht, warum) war ein hagerer Mann mit einem zerfurchten Gesicht, der schwarze Lederklamotten trug und seine dunkelblonden, mit Grau durchschossenen glatten Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Er hatte die klapperdürren Beine auf einen Tisch gelegt, las in einem Comic und aß ein Käsebrot. Bei meinem schwungvollen Eintritt schaute er hoch.

– Was darf's sein, Kumpel?

– Hey, Brother, ich brauche drei irre Tattoos, zwei auf die Oberarme, eins auf den Rücken. Habe dir genau aufgemalt, was du stechen sollst.

– Wie stellst du dir das vor? Ich bin auf drei Wochen ausgebucht. Zwar hat eben ein Kunde, der nur ganz kurz etwas wollte, abgesagt, aber in einer Viertelstunde kommen schon zwei Gruftie-Weiber, die sind regulär vorangemeldet.

– Das schaffst du locker bis dahin.

Ich hielt ihm die Zeichnungen vor die Nase und er riskierte einen Blick.

– Hast du nicht mehr alle? Die einzelnen Elemente sind simpel, aber die Anordnungen sind kompliziert. Daran sitze ich stundenlang.

– Versuch es einfach, Alter. Du wirst sehen, es geht schnell. Und die beiden Gruftie-Weiber, die überlass mir. Ich bin als Entertainer einsame Spitze. Die Wartezeit wird für sie ein reines Vergnügen sein. Glaub mir, am Ende werden sie dem prachtvollen Burschen, der hier vor dir steht, aus der Hand fressen.

Der Tätowierer zögerte. In dem Augenblick schien es mir, als würde eine Energiewelle, die aus meinem Kopf schoss, in seinen Kopf hinüberwechseln. Und der davon getroffene Tätowierer gab sich einen Ruck.

– Na schön, auf deine Verantwortung.  
– Klar doch, Brother!

Er stand schwungvoll auf, legte die Reste des Käsebrotts in ein Regal, leierte die unerlässlichen Warnungen herunter und kommandierte:

– Leg dich auf die Liege da und zieh dein T-Shirt aus. An welche Stelle möchtest du welches Bild haben?

– Das mit der Nummer 1 auf den rechten Oberarm, das mit der Nummer 2 auf den linken und die Nummer 3 auf den Rücken.

Er nannte mir den Preis und im Überschwang bezahlte ich gleich im voraus. Ich bin zwar nicht reich, ganz im Gegenteil, aber wozu sollte man sparen? Das Leben ist zu kurz zum Sparen, in jeder Sekunde kann der Tod eintreten und deshalb habe ich heute mein Konto bis auf den letzten Cent leer geräumt.

Nach der lokalen Betäubung ging es richtig los. Ihr süßen Leserinnen meines Blogs und ihr kühnen Leser, ihr wisst bestimmt, dass man trotz der Betäubung beim Stechen ein unangenehmes Brennen spürt, ein Pieksen und Ziehen, das höchstens Masochisten in Extase versetzt. Nun, natürlich verkräftet auch ein bayerisches Prachtbursche, wie ich es bin, so eine Tortur, ohne mit der Wimper zu zucken. Er grinst breit und lauscht nicht dem Sirren der Tätowiernadel, sondern lieber den Stimmen, die sich in seinem Kopf streiten, die singen und gröhlen, die unverständliche Anweisungen geben, Befehle erteilen, mahnen und flüstern, schreien und stöhnen. Diese Stimmen unterhalten sich in einer mir fremden Sprache. Da funktioniert mein Hirn als Übersetzungscomputer nicht. Dennoch bin ich felsenfest davon überzeugt, weiß einfach, dass sie vom Tod sprechen. Der Tod ist universell und die Verwesung ist in jeder Sprache gleich.

Die Zeit verging, das Blut floss, wurde immer wieder abgewischt und die erste Zeichnung nahm Gestalt an. Auf einmal öffnete sich geräuschvoll die Tür und ein kurzer Blick nach hinten zeigte mir, dass zwei Frauen in den Laden stürmten.

– Verzeihung, wir sind spät dran. Der Verkehr...

Es konnte keinen Zweifel daran geben, dass sie zur Schwarzen Szene gehörten, mit ihrer leichenblass geschminkten Haut, den kohlrabenschwarz gefärbten Haaren, den schwarz umrandeten Augen, den altmodischen weißen Spitzenkleidern, Netzstrümpfen, schwarzen Stiefeletten und den zahlreichen Kreuzen, die sie an einer silbernen Kette um den Hals, an den Ohren, an den silbernen Armbändern trugen. Ihre Gesichter zeigten eine gewisse Ähnlichkeit, was darauf schließen ließ, dass sie miteinander verwandt waren.

Ich alter Schwerenöter war von ihrem Anblick so begeistert, dass ich mich spontan aufrichten wollte, um sie angemessen zu begrüßen. Der Tätowierer verhinderte diesen Ausdruck meiner Ritterlichkeit, indem er mich schleunigst in die liegende Position zurückdrückte. Er teilte den beiden Ladies mit:

– Ist schon okay. Ihr müsst trotzdem etwas warten. Ich habe noch eine Weile mit diesem Kunden zu tun. Entspannt euch also.

Die eine, die ein wenig jünger aussah und ein paar Zentimeter kleiner war, zog einen Flunsch.

– Wir waren doch vorangemeldet!

Da kam es mir vor, als würde einer von diesen Schwarzen in meinem Kopf die Kontrolle übernehmen. Er brachte mich dazu, mit meiner sanftesten Stimme zu säuseln:

– Es tut mir entsetzlich leid, ihr Schönen der Nacht, dass ihr wegen mir warten müsst, aber bitte versteht: Ich muss mich heute unbedingt stechen lassen, zu Ehren des Todes, der alle Lebewesen auf der Erde ereilen wird, und den ich dafür verehere und liebe. Um euch die Zeit zu vertreiben, könnt ihr euch die drei Bilder genau ansehen, die auf meiner Haut verewigt werden sollen. Es gibt auf ihnen viel zu entdecken. Jedes Symbol darauf hat mit dem Tod zu tun.

Der Hinweis auf den Tod brachte die Entscheidung. Die beiden Bräute näherten sich dem eifrig arbeitenden Tätowierer und musterten über seinen gebeugten Kopf hinweg die Zeichnungen und das, was er von ihnen schon auf die Haut übertragen hatte.

– Ein kompliziertes Muster.

– Viele Kreuze.

– Und zwei Särge. Siehst du? Da sind zwei Särge.

– In der Tat, ihr bezaubernden, düsteren Göttinnen. Kreuze, Särge, Sterne – sie dienen dem Gedenken an Gevatter Tod, dem Schnitter, dem großen Gleichmacher, der jede und jeden zärtlich umarmt und auf starken Armen in seine schattigen Hallen trägt.

Ich lief zu Hochform auf, war dem Schwarzen (Mèt Agroé?) in meinem Kopf dankbar, dass er es zugeweg gebracht hatte, dass ich so poetisch sülzen konnte. Ich war froh, fast euphorisch, weil es mir trotz des fortgesetzten Ziepens und Brennens, das die örtliche Betäubung nicht überdecken konnte, mit Leichtigkeit gelang, die beiden Objekte meiner Begierde in ein trauliches Gespräch zu verwickeln. Gefühlsduselige, überspannte Worte flossen wie Honigseim aus meinem Mund und ich war sicher, dass bestimmte Sätze, bestimmte Ausdrücke nicht von mir selbst stammten und auch nicht ausschließlich von Mèt Agroé, sondern mal von dem einen, mal von der anderen aus der Meute, die sich zu meinem Nutzen in mir eingenistet hatte. Ich hatte sie lieb gewonnen, die wilden Sechs, von denen ich wusste, dass sie am Tag und in der Nacht recht gesittet lauschen und mir gelegentlich, bei Bedarf ihre Gedanken und ihre Energie zur Verfügung stellen würden. Das war supernett von ihnen. Es machte das Leben zu einem einzigen riesigen Spaß.

Ich erklärte den bleichen, holden Frauen, dass mich seit einigen Monaten ohne erkennbaren äußeren Anlass Tod und Vergänglichkeit immer stärker anzogen, dass ich davon geradezu besessen war und nun mein Äußeres zu verändern wünschte, damit auch mein Erscheinungsbild diese morbide Faszination widerspiegelte. Es war ein glücklicher Umstand, dass ich heute als Kleidung ein schwarzes T-Shirt und schwarze Jeans gewählt hatte. Zufall? Nein, die Meute im Kopf hatte mir das eingegeben und dafür danke ich ihr.

Die Tätowiernadel surrte, die Bilder nahmen bis zum letzten Sternchen auf meiner Haut Gestalt an, das Blut floss und wurde sofort abgewischt. Nichts konnte den Strom meiner Ausführungen hemmen. Und so stellte ich alle Menschen, die mich im Alltag umgaben und die sich jetzt auf Grund ihrer Abwesenheit nicht verteidigen konnten, als unerträgliche Spießherren hin, konstatierte, dass sie schon als Zwanzigjährige konservativ bis auf die Knochen waren, außerdem intolerant und extrem konsumorientiert. Es war mir ein Leichtes, mich in meinen Worten von ihrer angeblich verachtenswerten Konsumhaltung zu distanzieren. Schließlich erklärte ich, dass ich meine gewonnenen Einsichten auch äußerlich bekunden wollte und fragte die blässlichen Ladies mit gespielter Schüchternheit, ob sie mir vielleicht auf diesem Weg weiterhelfen konnten.

Sie konnten und wollten, mehr noch: Sie waren Feuer und Flamme und nahmen das Projekt gleich in Angriff. Als erstes befassten sie sich mit meinem Erscheinungsbild und diskutierten lange und ernsthaft darüber, welches Makeup ich mir kaufen und wie ich mich schminken sollte. Ein bayerischer Bua mit Makeup! Gestern wäre für mich allein der Gedanke daran unmöglich gewesen, eine Zumutung. Heute störte mich diese Vorstellung nicht im Geringsten. Wenn es half, um die beiden Bräute in mein Bett zu locken, dann ging es in Ordnung.

Im Laufe des ausführlichen Gesprächs erfuhr ich, dass die Größere Swanhilde hieß und 23 Jahre alt war, während die Kleinere – wie vermutet ihre Schwester - den Namen Kundry trug und süße 20 Jahre jung war. Die Jüngere gestand mir etwas betreten, dass sie sich diese extravaganten Namen nicht ausgedacht hatten, sondern wirklich so hießen, denn ihre Eltern waren beide glühende Fans der Opern von Richard Wagner. In der Schule hatte man sie deswegen gehänselt, aber in der schwarzen Szene kamen ihre Namen gut an und viele beneideten sie darum, dass solch außergewöhnliche Vornamen wirklich in ihren Pässen standen. Sie brauchten sich nicht, wie all die Nadines, Chantals und Annas, die sich in der Schwarzen Szene eingerichtet hatten, schaurig-schöne Pseudonyme auszudenken. An dem Punkt des Gesprächs fragte mich Swanhilfe nach meinem Vornamen und da griff die Meute in meinem Kopf ein. Ohne es selbst zu wollen, auf ihre Veranlassung hin antwortete ich nicht „Xaver“, sondern nannte mich statt dessen „Gede-Nibo“. Das überraschte mich nicht weniger als meine beiden Gesprächspartnerinnen, denen ich auf Nachfrage erklärte, dass meine Mutter, die früher ein Hippie gewesen war, diesen Namen für mich ausgewählt hatte, weil er ihr eindrucksvoll und einzigartig erschien. Ich bot ihnen an, mich der Bequemlichkeit halber Gede oder Nibo zu rufen, ganz wie es ihnen behagte. Und auch ihr, meine süßen Leserinnen und ausgelassenen Leser, könnt mich künftig so nennen. Den Xaver, den ihr kennengelernt habt, den gibt es nicht mehr.

Nachdem diese persönlichen Dinge geklärt waren, kamen wir auf die Gothic Musik zu sprechen – eine Musikrichtung, die mir vollkommen fremd ist. Aber euer Gede-Nibo wusste sich wie immer zu helfen: Er warf in die Konversation hin und wieder Gemeinplätze ein wie „dumpfer, dunkler Klang“ und „schauervoll-schön“, äußerte „Mhm – mhm“, nickte viel, wiederholte die Namen der genannten Bands, versicherte, dass er sie auch mochte und ließ sich langatmig über die Inhalte der Songs aus, bei denen er davon ausgehen konnte, dass sie durchweg um das Thema des Todes kreisten. Da konnte er nichts falsch machen, denn mit dem Tod kannte sich die Meute in seinem Kopf bestens aus.

Während der gesamten Zeit schwieg der Tätowierer. Er arbeitete zügig und schien ausschließlich darauf konzentriert, die von mir vorgezeichneten Bilder auf meine Oberarme und meinen Rücken zu übertragen. Trotzdem weiß ich, dass er genau zuhörte. Im Stillen gratulierte er mir zu meinem Verführungstalent. Und er tat recht daran, denn als er mit den Tätowierungen fertig war und ich ihm noch ein nicht zu knappes Trinkgeld gegeben hatte, luden mich die beiden Schönen zu einer Waver-Party ein, die heute in einer Privatvilla stattfinden sollte, nicht allzu weit von „Tante Gretes Hühnerstall“ entfernt. Begeistert sagte ich zu, wir tauschten die Handynummern aus, verabredeten den Treffpunkt und zugleich wurde mir die genaue Adresse des Events verkündet, sowie dessen Titel. Die Party sollte unter dem Motto „Withered Roses“ abgehen. Die bleichen Schwestern blieben im Salon zurück, denn jede wollte sich für den Abend schnell eine kleine Rose am Halsansatz stechen lassen, während ich mich von ihnen formvollendet mit einem altmodischen Handkuss verabschiedete und den Laden verließ, verfolgt von den neidischen Blicken des Tätowierers.

Erfolg auf der ganzen Linie! Ich spürte die jubelnde Zustimmung der Meute in meinem Kopf und schnappte einige ihrer Kommentare auf.

- Cool! Zwei Weiber auf einen Streich!
- Wir sind die geborenen Verführer!
- Zu dritt werden wir eine tolle Nummer, ach was, massenhaft tolle Nummern schieben!
- Diese albernsten Todesbräute werden von uns so durchgewalkt, dass sie auch ohne Schminke leichenblass sind!
- Gasô témère! Gasô témère!
- Li séré l'agâ pu l'al dômi kay bèl fâm!

Der unverständliche Kauderwelsch, den Badagno und Zaka von sich gaben, störte mich nicht, sondern kam mir merkwürdig vertraut vor, so vertraut, dass ich ihre Worte mehrmals laut wiederholen konnte. Das brachte mir verschreckte Blicke von einem an mir vorübergehenden alten Opa ein, der seine Schritte beschleunigte und einen großen Bogen um mich machte. Anscheinend dachte er, ich hätte Drogen genommen, wäre unzurechnungsfähig. Sollte er doch! Mich kümmerte das nicht. Ein herrliches Gefühl von Sorglosigkeit und Begeisterung trug mich wie auf Flügeln durch die Straßen.

Erst einmal ging es ans Shoppen. Die beiden Schwestern hatten auf einem Zettel für mich notiert, welche Schminkutensilien ich in der Schwarzen Szene benötigte, und es war für mich alten Shopping-Profi ein Leichtes, sie zu besorgen. Zusätzlich erwarb ich in einem coolen Laden ein schwarzes Kapuzenshirt, auf dessen Vorderseite ein weißer Totenkopf strahlte. Darunter stand in gothischer Schrift: „Zombie“. Wie schon erwähnt: Das leer geräumte Konto garantierte, dass ich im Augenblick Geld genug habe. Die Meute in meinem Kopf hatte mir ein Licht aufgesteckt: Sparen für einen neuen Laptop oder für ein Geschenk zu Mamas Geburtstag, das ist lächerlich, geradezu absurd. Ihr niedlichen Leserinnen und scharfsinnigen Leser müsst kapieren: Gedanken an die Zukunft und Vorkehrungen für die kommenden Monate und Jahre sind völlig sinnlos. Der Tod kann uns jederzeit ereilen und außerdem funktioniert mein alter Laptop noch und Mama kann vor ihrem Geburtstag hopsgehen. Also heißt es, alles hier und heute auszugeben. Und wenn weiteres Geld benötigt wird, um die bleichen Schwestern auf meine Matratze zu locken, ist das kein Beinbruch. Ich weiß genau, in welchen Winkel seines Zimmers Matthias, der alte Geizkragen, sein Geld versteckt hat. Falls nötig, werde ich mir davon etwas ausleihen, natürlich ohne es ihm zu sagen. Wenn ich später wieder bei Kasse bin, wird der geliehene Betrag in das Versteck zurückverfrachtet. Das merkt er nicht und falls doch, ist es die gerechte Strafe dafür, dass er sein Geld so leichtsinnig zu Hause hortet.

Als ich mit den Einkäufen in meinem Zimmer in „Tante Gretes Hühnerstall“ angelangt war, fiel mir auf, dass die tätowierten Stellen auf dem Rücken und an den Oberarmen erheblich brannten. Die örtliche Betäubung wirkte nicht mehr, aber das beeinträchtigte mich nicht allzu sehr. Ein bayerischer Bua, nein, ein Gede-Nibo beißt in solchen Fällen die Zähne zusammen. Die Vorfreude auf das Wiedersehen mit den Schwestern und auf die geile Party tat ein Übriges. Sie ließ die Beschwerden in den Hintergrund treten und so geriet ich fast in einen Rausch, zog mich gleich um, obwohl es bis zum Losgehen noch lange hin war. Wir wollten uns erst um 22 Uhr vor der Villa, in der die Party stattfinden sollte, treffen, also war mehr als genug Zeit. Das kümmerte mich nicht. Euphorisch ging es mit den gekauften Schminkutensilien ins Badezimmer, vor den großen, gut beleuchteten Spiegel. Ich schloss nicht ab, hatte nichts zu verbergen, und deswegen konnte Ewa hereinplatzen, während ich dabei war, meinem Gesicht die nötige Blässe zu verleihen - und beim Schminken ziemliche Schmerzen in den angehobenen Armen verspürte.

Bei meinem Anblick prallte sie überrascht zurück.

– Was machst du denn da?

– Siehst du es nicht? Ich verwandle mich in eine Leiche. Aus dem Lebenden wird ein Toter.

– Und wieso?

– Wieso, wieso! Weil ich gleich mit zwei sexy Bräuten zu einer Goth Party gehen werde. Wir werden zu dritt pimperm, bis die Toten aus ihren Gräbern springen und sich uns anschließen.

Pikiert rümpfte sie ihre dicke Knollennase.

– Wie vulgär du dich ausdrückst... Ernsthaft, mir kommt es vor, als wärst du verrückt geworden, vollkommen verrückt... Na, von mir aus. Aber beeil dich im Bad. Du bist nicht der Einzige, der heute weggehen will.

Ich streckte ihr die Zunge aus, hüpfte zur Badezimmertür und knallte sie schwungvoll zu. Nur Ewas schnelle Reaktion verhinderte, dass ihre Finger eingeklemmt wurden. Ich kicherte in mich hinein, als sich vor der geschlossenen Tür Protestgeschrei erhob, und machte mich daran, die Augen mit einem schwarzen Kajalstift zu umranden. Auf Grund mangelnder Erfahrung erwies sich das als gar nicht so einfach, aber am Ende siegte meine mir angeborene Geschicklichkeit und nach dem vollständigen Schminken und Pudern konnte ich mein Werk im Spiegel bewundern. Wow und dreimal Wow! Das war nicht mehr Xaver, der mich angrinste, das war Gede-Nibo, Experte für Grabstätten, Schrecken der Friedhöfe, Wächter über die Toten, Herr über die Särge, Meister der Fäulnis. Die Verwandlung war vollkommen und eine neue, eindrucksvolle Persönlichkeit öffnete die Badezimmertür, stieß die davor wartende, immer noch schimpfende Ewa so energisch zurück, dass sie gegen die Wand knallte, stolzierte ins eigene Zimmer und warf sich auf das Bett. Hunger und Durst meldeten sich kurz und wurden vertröstet. Später, bei der Party, würde es genügend zu futtern und zu bechern geben.

Die malträtierte Haut an den Oberarmen und auf dem Rücken sendete beachtliche Schmerzsignale aus, also legte ich mich auf den Bauch, darauf hoffend, dass die Schminke nicht darunter litt, verdrehte die Arme so, dass die Tattoos frei lagen, und schloss die Augen. Trotz des Stechens und Ziepens duselte ich kurze Zeit später weg und schlief, bis sich neben mir ein Giggeln vernehmen ließ. Ich öffne die brennenden Augen (wahrscheinlich ist etwas von dem Kajal hineingeraten), richte mich auf, drehe mich zu der Stelle hin, von der die Laute kommen – und wer sitzt neben mir? Die nackte Florémize, die über das ganze Gesicht strahlt und mich anlacht. Mit einem erstaunlich kräftigen Griff drückt sie mich auf das Laken zurück. – Nein, nein, leg dich wieder hin. Dein Rücken, deine Arme müssen zwicken und zwacken. Ich will dir die Schmerzen nehmen und dazu musst du dich entspannen und darfst dich nicht rühren.

Ich gehorche, lege mich auf den Bauch und vergrabe ohne Angst um die Schminke den Kopf im Kissen, obwohl ich nur zu gern die nackte schwarze Schönheit näher in Augenschein genommen hätte. In der Position ist nichts zu sehen, aber zu hören, wie sie damit beginnt, leise und unverständlich vor sich hin zu murmeln. Es scheinen Beschwörungsformeln zu sein, die sie murmelt, und sie machen mich augenblicklich ruhig. Nach einiger Zeit beginnt sie, ihren nackten Leib an meinem Leib zu reiben. Trotz der Kleidung spüre ich an meinem Rücken, an meinen Armen, an meinem Hintern, an meinen Beinen ihren köstlichen weiblichen Körper: ihre zierlichen Knochen, ihre zarte Haut, ihren warmen Bauch und vor allem ihre festen und trotzdem elastisch-weichen Titten. It`s great! Hin und her, her und hin bewegt sie den göttlichen Körper, von oben nach unten, von rechts nach links, bis mir heiß und schwindlig wird. Jede Pore meines derart bearbeiteten Leibes rekelte sich wohligh und seufzt vor Glück. Von Schmerzen ist nichts mehr zu spüren, dafür gewinnen ganz entgegengesetzte Gefühle die Oberhand.

Keine Ahnung, wie lange mich die Süße auf diese Weise therapiert hat, auf alle Fälle nicht lange genug, denn ich war enttäuscht, als sie erklärte:

- Das wäre geschafft. Die neuen Tattoos werden dir keine Schmerzen mehr bereiten. Es wird dir vorkommen, als hättest du sie schon seit Jahren.
- Hab vielen Dank, my darling.

Ich richte mich langsam auf, mit dem Hintergedanken, ihr noch auf eine andere Weise Dank abzustatten. Der Kumpel in meiner Hose ist gerade dabei, sein lüsternes Köpfchen zu heben. Doch außer mir ist niemand im Zimmer und so brumme ich vor mich hin:

- Du hast mir einen Streich gespielt, du kleine Schlampe.

Als Antwort wispert es in meinem Kopf:

- Spar dir deine Kräfte für die zwei reizenden Bräute, die du gleich treffen wirst.

Ich seufze:

- Bist ja eine ganz Gerissene, meine schöne Florémize. Also dann: vielen Dank!

An mehr kann ich mich nicht erinnern. Mein Kopf machte nicht mehr mit. Mein Bewusstsein ließ mich im Stich. Keine Ahnung, ob ich ohnmächtig geworden oder plötzlich eingeschlafen bin. Jedenfalls wurde auf einmal alles schwarz, als hätte man einen Schalter ausgeknipst. Das hatte jedoch keine schlimmen Konsequenzen, denn passenderweise kam ich wieder zu mir, als es Zeit war, ins Badezimmer zu gehen, das ramponierte Makeup auszubessern und mich für die Party geil aufzubrezeln. Aufbrezeln. Bisher habe ich gedacht, dass das so ein Ding ausschließlich für Frauen wäre. Habe ich mich eben geirrt: Die Schwarze Szene hat eigenwillige Spielregeln und wenn man ein paar Puppen, die zu ihr gehören, aufs Kreuz legen will, muss man sie befolgen. Deswegen schob ich im Badezimmer den Riegel vor und beschäftigte mich dort über eine halbe Stunde lang mit meiner Visage, unbeeindruckt davon, dass Janine ziemlich lange vor der Tür stand und lauthals protestierte. Soll sie doch, die dumme Pute! Ich öffnete erst, als die bleiche Maske vollendet war. Bei meinem Anblick riss Janine die Augen verblüfft auf.

- Wie siehst du denn aus?

– Da staunst du, was? Ich bin zu einer Waverparty eingeladen. Und wer hat mich eingeladen? Zwei heiße Girls, die es gern mit mir treiben würden. Wird `ne tolle Fete. Tschüss, meine Süße. Sei nicht neidisch.

Ich warf ihr eine Kuschhand zu und stolzierte lässig zurück in mein Zimmer.

Der Ort des Events war von „Tante Gretes Hühnerstall“ aus sowohl mit Bahn als auch mit Bus recht unproblematisch zu erreichen. Dort angekommen erwies es sich, dass die Waverparty in einer etwas heruntergekommenen Villa aus der Gründerzeit, die von einem ausgedehnten, verwilderten Garten umgeben war, stattfinden sollte. Swanhilde und Kundry warteten vor dem Eingang und sahen ein wenig angefressen aus (oops, da bin ich doch erst ein halbes Stündchen nach der vereinbarten Zeit aufgetaucht, kann ja mal passieren, meine Sweethearts). Beide machten einen spektakulären Eindruck. Die Jüngere trug ein weißes, die Ältere ein schwarzes Spitzenkleid. Ein romantischer Anblick für den, der auf Romantik steht, was bei mir nicht der Fall ist. Ihre Haut wirkte noch blasser als im Tattoo-Studio, fast weiß. Swanhilde hatte sich ein Spinnennetz auf die Wange gepinselt, Kundry eine blutige Träne unter das linke Auge. Ihre ganze Kostümierung mit viel Schmuck war sehr kunstvoll, sehr ästhetisch, aber ihr kennt mich: Mein Blick berauschte sich nicht daran, sondern blieb an ihren – nicht hängenden! – Möpsen hängen, deren beachtliche Umriss sich unter den Kleidern abzeichneten.

– Endlich. Wieso hat es so lange gedauert und wieso bist du nicht an dein Handy gegangen, als wir dich angerufen haben?

Swanhilde und Kundry empfingen mich mit säuerlicher Miene, was mich keineswegs störte. Mein Charme würde die Schwestern schnell versöhnen. Ganz Gentleman, ergriff ich Swanhildes Hand, applizierte darauf einen Handkuss und unterzog Kundrys Hand der gleichen Prozedur.

– Verzeiht tausendmal, ihr Schönen der Nacht. Ich bin das Schminken nicht gewohnt. Deswegen hat es so lange gedauert. Und ich war zu aufgeregt, um an das Handy zu denken, aber in Gedanken war ich die ganze Zeit bei euch.

Die Handküsse und die honigsüßen Worte versöhnten sie augenblicklich und Swanhilde, die in dem Zweiergespann offenbar das Sagen hatte, beschied:

– Ist schon gut. Jetzt hinein mit dir. Wir werden dich erst einmal Bram vorstellen. Er hat die Party organisiert und das nicht zum ersten Mal. Die Villa gehört seinen Eltern, die sich die meiste Zeit des Jahres in der Schweiz aufhalten. Dort besitzen sie ein zweites Haus. Sein Vater ist im Aufsichtsrat mehrerer Dax-Unternehmen und da Bram ihr einziges Kind ist, überschütten sie ihn mit Geschenken und Geld. Die Party heute ist seine Geburtstagsparty. Er ist dreißig geworden. Ich habe dein Kommen per WhatsApp angekündigt. Er hatte nichts dagegen, dass wir dich mitbringen.

Unter ständigem Gesabbel eskortierten mich die beiden Beauties über eine kleine Freitreppe in die Villa, deren Eingangstür weit offen stand. Durch die Halle, in der die Mäntel und Jacken an mehreren Garderobenständern aufgehängt werden konnten, ging es in den Saal, einen eindrucksvoll weiten Saal, größtenteils leer geräumt, dessen Wände und Decke mit viel Stuck prunkten, wohingegen der Parkettboden recht abgetreten und stumpf aussah. Eine Ecke nahm ein geschlossener schwarzer Flügel ein und ich hatte die Vision, dass Brams Eltern hier klassische Konzerte mit gemieteten Pianisten veranstaltet hatten. Ätzend! Die ganz aus Glastüren bestehende, der Halle gegenüberliegende Seite des Saals bot einen ungehinderten Blick auf die weitläufige Terrasse, auf der sich zahlreiche Besucher drängten. An der von meinem Standort aus linken Wand hatte man eine Reihe von Tischen aufgestellt. Sie waren mit den verschiedensten Getränken und Fressalien beladen und weckten gleich mein Interesse. An der Wand vis-à-vis war genügend Platz für die für jede anständige Party unerlässliche Stereoanlage, die teuer aussah und zu der riesige Boxen gehörten. Den Boxen entströmte eine Musik, die mich nicht besonders ansprach, die dumpf klang (der Klang sollte wahrscheinlich unheimlich wirken) und zum größten Teil aus einfachen Akkorden und Glissandos bestand. Das war nicht sehr einfallsreich und wirkte insgesamt kitschig. Garniert war das Ganze mit verfremdeten tiefen, oft auch rauen Stimmen, die von Tod und Vergänglichkeit mehr sprachen als sangen. Ins Grab, ins Grab. Bumm. Bumm. Bumm. Sie kommen, die Toten. Schepper. Fressen die Lebenden. Schepper. Kreisch. Kreisch. Schepper. Und zum Abschluss Wolfsgeheul.

Die Dekorateure hatten das Motto „Withered Roses“ nicht gerade angemessen umgesetzt (in der Schule hätte der Lehrer gesagt: „Thema verfehlt. Sechs.“), denn die dunkelroten Rosen, die in kunstvollen Girlanden die Wände zierten und die hohen schwarzen Vasen (schwarz! nicht weiß!) in den Ecken und auf dem Büffet füllten, waren keineswegs verwelkt, sondern sahen taufrisch aus. Und nun komme ich zur Beschreibung der Goths um mich herum, also wascht euch die Äuglein und putzt eure Brillen, damit ihr nichts von den Absonderlichkeiten verpasst. Vorab sei gesagt, dass sich etwa fünfzehn davon im Saal aufhielten und noch einmal sechs oder sieben auf der Terrasse. Die meisten von ihnen waren um die 20 und keiner konnte älter als 35 sein. Junges Gemüse, wie ich es mag. Wie sie gekleidet waren, das muss ich euch ganz genau schildern, obwohl ich mich als bayerischer Bua, nein, ich vergesse es immer: als

Gede-Nibo für Klamotten nicht besonders interessiere. Trotzdem, ihr Outfit, das war wirklich abgefahren!

Sie waren hauptsächlich in Schwarz gekleidet, diese Goths, ein paar auch in Weiß und bei einigen sah man Umhänge, Spitzenblusen und Schals in Lila. Alle Gesichter waren bleich geschminkt, die Fingernägel der Frauen waren, wie ich im Laufe der Party feststellen konnte, samt und sonders schwarz lackiert und viele der Frauen hatten ihre Lippen schwarz angemalt. Nicht gerade antörnend beim Küssen. Manche Goths trugen Piercings, was eher an Punk erinnerte, und alle hatten Tattoos. Von den Tattos kreisten viele naturgemäß um das Thema Tod. Eine Menge Frauen hatten ihre tiefschwarz oder rot gefärbten Haare zu einer Turmfrisur hochtoupirt. Bei anderen waren die langen Haare gekreppt. Kundry erklärte mir, dass man eine solche Frisur als Crimpers bezeichnet. Ein großer Teil der Männer hatte sich die Haare ebenfalls schwarz gefärbt, meist mit einer weißen Strähne, die ihnen in die Stirn fiel, was elegant aussah. Daneben gab es Irokesenschnitte, rasierte Hinterköpfe (was nach Kundrys Worten Undercut heißt), zur Seite gelegte oder zum Zopf gebundene Haare. Und erst der Schmuck! Rosenkränze, Ankh- und Petruskreuze baumelten um weiße Hälse, Armreifen klirrten en masse an dickeren und dünneren Handgelenken, silberne Totenkopfringe schmückten jeden Finger, einschließlich der Daumen. Abgesehen von den Spitzenkleidern vieler Frauen waren auch weiße Hemden zu sehen, die mit an Blut erinnernde roten Flecken aufgepeppt waren, daneben die verschiedensten T-Shirts mit Emblemen des Todes, schwarze und rote Westen, Netzhemden, Netzstrümpfe, Kragenhemden, Aladinhosen, Lederjacken, Gehröcke, Doc Martens, Boots... In der Regel, und darauf gebe ich meinen hinreißenden Leserinnen und ausgefuchsten Lesern das Ehrenwort, sind mir Klamotten, wie schon erwähnt, schnuppe, aber das, was hier zur Schau gestellt wurde, war schon sehr ausgesucht und bizarr. Außerdem sorgten Kundry und Swanhilde dafür, dass ich dem Styling des Partyvolks die nötige Aufmerksamkeit schenkte. Sie erklärten mir die letzten Looks der Schwarzen Szene, die Must-Haves und die Geht-gar-Nicht, bis mir der Kopf schwirrte.

Am Ende zogen sie mich in eine Ecke, von der aus man einen guten Überblick über das Gewusel hatte. Dort stand ein einzelner Mann mit verschränkten Armen, offenbar ganz in die Musik versunken. Die Schwestern steuerten zielstrebig auf ihn zu.

– Hi, Bram. Das hier ist Xaver, nein, er will ja Gede-Nibo genannt werden, von dem wir dir auf WhatsApp geschrieben haben.

– Hi, Gede-Nibo.

– Hi, Bram. Na, heute schon eine Leiche gegessen?

Der Veranstalter dieser Party antwortete nicht, nur sein Blick bekam etwas Abschätziges. Er trug eine schwarze Hose, ein weißes Hemd und darüber einen innen weiß gefütterten schwarzen Umhang, ein Outfit, das äußerst elegant wirkte – und ein wenig schwul. Sein Gesicht war (wie konnte es anders sein!) kalkweiß geschminkt, seine schulterlangen, glatten Haare waren (wie zu erwarten!) tiefschwarz gefärbt und die Lippen waren gleichfalls schwarz. Schlank und in etwa so groß wie ich (1,82m) trug er eine arrogante Miene zur Schau. Zu seinem düster-romantischen Auftreten wollte nur seine Stimme nicht passen, die sich als auffallend hell, fast quiekend herausstellte, als er sich zu zwei längeren Sätzen bequemte.

– Na, dann mach dich erst einmal mit unseren Gepflogenheiten vertraut und genieß die Party. Vielleicht sehen wir uns später noch. Jetzt muss ich einen Freund begrüßen.

Abrupt ließ er uns stehen und ging zu einem überschulken jungen Mann, der gerade den Saal betreten hatte. Die beiden umarmten sich und begannen ein vertrauliches Gespräch. Kundry berührte mich tröstend am Arm und streifte den Ärmel hoch, während sie weitersprach:

– Bram ist immer so. Er hat viel zu tun, muss den Überblick behalten und alles checken...  
Schau mal, Swanhilde!

Sie hob meinen bloßgelegten Arm und hielt ihn aufgeregt ihrer Schwester hin.

– Bei Gede-Nibo ist das neue Tattoo schon völlig verheilt! Keine Rötung, nichts. Als wäre es ein Jahr alt und nicht heute gestochen.

Der andere Oberarm wurde gleichfalls begutachtet und ich drehte mich um und zog vor den beiden Frauen das Shirt hoch, damit sie das Tattoo auf dem Rücken in Augenschein nehmen konnten. Die schnelle Heilung überraschte sie total und sie wollten sich lang und breit dazu äußern, doch da krachte die bisher leise Hintergrundmusik mit voller Lautstärke los und kurze Zeit später brummte es in meinen Ohren. Jede Form von Gespräch wurde unmöglich und wir konnten uns bloß noch anschauen, uns zulächeln und per Zeichensprache kommunizieren.

Die Party nahm an Fahrt auf. Swanhilde und Kundry trafen immer wieder auf Bekannte, die mich fragend anblickten und denen sie daraufhin Informationen zu meiner Person ins Ohr schrien. Weißgeschminkte Gesichter wandten sich mir zu. Schwarzumrandete Augen begutachteten mich. Eine zarte Wange, auf die zwei gekreuzte Knochen gemalt waren, legte sich flüchtig an meine Wange. Ein auf eine Stirn gepinselter Totenkopf bewegte sich auf mich zu und von mir weg. Ein in dem Winkel des rechten Auges appliziertes Spinnennetz zog sich zusammen. Ein silbernes Kreuz stupste mich flüchtig an. Dumpfe Bässe dröhnten, tiefe Stimmen brummen, helle Organe kreischten aus den Lautsprechern. Von Zeit zu Zeit waren einzelne Worte zu verstehen, Worte wie rotting... midnight... Wahnsinn... Werwolf... Knochen... skull... damnation... death.

Da die laute Musik jede Unterhaltung verhinderte, ließen sich viele der Goths am Rand des Parkettbodens nieder und lauschten mit Ernst und Hingabe der Musik (die nicht mein Fall ist, wie ich schon sagte, oh nein, sie ist ganz und gar nicht mein Fall!). Ein paar Leute tanzten in der Mitte gemessen und zugleich exaltiert zu der Musik. Was man so tanzen nennt. Immer separat, wedelten sie langsam mit den Armen, schlangen langsam von einer Seite zur anderen und wiegten langsam den Kopf. Der Rest der Feiernden machte das einzig Vernünftige und tat sich am Büfett gütlich. Zu meiner großen Erleichterung lotsten mich schließlich auch die Schwestern an diesen wonnigen Ort und ich hatte reichlich Gelegenheit, mir so einiges einzuverleiben: ein paar Lachsschnittchen, einige Hähnchenkeulen, etliche Käsebröte, manch Schnitzelchen und viele, viele Chips. Dazu gab es Rotwein und obwohl ich kein Freund des Rebensaftes bin (einige Maß Bier wären eurem bayerischen Prachtburschen – und offenbar auch Gede-Nibo – allemal lieber gewesen), mussten ein paar Gläser daran glauben (zumindest am Anfang, aber zu welchem köstlichen Getränk ich dann übergang, davon später). Als ich eine Pause zum Durchatmen einlegte, brüllte mir Swanhilde in den Gehörgang:

– Du hast einen gesegneten Appetit!

Ich nahm ihr linkes Ohr in die Hand, blies erst spielerisch hinein und rief dann at the top of my voice in die wohlgeformte Öffnung:

– Das Leben ist kurz. Es will genossen werden. Gibt es hier einen Platz, an dem man sich normal unterhalten kann?

– Komm mit, wir gehen in den...

– Wohin?

– Den Garten. GARTEN!

Zu dritt marschierten wir in den Garten. Dort war es zwar zu dieser fortgeschrittenen Stunde recht kühl, dafür war es akustisch erträglicher. Der Lärm – pardon, die Musik – schallte bloß als dunkles, dumpfes Gebrodel vom Haus herüber und ich bemerkte, dass sogar die zwei Schwestern heimlich aufatmeten. Wir wanderten auf ziemlich überwucherten, von rot

verhangenen Lampions beleuchteten Wegen und gerieten am Ende an eine von einer Hecke mit weißen, in der Dunkelheit strahlenden Rosen hübsch eingerahmte steinerne Bank. Swanhilde ließ sich rechts von mir nieder, Kundry links und ich fühlte mich wie der sprichwörtliche Hahn im Korbe. Die Meute in meinem Kopf verhielt sich mucksmäuschenstill und dennoch war mir klar bewusst, dass sie in mir hockte und auf jedes Wort begierig lauschte. So wie ich, hörte sie Kundry seufzen:

– Es ist schön hier, nicht wahr? Romantisch. Ich liebe diese Bank. Wenn ich hier sitze, kommt es mir immer vor, als würde gleich eine weiße Ahnfrau vorüberschweben.

Ich spürte ihren festen Schenkel an meinem Schenkel und verstärkte den Druck so leicht, dass dies als bloßer Zufall durchgehen konnte. Am liebsten hätte ich die Arme um die Schultern aller beiden Sweethearts gelegt, sie nah an mich herangezogen und ihre weibliche Wärme an meinen Seiten genossen, aber ich wagte das noch nicht. Immer langsam vorangehen, dann ist der Erfolg sicher! Doch plötzlich, völlig unerwartet, brachen Worte aus mir heraus. Meine Stimme klang in meinen Ohren fremd, zischelnd, unheimlich und zugleich wusste ich, dass nicht ich sprach, sondern dass die dunkle Meute meine Zunge, meine Stimmbänder benutzte.

– Ja, ihr habt recht, an diesem Platz ist es schön, ist es romantisch, aber noch poetischer, noch traumhafter ist es auf einem Friedhof. Wären wir nur dort! Auf einem Friedhof fühle ich mich zu Hause, bin ich heimisch. Wie betörend, wie mystisch ist der Geruch der frischen Erde, der einem gerade geschaukelten Grab entströmt! Es wird einem äußerst seltsam zumute, wenn man sich vorstellt, welche Berge menschlichen Fleisches schon in dieser Erde verfault sind, wie viele Überreste von Kadavern die Blumen und das Gras düngen und üppiger sprießen lassen, wie viele weibliche Maden sich an diesen Überresten gütlich getan haben, bis sie dick und träge geworden sind, wie viele schwarze Käfer aus aufgeplatzter wächserner Haut hervorgekrabbelt sind, wie viele Knochen tief unten im Boden langsam mürbe werden und wie viele Totenschädel, von niemandem erblickt, in der Erde grinsen. Und wisst ihr, warum sie grinsen? Ganz einfach: Die Totenschädel amüsieren sich, weil es keine Spur mehr von der Hirnmasse gibt, die sie in ihrem Inneren verborgen hatten. Keine Spur mehr von Hirnmasse, das bedeutet, keine Spur mehr von Bewusstsein, von Gedanken, von Gefühlen. Das schwarze Nichts hat all das verschlungen.

– Wow, du hast es aber drauf!

Bram stand urplötzlich vor uns (keine Ahnung, woher er gekommen war) und blickte mit widerwilliger Bewunderung auf mich herab. Kundry fiel eifrig ein:

– Denk nur, Bram, er hat sich heute drei abgefahrene Tattoos stechen lassen, mit Kreuzen und Särgen und so... Zeig ihm die Tattoos, Xaver, äh, Gede-Nibo!

Trotz der Kühle krepelte ich gehorsam das Shirt hoch, kehrte dem snooty Hausherrn den Rücken zu und ließ ihn danach auch die Zeichnungen auf den Oberarmen bewundern. Nach einer gründlichen Inspektion schnalzte er mit der Zunge:

– Irre. Hast du die Muster von dem Tätowierer?

– Nein, ich habe sie mir selbst ausgedacht. Bin auch sonst ausgesprochen kreativ.

– Du selbst? Erstklassig. Sie erinnern mich an irgendetwas, es will mir nicht einfallen, an was... Na, egal. Also –

Bram setzte eine gönnerhafte Miene auf.

– Die Tattoos zeigen mir deinen Willen, dich mit Haut und Haaren der schwarzen Welt von uns Wavern zu verschreiben. Deshalb will ich einmal eine Ausnahme machen und dich zu unserer morgigen Friedhofsparty einladen, obwohl ich dich erst heute kennengelernt habe. Denk daran, das ist eine große Ausnahme und eine große Ehre für dich. Also pass dich den anderen bei der Party an, enttäusche mich nicht und enttäusche auch unsere beiden Gothic

Sisters hier nicht. Ich habe Connections zum Verwalter eines kleinen Friedhofs, etwas außerhalb von München, der abseits von Wohngebieten liegt. Wenn ich einen gewissen Obolus springen lasse, dann gibt er mir einen Schlüssel zum Friedhof, damit wir dort in der Nacht eine schaurig-schöne Party feiern können. Wir müssen nur darauf achten, dass wir kein Grab beschädigen, nichts hinterlassen, nicht das geringste Fitzelchen Müll, und nicht in die Friedhofskapelle eindringen.

Brams coole Mine änderte sich. Er blickte mich auf eine Weise an, die wohl bedrohlich wirken sollte und die ich bloß dümmlich fand.

– Vor allem vergiss eins nicht: Wir sind keine Satanisten. Wir feiern keine Schwarzen Messen. Wir schänden keine Gräber. Wir wollen nur die düstere, gespenstische Atmosphäre eines Friedhofs bei Nacht erleben, leise unsere Musik hören (sehr leise, damit niemand, der zufällig am Friedhof vorbeigeht, etwas mitbekommt!), Rotwein trinken und uns über die Musik und den Tod unterhalten. Wir treffen uns –

Nein, nein, den Ort des Treffens verrate ich euch, hochwohlgeborene Leserinnen und stämmige Leser, nicht, damit nicht den Cops oder petzenden Trollen etwas zu Ohren kommt und es mit dem Vergnügen auf dem Friedhof ein für allemal vorbei ist. Wenn ich euch später, nachdem es vorbei ist, schildere, was ich am Freitag ab 22.30 erlebt habe (hoffentlich viele Sexszenen!), wird meine Beschreibung garantiert nicht so gestaltet sein, dass der Ort des Geschehens identifizierbar ist und die Waver ihn für immer verlieren. Wäre doch schade! Sicher werde ich mir dabei nicht viel Mühe geben müssen, denn Friedhöfe sehen im Grunde alle gleich aus. Auf allen gibt es Grabsteine, Sandwege, kurz geschnittene Hecken, Efeu und vor allem bis in den Herbst hinein viele, viele Blumen, die sich mit den Fäulnisprodukten der Leichen vollgesogen haben und von ihnen genährt werden. Auf allen Friedhöfen gibt es Ecken mit Spinnweben, in denen es modrig riecht, und auf allen spaziert man über einen Boden, in dem Urnen und zerfallende Särge lagern.

Ich sagte mein Kommen mit großem Enthusiasmus zu und versprach, den Ort vor anderen geheim zu halten (wie ihr seht, hat euer Gede-Nibo sein Versprechen bis jetzt nicht gebrochen). Bram war zufrieden und entfernte sich raschen Schrittes. Mit den Mädchenkörpern an beiden Seiten war mir auf der Bank keineswegs kalt, doch den Besitzerinnen dieser Körper wurde es zu kühl und auf ihre Bitte hin zogen wir uns wieder in den Saal zurück. Dort dröhnte mir die Musik nach wie vor in den Ohren, bohrte sich schmerzhaft in meine Gehörgänge und ließ mein Blut rhythmisch erbeben. Unmöglich, dabei mit meinen beiden sexy Girls zu turteln! Ich registrierte, dass es jetzt zwei, drei Leute mehr gab, die tanzten, oder besser: die sich mit ausgebreiteten Armen hin und her wiegten und ab und zu eine gemessene Drehung vollführten. Ihre Mienen blieben die ganze Zeit todernst. Ihre ausgreifenden Bewegungen, die natürlich nur auf Grund des vielen Freiraums auf der Tanzfläche funktionierten, wirkten so, als wollten sie ihr schickes Outfit zur Schau stellen und den Zuschauern deutlich machen, dass sie als Waver einsame Spitze waren. Irgendwann, nach meinem vierten oder fünften Glas Rum, lotsten mich Kundry und Swanhilde auf die Tanzfläche und wir drei wiegten uns langsam zu den schweren, bedrohlichen Rhythmen, die Arme seitlich ausgebreitet (hört sich bescheuert an, sah bestimmt auch bescheuert aus), in einem solchen Abstand voneinander, dass ich die zarte weiße Frauenhaut nicht einmal mit den Fingerspitzen berühren konnte. Keine Chance!

Moment mal, werdet ihr jetzt sagen, stopp, Gede-Nibo, hast du eben von vier oder fünf Gläsern Rum gesprochen? Du als bayerischer Prachtbursche und Rum? Das ist etwas ganz Neues! Ja, meine Teuren, ich muss es eingestehen. Euer bayerischer Blogger ist dem Weißbier untreu geworden und hat ein neues Getränk für sich entdeckt: den Rum. Beim

Büffet fanden sich nämlich neben einer ganzen Batterie von Rotweinflaschen (und Rotwein ist nicht wirklich etwas für mich, wie ihr wisst) auch drei große Flaschen Rum aus Jamaika. Sowie mein Blick darauf fiel, war es, als würden sie mir zuflüstern: „Probier uns, wir schmecken köstlich.“ Ein unwiderstehlicher Drang überkam mich und sogleich öffnete ich eine Flasche und füllte ein Wasserglas zur Hälfte mit Rum. Vielleicht flößte mir die Meute in meinem Kopf diesen Impuls ein, auf alle Fälle tat sie recht daran, denn der Rum schmeckte lecker, so lecker, wie mir bisher kein Weißbier der Welt geschmeckt hat. Ein Hochgenuss! Kundry und Swanhilde unterhielten sich gerade mit einigen ihnen bekannten Wavern, das heißt, jede schrie dem und der anderen etwas ins Ohr, so dass ich unbeobachtet war und mir schnell noch ein paar Gläser genehmigen konnte, die nun aber bis zum Rand mit Rum gefüllt wurden.

Ich hätte gerne weitergepickelt und diesem paradiesischen Getränk meine Referenz erwiesen, da forderten mich die Schwestern zum sogenannten Tanzen auf und ich konnte nicht nein sagen. Nach einigen Minuten entdeckten sie Bekannte und ließen mich einfach auf der Tanzfläche stehen. Das focht mich jedoch nicht an, denn irgendetwas brachte mich dazu, mich umzudrehen, die Blicke durch den Saal schweifen zu lassen – und auf einmal sah ich, dass an einer der geöffneten Terrassentüren Badagno und Zaka standen. Sie waren es, kein Zweifel! Wie auf ein Kommando hin grinsten sie mich an, gaben mir einen Wink und ich verließ die Tanzfläche und folgte den beiden Leichenträgern hinaus in den Garten. Folgte ihnen kreuz und quer durch den Garten, auf schmalen und breiteren Wegen. Manchmal ging es im Kreis, manchmal endete es abrupt an einer Mauer. Bisweilen tauchte Badagno hinter einem Baum auf und gab mir ein Zeichen, zu ihm zu kommen, oder Zaka lugte hinter einer Hecke hervor und lockte mich zu dieser Hecke, aber immer, wenn ich den Ort erreicht hatte, an dem ich sie eben erst gesehen hatte, waren sie unauffindbar. Hatten sich in Luft aufgelöst. Und am Ende blieben sie verschwunden. Ich suchte sie vergeblich, durchforschte den ganzen, zum Glück ausreichend beleuchteten Garten, überprüfte jede Bank, blickte hinter jeden Busch, umrundete jeden Baum, entdeckte an verborgenen Plätzen einige Waver, die gerade mit ihren Waverinnen das taten, was ich mit den beiden Schwestern auch sehr gern getan hätte, lauschte ihrem Stöhnen, das sich mit dem Rascheln der Blätter, dem Knacken der Zweige und dem entfernten dumpfen Dröhnen der Musik vermischte, und stolperte weiter. Ich fand weder Badagno noch Zaka. Sie hatten sich verdünnt, verflüchtigt noch mal! Am Ende blieb ich stehen, denn mir war klar geworden, dass sie bloß mit mir gespielt und mich zum Narren gehalten hatten. Sicher hatten sie sich schon seit einigen Minuten wieder in meinen Kopf zurückgezogen und trieben es gerade wie wild mit Florémize, diese beiden Schlingel. Es überlief mich lustvoll, ich feixte und während mich ein wohliger Schauer nach dem anderen schüttelte, machte ich mich auf den Weg zurück in den Saal.

– Wo bist du gewesen?

Swanhilde empfing mich reichlich verärgert. Sie schnupperte an mir und verzog ihr bleiches Gesicht.

– Was hast du denn getrunken? Du riechst fürchterlich!

– Rum, meine Schöne. Ich habe nichts anderes als Rum getrunken. Rum zu Ehren der Toten. Swanhilde kräuselte die Nase und Kundry schaute mich unverwandt an. In ihren Augen standen Enttäuschung und aufkeimende Zweifel. Ihre Schwester ergriff von neuem die Initiative.

– Wir beide wollen jetzt gehen. Kommst du ein Stück mit?

Natürlich kam ich mit und mit etwas Mühe gelang es mir, die Schwestern ohne das geringste Schwanken zu begleiten. Jetzt ließen sie mich nicht in ihrer Mitte gehen. Statt dessen hielt ich mich (wegen ihres schnellen Schrittes mit einiger Anstrengung) an Kundrys Seite. Auf dem

Weg waren wir ziemlich einsilbig. Ich berührte die Süße neben mir nicht ein einziges Mal, ganz wie ein viktorianischer Gentleman. Das müsste ihr doch gefallen! Der Rum, dessen Wirkung nun erst richtig zur Geltung kam, hatte meine Gedanken verlangsamt. Ich wurde von Dumpfheit übermannt und hatte nicht den geringsten Wunsch nach Sex, nahm mir jedoch fest vor, es morgen, auf dem Friedhof, mit beiden zu treiben, und zwar nach allen Regeln der Kunst!

Beim Abschied unternahm ich keinen Versuch, die beiden zu umarmen, sondern gab ihnen ganz sittsam die Hand, denn sie sollten einen guten Eindruck von mir mitnehmen. Das würde es mir morgen leichter machen. Allein ging es zurück zu „Tante Gretes Hühnerstall“, allein stolperte ich in mein Zimmer, schloss die Tür, setzte mich auf mein Bett und barg den Kopf in den Händen. In mir erschallte Agroés Stimme, näseld, tief, herrisch, wie ein Donnerröllen.

– Heute ist unser Held nicht zum Zuge gekommen.

Florémize pflichtete ihm bei.

– Wenn er es versucht hätte, hätte er die beiden auf immer verschreckt.

Von solch einer vernünftigen Sichtweise hielten die Zwillinge nichts. Sie krächten:

– Ein Schlappschwanz! Ein Schlappschwanz!

Mèt Agroé fuhr energisch dazwischen:

– Das geht euch Kinder gar nichts an! Ihr solltet schon längst schlafen!

An dem Punkt mischten sich Badagno und Zaka ein. Sie rezitierten gemeinsam:

– Dabei haben wir ihn extra in den Garten gelockt, damit er sich beim Anblick des lockeren Treibens dort einen Kick holt und endlich die Initiative ergreift.

Das letzte Wort hatte, wie es angemessen war, Mèt Agroé:

– Auf der morgigen Party wird es besser laufen, das ist sicher. Unser Reittier wird von Tod und Vergänglichkeit umzingelt werden, ein Memento Mori wird ihm drohen und auf diese Weise wird er rasch begreifen, dass ihm über eine solche Erfahrung nur zwei feuchte Muschis hinweghelfen können.

Die Stimmen in meinem Kopf schwiegen. Mühselig, schwankend ging ich ins Bad, entfernte (nicht besonders gründlich) die Reste der Schminke, wusch mich schon halb schlummernd, besuchte das Klo. In meinem Zimmer kroch ich mit letzter Kraft unter die Bettdecke und tauchte kopfüber in einen tiefen, traumlosen Schlaf, der erst gegen Mittag des heutigen Tages endete. Kaum wach geworden, machte ich mich nach einer kleinen Stärkung (aus Janines Abteilung des Kühlschranks) gleich daran, die sicher schon begierig wartenden Leserinnen und Leser meines Blogs über die bizarren, spektakulären, unglaublichen und trotzdem, das versichere ich hoch und heilig, wahren Ereignisse des gestrigen Donnerstags zu unterrichten. Eine Aufgabe, die hiermit erledigt ist!

Freitag, 6. September: Die Sonne geht allmählich unter, ein kalter Abendwind streicht durch die gekippten Fenster, aber es ist noch mehr als genug Zeit, bevor ich mich für die Party auf dem Friedhof zurecht machen muss. Ich habe mich wieder gefasst, bin ruhig geworden und konnte all die dummen, ulkigen und später bestürzenden und gruseligen Events des heutigen Tages – vor der Party - in meinem Blog resümieren. So schaffe ich sie mir von der Seele und bin außerdem ganz sicher: Das Internet wird sich darum kümmern. Zugleich ist das Schreiben eine prima Methode, um mich voll und ganz in den Griff zu bekommen. Auf diese Weise wird sich die Vorfreude auf das intime Treffen mit den Schwestern zwischen den Gräbern erneut einstellen, denn ehrlich gesagt hat mir das, was mir gerade widerfahren ist, den Geschmack an allem, was mit dem Tod und mit den Schwarzen in meinem Kopf zusammenhängt, gründlich verdorben. Das Spektakel, das sie mir präsentiert haben, war echt heavy. Das könnt ihr mir glauben!

Aber der Reihe nach. Euer geschätzter Gede-Nibo wachte erst gegen Mittag auf. Er hatte gut geschlafen, danke für die Nachfrage. Tief und traumlos hatte er geschlummert und war mit einem angenehmen Gefühl der Erwartung munter geworden. Sein erster klarer Gedanke war: „Um Mitternacht lege ich Kundry und Swanhilde flach und am besten beide zugleich.“ Das motivierte den Guten genügend, um fröhlich aus dem Bett zu springen, sich rasch zu waschen und gleich in die Küche zu dackeln, um zu erkunden, welche Schätze ihm der Eisschrank heute bescheren würde.

Bedauerlicherweise wartete auf unseren Helden eine böse Überraschung. Die Küche war nicht leer und das heißt: Er hatte keine freie Bahn. An dem Holztisch unter dem großen Fenster saßen Kevin und Matthias und löffelten Tomatensuppe. Matthias, schlaksig, rothaarig, sommersprossig und muffelig wie gewohnt, antwortete auf meinen Gruß bloß mit einem kurzen Nicken und warf einen misstrauischen Blick in meine Richtung, bevor er sich wieder seinem Essen widmete. Kevin dagegen sprang bei meinem Erscheinen sofort auf, fischte einen Zettel aus seiner Hosentasche und hielt ihn mir unter die Nase.

– Hier hast du eine Aufstellung der Lebensmittel, die du uns gestern aus dem Eisschrank gestohlen hast. Geh in den Supermarkt und ersetze sie – und zwar sofort und vollständig. Unsere Geduld ist am Ende.

Kapitulierend hob ich beide Hände.

– Hey, Digger, keep cool. Alles ist really straight.

– Du gehst sofort zum Supermarkt, hörst du? Um 14 Uhr sehen wir uns hier in der Küche zu einer Besprechung. Es werden alle Mitglieder unserer Wohngemeinschaft da sein und du wirst auch da sein und uns einige Fragen beantworten. Jetzt ab mit dir in den Supermarkt. Vergiss keines der Lebensmittel, die du ersetzen musst.

Das waren ja ganz neue Töne! Ich seufzte, zuckte mit den Achseln, murmelte so laut, dass die beiden ätzenden Typen es hören mussten, „Arschlöcher“ und trollte mich. Was blieb mir auch anderes übrig? Mit knurrendem Magen holte ich aus meinem Zimmer Geld und einen Rucksack. Währenddessen rührten sich die schwarzen Brüder und Schwestern in meinem Kopf nicht. Sie gaben keinen Mucks von sich, schliefen wahrscheinlich noch und das verstand ich vollauf. Warum sollten sie sich mit solch einer Lappalie befassen?

Klar, ich stattete dem großen Supermarkt in der Parallelstraße einen Besuch ab, doch nicht, um Kevins lächerlichen Forderungen nachzukommen, sondern, um meinen Magen zu füllen. Euer Gede-Nibo, der ist kein Hasenfuß, der kuschelt nicht, der lässt sich nicht von einem aufgeblasenen Wichtigtuier ins Bockshorn jagen! Als erstes wanderte Kevins Liste zu einem Bällchen zerknüllt in einen Papierkorb auf der Straße. Als zweites wurde jedes Regal des Supermarktes durchkämmt und alles, was schmeckt, landete in dem großen Einkaufswagen. Alles, was mir schmeckt, mir ganz allein, versteht ihr? Nicht eine Sekunde kam mir in den Sinn, den anderen etwas mitzubringen. So dumm ist euer Gede-Nibo nicht! Nahe beim Ausgang standen die Regale mit den Alkoholika und ziemlich weit oben gab es verschiedene Rum-Marken. Da wurde beherzt zugegriffen. Zwei Flaschen sollten fürs erste reichen, nein, doch lieber drei. Oder vier? Am Ende war der Einkaufswagen bis zum Anschlag gefüllt und der Rucksack reichte nicht aus, um all die Köstlichkeiten nach Hause zu transportieren. Dazu waren zusätzlich zwei überdimensionale Plastiktüten erforderlich.

Zurück in „Tante Gretes Hühnerstall“ lenkte ich meine Schritte nicht Richtung Küche, wo möglicherweise schon dieser Spasti Kevin zusammen mit den anderen auf mich lauerte. Nein, es ging gleich in mein Zimmer und das wurde sorgfältig verriegelt, damit nichts und niemand mein Festmahl störte. Ein denkwürdiges Festmahl! Zu Beginn wurde eine der Rumflaschen in Angriff genommen. Ein Wasserglas voll mit ihrem köstlichen Inhalt gab es vorweg und

danach wurde geschlemmt und geschlemmt und geschlemmt. Das Geilste aber ist, dass euer Herzensfreund, euer Gede-Nibo, jetzt, wie sich herausstellte, den Rum besser als beim ersten Mal verträgt. Selbst nachdem die Flasche bis auf den letzten Tropfen geleert war, konnte er klar sehen, klar denken, aufrecht gehen. Er ist eben ein Teufelskerl! Das gebt ihr sicher gerne zu und das bestätigte auch Florémize, die sich kichernd in meinem Kopf zu Wort meldete:

– Du scheinst gelernt zu haben, was für ein herrliches, unvergleichliches Getränk Rum ist.

Lass aber die übrigen Flaschen stehen. Denke daran, dass du in dieser Nacht zwei reizende bleiche Bräute beglücken willst.

– Die werde ich beglücken, meine Süße, und dich obendrein.

– Das möchte ich sehen.

– Kannst du. Zeig dich und wir können es gleich ausprobieren.

Ein feines Lachen, das an ein kristallenes Glöckchen denken ließ.

– Vielleicht nach der Friedhofs-Party... Bitte, öffne das untere Fach der Kommode und schau nach, was sich dort befindet.

Schönen Frauen, die sich vor mir schon einmal nackt gezeigt haben, erfülle ich jeden Wunsch und deshalb stiefelte ich gehorsam zur Kommode. Und war äußerst erstaunt, als sich an der angegebenen Stelle ein dünner roter Nylonstrick fand, der sehr reißfest wirkte. Keine Ahnung, wie er in das Fach gelangt war. Florémize befahl mir:

– Nimm den Strick und geh damit auf den Boden.

Habe ich euch in meinem Blog schon von dem Bodenraum erzählt, der zu dem Haus gehört, in dem „Tante Gretes Hühnerstall“ untergebracht ist? Er ist direkt unter dem Dach und hat deshalb an den Seiten schräge Wände, doch in der Mitte wurde eine plane Decke eingebaut, die nicht allzu groß ist, vielleicht 2 m x 2 m. Erhellung wird der Bodenraum von dem spärlichen Licht, das aus einer Luke fällt, und zusätzlich von einer von der Decke herabhängenden nackten Birne. Neben ihr hat man einen eisernen Haken angebracht, zu welchem Zweck, das ist schleierhaft. Der Fußboden besteht aus grauem Zement und die schrägen Wände sind grau gestrichen. An ihnen befinden sich in Kopfhöhe viele Haken, die benutzt werden sollen, um Wäscheleinen quer durch den Raum zu spannen, denn dieser Raum hat den Zweck, dass die Hausbewohner hier ihre Wäsche trocknen. Das machen sie nicht allzu oft: Die meisten haben einen Wäschetrockner oder hängen die Wäsche in ihrem Badezimmer auf, denn die Treppe, die zum Bodenraum führt, ist reichlich schmal und ohne Geländer, also recht gefährlich für jemanden, der einen Korb voll Wäsche trägt. Meist stehen in dem Raum bloß drei unscheinbare hölzerne Hocker herum, die kleinen Leuten das Spannen der Leine erleichtern sollen und auch dem Ausruhen dienen.

Ich schlich mich an der Küche vorbei (aus der kein Laut drang - wahrscheinlich war dort noch niemand versammelt, war ja auch noch etwas früh), zur Wohnungstür hinaus, die Treppe hoch und zum Bodenraum, der wie gewohnt ziemlich leer war. Nur eine Leine war gespannt, an der zwei weiße Bettlaken hingen. Den roten Nylonstrick in der Hand, sah ich mich zögernd um und blieb stehen, bis sich die Stimme von Florémize in meinem Kopf vernehmen ließ:

– Knüpf den Strick an den Haken in der Mitte, so fest, dass er sich nicht lösen kann.

Ich holte mir einen Hocker, bestieg ihn und machte mich daran, den Strick korrekt an den großen Eisenhaken zu kneten. Dabei half mir meine Erfahrung mit Knoten beim Segeln. Am Ende saß der Strick bombenfest und als ich probeweise für einen Moment mein ganzes Gewicht daran hängte, hielt er und gab nicht nach.

Stolz erklärte ich Florémize:

- Habe ich richtig cool gemacht, nicht wahr? Genau so, wie du es von mir wolltest. Bin eben geschickt mit meinen Händen. Sag mal, wozu dient der Strick?
- Wart's ab. Jetzt wird es Zeit, dass du dich zu der Versammlung in eure Küche begibst.
- Mach ich. Wird sicher interessant, dieses Meeting. Mal sehen, was die Hampelmänner mit mir zu plauschen haben.
- Erwähne uns nicht. Du hast gesehen, wie eigenartig sie reagieren, wenn du von Schwarzen sprichst.
- Danke für den Tipp. Ich werde meinen Mund halten.

Ich kletterte die Bodentreppe hinunter und obwohl es schon eine Viertelstunde nach 14 Uhr war, schlenderte ich recht gemütlich in die Küche. Wir wollen zu dieser Komikerveranstaltung doch nicht allzu folgsam erscheinen! Natürlich waren sie schon vollständig versammelt, die Trottel, die Schrullen aus „Tante Gretes Hühnerstall“. Waren sauer wegen meiner Verspätung, das merkte man. Sie glotzten mich nicht bloß mürrisch und gereizt, sondern geradezu feindselig an. Keine Ahnung, weswegen sie sich so merkwürdig benahmen, aber das sollte ich gleich erfahren, und zwar von Kevin, der sich (wie konnte es anders sein?) als ihr Obermufti aufspielte, der Bazi!

Kevin räusperte sich und verfügte streng:

- Xaver, setz dich auf den Stuhl, der hier vorne steht.

Zuerst wollte ich protestieren und sagen, dass ich jetzt nicht mehr Xaver heiße, sondern Gede-Nibo, besann mich jedoch eines Besseren, zuckte betont lässig mit den Achseln und fläzte mich auf den Stuhl, auf den Kevins Finger wies. Diese durchgeknallten Typen hatten die Möbel in der Küche so umgestellt, dass sie zu viert nebeneinander hinter dem langen Esstisch sitzen konnten, während ich wie ein Angeklagter auf einem einsamen Stuhl vis-à-vis von ihnen allen hocken musste. Aber bitte schön, wenn ihnen der Sinn nach einer Gerichtsverhandlung stand, so würde ich eben mitspielen und mich dabei amüsieren. Gede-Nibo ist durch nichts zu erschüttern!

Die Grand Jury mir gegenüber setzte eine ernste Miene auf und ihr Sprecher Kevin holte zu einer längeren Rede aus. Ich kann euch sagen: Sie langweilte mich vom ersten Wort an. Was für eine Geseire! Trotzdem werde ich versuchen, das, was das Oberarschloch Kevin von sich gab, so genau wie möglich wiederzugeben, damit ihr, belustigte Leserinnen und amüsierte Leser, euch totlachen könnt.

- Xaver, im Namen aller Mitglieder unserer Wohngemeinschaft muss ich dir mitteilen, dass dein Verhalten für uns nicht mehr tragbar ist. Wir haben dich zwar von Anfang an als einen rücksichtslosen, uneinsichtigen Maulhelden erlebt, als einen unsozialen, unangenehmen Zeitgenossen, aber du hast dich den Gepflogenheiten unserer Wohngemeinschaft wenigstens einigermaßen angepasst. Dein Auftreten hat sich jedoch in den letzten paar Tagen so verändert, dass es nun unerträglich geworden ist. Du benimmst dich, als wärest du hier allein und als würde dir alles gehören. Du respektierst keine der von uns – auch von dir – gemeinsam aufgestellten Regeln mehr. Unsere Gemeinschaft scheint dir vollkommen gleichgültig geworden zu sein. Du hast zwar seit jeher fürcherlich geprahlt und bei jeder Gelegenheit versucht, dich mit platten Aussprüchen, die alle genervt haben, und einem angeblich bayerischen Gehabe in den Mittelpunkt zu stellen, aber du hast wenigstens das Eigentum der anderen respektiert und dich trotz deiner unsäglichen Kalauer einer einigermaßen akzeptablen Sprache bedient, die unsere Frauen nicht erschreckt hat. Du hast dich auch in deinem Zimmer halbwegs leise und manierlich bewegt. Damit scheint es nun vorbei zu sein. Seit einigen Tagen bist du zu einem ausgesprochenen Rüpel mutiert. Du vergreifst dich an unserem Essen und denkst trotz aller Aufforderungen und Fristsetzungen

gar nicht daran, uns die gestohlenen Nahrungsmittel zu erstatten. Du belegst das Badezimmer nach Gutdünken, ohne dich um den Monatsplan und die Bedürfnisse deiner Mitbewohnerinnen und Mitbewohner zu kümmern. Du randalierst und brüllst in deinem Zimmer herum, obwohl du weißt, wie dünn die Wände hier sind und wie sehr du damit deine Nachbarn störst. Und nicht zu vergessen: Gegenüber Ewa und Janine hast du dich unangemessen vulgär geäußert. Das kannten wir bisher nicht von dir. Es ist, als wärst du in den letzten paar Tagen zu einem völlig anderen Menschen geworden. Zu einem richtigen Scheusal.

Nachdem Kevin Atem geschöpft hatte, blickte er zu den anderen hin und fragte:

– Möchte jemand diesen Punkten etwas hinzufügen?

Matthias und Janine schüttelten den Kopf. Ewa erklärte:

– Xaver, wir alle meinen, dass du dich völlig verwandelt hast. Du sprichst sonderbar, bist plötzlich sexbesessen und strahlst eine beachtliche Aggressivität aus. Außerdem ist seit einigen Tagen etwas Unerklärliches, Rätselhaftes an dir, etwas, das uns alle abstößt und uns irgendwie Angst macht. Du solltest so schnell wie möglich zum Arzt oder besser noch zu einem Psychiater gehen.

Als sie verstummte, nickten alle und Kevin fuhr mit seiner stupiden Gardinenpredigt fort:

– Zunächst wollen wir dich bitten, uns zu erklären, was mit dir los ist. Sag uns, was der Grund für all diese negativen Veränderungen bei dir ist. Gab es ein Ereignis, das dich traumatisiert hat und von dem wir nichts wissen? Danach mach uns begreiflich, warum du für die uns gestohlenen Nahrungsmittel trotz aller Appelle und der Deadline noch nicht Ersatz geleistet hast. Wir haben gesehen, dass du einkaufen gegangen bist. Anscheinend hast du nur Essen für dich selbst besorgt.

Er schwieg, offenbar ratlos. Die übrigen Trottel glupschten erwartungsvoll in meine Richtung. Unverkennbar gingen sie davon aus, dass ich ihr Spiel mitspielen würde – aber da hatten sie sich getäuscht! Euer Gede-Nibo ist schlau, der lässt sich nicht leicht ins Bockshorn jagen. Der läuft zu Hochform auf, wenn ihm Leute dumm kommen, und zeigt ihnen, wer das Sagen hat. Das war auch hier der Fall! Passt auf, meine klugen Leserinnen und aufgeweckten Leser, damit ihr lernt, wie man mit solchen Schafsköpfen, wie sie vor mir saßen, bei denen jedes Wort zu viel ist, fertig wird. Zunächst ließ ich sie schmoren, gab keinen Mucks von mir, grinste sie bloß höhnisch an und das so lange, bis Kevin ungeduldig fragte:

– Was ist? Willst du nicht antworten?

Sie wollten eine Antwort? Na gut. Ich füllte beide Wangen mit Luft und ließ sie so zwischen den Lippen entweichen, dass es ein an einen Furz erinnerndes Geräusch gab. Anschließend rief ich mit tiefer, dröhnender Stimme:

– Buuuuh!

Das reichte erst einmal, damit sie mich mit offenem Mund anstauten, und es brachte den sonst eher mundfaulen Matthias dazu, mich zur Ordnung zu rufen:

– Lass diesen Blödsinn und gib uns eine verständliche Antwort. Das haben wir verdient.

Meine Reaktion war ein sardonisches, lang anhaltendes Gelächter.

– Verdient ... verdient... HAHAHA ... was wisst ihr denn schon ... HAHAHA ... ihr habt ja keine Ahnung, ihr Komiker ... HAHAHA ...

Und damit war meine geniale Performance nicht zu Ende, nein, meine vergnügten Leserinnen und aufgemunterten Leser, der Knaller, der Mega-Höhepunkt, der kam erst noch. Ich tat den Mächtgern-Anklägern hinter dem Küchentisch nicht den Gefallen, mich wie ein von der Schwere seiner Schuld erdrückter Beklagter zu benehmen und mich zu einer großen Verteidigungsrede aufzuschwingen. Statt dessen drehte ich ihnen eine lange Nase, lachte mir

eins, ließ mir von ihnen nicht die Butter vom Brot nehmen, sondern kehrte den Spieß um und trug den Sieg davon. Am Ende servierte ich ihnen das einzig Richtige, das, was ihnen am deutlichsten demonstrierte, was ich von diesen hirnrissigen Idioten hielt: Ich stand auf, ließ Hose und Unterhose herunter und zeigte ihnen meinen nackten Hintern.

Das gab einen Aufstand! Janine stieß einen spitzen Schrei aus, Ewa rief: „Nein!“ und als ich mich schwungvoll wieder angezogen und hingesetzt hatte, stellte ich fest, dass die beiden Hähne aus „Tante Gretes Hühnerstall“ aufgesprungen waren. Matthias hatte beide Hände in die Seiten gestemmt und schüttelte in einem fort den Kopf, während mich Kevin mit heruntergeklappter Kinnlade fassungslos anstierte. Ich genoss die Situation, amüsierte mich köstlich und grinste die vier Armleuchter an. Ihr, meine sauberen Leserinnen und kernigen Leser, müsst zugeben: Euer Gede-Nibo, das ist ein originelles Kerlchen, und er kann wahrhaftig für Sensationen sorgen!

Erst nach geraumer Zeit hatten die selbsternannten Richterinnen und Richter ihre Fassung wiedergefunden. Natürlich war es Kevin, der auch jetzt noch meinte, er könne im Namen aller sprechen, und der trocken, mit hochgezogenen Augenbrauen, aber leicht schwankender Stimme erklärte:

– Das hat den Ausschlag gegeben. Wir werden unserer Wirtin, Frau Grete Ernst, noch heute mitteilen, dass du für unsere Wohngemeinschaft untragbar geworden bist und dass sie dir bitte zum schnellstmöglichen Termin kündigen soll. Spreche ich im Namen aller Anwesenden? Er ließ die Blicke nach links und rechts schweifen und drei gehorsame Schafe nickten in schöner Eintracht. Zufriedengestellt wandte er sich erneut an mich und erklärte mit schulmeisterlicher Miene:

– Wie du siehst, ist das Urteil einstimmig. Wenn Frau Ernst erfährt, was du dir alles geleistet hast, wird sie unserer Bitte unverzüglich entsprechen. Da bin ich mir sicher. Alles Weitere kläre mit ihr. Und nun tu uns den Gefallen und lass uns hier allein.

Na, da hatte sich dieser Witzbold aber getäuscht! Euer Gede-Nibo dachte gar nicht daran, den Schwanz einzuziehen (und er hat einen großen!) und wie ein gescholtenes Hündchen davonzutrotten. Er blieb einfach auf seinem Stuhl sitzen, lachte hämisch und hatte seinen Spaß an dieser Situation. Er blieb so lange sitzen, bis sich die anderen mit Blicken und Kopfbewegungen dahingehend verständigt hatten, dass sie es sein mussten, welche die Küche zu verlassen hatten. Sie erhoben sich in schöner Eintracht und zogen sich anscheinend zu einer Konferenz in Kevins Zimmer zurück. Woran ich das merkte? Ganz einfach: Das ließ sich aus den verschiedenen Geräuschen schließen, aus dem Trappeln mehrerer Füße hintereinander auf den Holzdielen des Flurs, dem Zuklappen einer Tür, begleitet von einem metallischen Nachklang (Kevin hat als Einziger seine Zimmertür innen mit Metall ausgekleidet), und aus der Stille danach.

Ich blieb noch ein Weilchen in der Küche hocken, genoss meinen Triumph, beglückwünschte mich zu der Bravour, mit der es mir gelungen war, aus den selbsternannten Richtern Angeklagte zu machen und ihnen ihre Erbärmlichkeit vor Augen zu führen. Danach marschierte ich hochoberhobenen Hauptes und weiterhin grinsend in mein Zimmer zurück. Auf dem Weg dorthin kam mir in den Sinn, dass ich bei der Auseinandersetzung mit den Trotteln von „Tante Gretes Hühnerstall“ meine lieben schwarzen Mitbewohner – wie von Florémize gewünscht – nicht mit einem Wort erwähnt hatte. War doch clever von mir, nicht wahr?

Das schöne Gelingen meines Plans verdiente eine Belohnung: ein Glas Rum! Ich goss es mir ein, rekelte mich, auf die Ellbogen gestützt, auf meinem Bett und erfreute mich an dem himmlischen Getränk, bei dem ich nur eins bedauerte, nämlich, es nicht eher im Leben

entdeckt zu haben. Auf einmal geschah etwas ganz und gar Unerklärliches, etwas Groteskes und sogar Erschreckendes. Ich hatte mich gerade in eine sitzende Haltung aufgerichtet, hatte das leere Glas in dem Regal bei meinem Bett abgestellt und war am Überlegen, ob ich mir noch eins genehmigen sollte, um meinen grandiosen Sieg über diese Horde von Einfaltspinseln, mit denen ich bisher zusammengehaust hatte, gebührend zu feiern, oder ob ich es in Anbetracht der beiden Bräute, die in Kürze auf dem Friedhof flachgelegt werden wollten, lieber lassen sollte. Da wurde es urplötzlich dunkel um mich. Es war nicht so wie bei einer Ohnmacht oder als hätte mich der Schlaf übermannt. Anders war es, ganz anders. Ich hatte die bestimmte Empfindung, dass mich schlagartig eine gewaltige unsichtbare Kraft packte und in eine andere Sphäre versetzte, und von einer Sekunde auf die andere umgab mich die allerschwärzeste Nacht. Das ging so schnell, dass nicht einmal Zeit für einen überraschten Ausruf („Was ist das?“) blieb. Es war wie in einem Science-Fiction-Film. Eben noch aalte ich mich auf dem Bett in meinem Zimmer, einen Wimpernschlag später befand ich mich in einem völlig schwarzen Raum. Was für ein Raum das war? Ich hatte nicht den blassesten Schimmer, wusste bloß intuitiv, dass seine Ausmaße gigantisch waren. Er hatte kosmische Dimensionen, das war unbestreitbar.

Nun werden die Intelligenzbestien unter euch wissen wollen, wieso ich überhaupt etwas über diesen Raum aussagen kann, wo es doch vollständig schwarz um mich herum war. Die Antwort darauf ist: Die Schwärze blieb nicht so uneingeschränkt bestehen wie am Anfang. Bald blitzte etwas Helles auf und erlosch wieder. Mal tauchte kurz ein rötlicher Fackelschein auf, mal schlugen Flammen aus der Finsternis empor und verschwanden genauso plötzlich, wie sie erschienen waren. Blitze zuckten auf, malten eckige Gebilde in die Sphäre über mir (Himmel will ich sie nicht nennen) und vergingen.

Allmählich drängte sich etwas anderes in den Vordergrund, beschäftigte mich immer stärker, und es war ein akustisches Phänomen. Ich vernahm ein andauerndes lautes Trommeln. Wie viele Trommeln geschlagen wurden, lässt sich schwer einschätzen. Auf alle Fälle waren es mehr als eine und weniger als zwanzig. Nach und nach wurde mir bewusst, dass sie ohne Unterlass ertönten. Auf den Trommeln wurde ein mal rasend schneller, mal langsamer Rhythmus angeschlagen, und immer war der Rhythmus so suggestiv, dass er meinen Körper wie mit kräftigen Händen packte und meine Arme und Beine zum Zucken brachte. Bald pochte selbst mein Blut im Rhythmus der Trommeln. Mein Geist wurde davon ganz und gar ergriffen, gefangen genommen. Denken wurde unmöglich. Die bedrohlichen Beats packten mein Hirn, kneteten es durch, quetschten es aus, zerrten die Nervenstränge auseinander und zerfetzten sie, so dass ich am Ende nichts anderes verspürte als einen ungeheuren, einen unvorstellbaren Schmerz, der mich ganz und gar vernichtete.

Nach einer Zeit, die mir endlos vorkam, trat das Trommeln in den Hintergrund und andere Geräusche drängten nach vorn, buhlten um meine Aufmerksamkeit. Kreischen und Schnattern war zu vernehmen, Heulen und Jammern, Winseln und Brüllen. Es ertönten schrille Schreie, dumpfes Stöhnen, untröstliches Greinen, ein schauerliches Murmeln wie von Beschwörungsformeln, ein Röcheln wie aus der Kehle eines Sterbenden, ein geistloses Plappern wie von einem Wahnsinnigen. Auf der einen Seite klang es, als würden reihenweise Menschen hingschlachtet, auf der anderen, als gäbe es ganz in der Nähe eine Massenorgie. Crazy war das, völlig crazy! Nicht ein Wort war zu verstehen: Es blökte, jaulte, knurrte durcheinander. Im Nachhinein, als ich das Erlebte Revue passieren ließ, kam mir ein passender Begriff dafür in den Sinn, den ich irgendwo gelesen und mir gemerkt hatte: Pandämonium. Und das traf die Sache. Es war ein Pandämonium, ein Chaos, in dem jede Ordnung, jeder Sinn, jede Vernunft versunken war, und in dem sich jede Person, die mit ihm

konfrontiert wurde (auch ich!), wie in Salzsäure auflöste. So ähnlich stelle ich mir die Hölle vor.

Langsam meldeten sich auch meine anderen Sinnesorgane, nicht bloß das Gehör, und sie wurden genauso unangenehm erregt. Mein Tastsinn teilte mir jammernd mit, dass ich auf einem harten, steinigen, äußerst unbequemen Untergrund ruhte, der eine enorme Wärme ausstrahlte. Überhaupt war die gesamte, in tiefes Schwarz getauchte Umgebung erstaunlich warm – wobei „warm“ eine Untertreibung ist. Es war heiß und schwül wie in einer Tropennacht, und auch diese Hitze legte die Assoziation mit der Hölle nahe. Ich spürte, wie mein Körper so ins Schwitzen geriet, dass Schweißperlen die Schläfen befeuchteten, in die Augen tropften und dort ein Brennen hervorriefen.

Daraufhin machte sich mein Geruchssinn protestierend bemerkbar. Ich nahm die verschiedensten Gerüche wahr, die alle zusammen eher als Formen von Gestank bezeichnet werden konnten: Qualm, der Geruch nach verbranntem Fleisch, nach Verfaultem und schließlich war da etwas undefinierbar Süßliches, das Ekel in mir hochsteigen und mich hilflos würgen ließ. Dies alles wurde überlagert von zwei weiteren Gerüchen, einem modrigen und einem erdigen Geruch. Beide waren nicht erfreulich, aber verglichen mit den anderen einigermaßen erträglich.

Erst ganz zum Schluss wurde der Gesichtssinn auf Dauer gefordert und das erfüllte mich zuerst mit der beruhigenden Gewissheit, dass ich nicht auf bestem Weg war, blind zu werden. Die Blitze, welche die vorherrschende Schwärze in unregelmäßigen Abständen erhellten, die weißen, aus dem Nichts auftauchenden Lichter und der mysteriöse roter Schein, der an- und ausging, erleuchteten nun schlagartig und immer nur für Sekunden, aber in sehr kurzen Abständen, die abstrusesten Szenen und Gestalten. Für einen kurzen Atemzug erblickte ich eine Gruppe farbiger, weiß gekleideter Frauen, die sich im Kreis stampfend zu den Trommelrhythmen bewegten. Dann wurde genauso kurz eine dicke Schwarze sichtbar, eine richtige Niggermummy, die ebenfalls weiß gekleidet war. Sie drehte sich zu den Trommelrhythmen, wirbelte mit ihrer ganzen Körperfülle um die eigene Achse, so schnell, dass ihre Gestalt vor den Augen verschwamm. Nachdem die Finsternis die Dicke verschlungen hatte, tauchte an einer anderen Stelle eine zierliche alte Farbige auf, gleichfalls in Weiß gekleidet. Wie die vorige kam sie mir vage bekannt vor. Hatte ich sie schon vorher einmal gesehen? Keine Ahnung. Sie hockte auf dem Boden und hielt in der linken Hand einen schwarzen Hahn. Rasch biss sie ihm den Kopf ab, spuckte ihn weit von sich und schwenkte, sich drehend, den zuckenden Körper, damit das herauschießende Blut in einem großen Kreis auf den mit weißem Sand bestreuten Boden um sie herum fließen konnte. Die Szene verschwand und eine weitere wurde für einen Wimpernschlag erhellt: Zwei muskulöse Schwarze, die sich ihre Gesichter weiß bemalt hatten und nichts als Lendenschurze trugen, rangen keuchend und ächzend miteinander. Jetzt traten zwei jugendliche, dem Kindesalter kaum entwachsene Farbige in Erscheinung. Mit Messern in der Hand, tänzelten sie umeinander herum und versuchten sich in Ausfällen, um die blitzende Klinge in den Körper ihres Gegenübers zu versenken. Bevor ihnen dies gelang, hatte sich der Schauplatz verfinstert und etwas anderes sprang hervor. Irgendwo rechts von der Stelle, an der ich lag, tauchte ein riesiger Kessel auf, den ein starkes Feuer erhitzte. Eine feiste Schwarze, die ungewöhnlich groß, wohl an die zwei Meter zu sein schien und wie die vorigen in Weiß gekleidet und barfuß war, rührte darin mit einem gigantischen Holzlöffel. Was für ein Gebräu sich in dem Kessel befand, war nicht auszumachen. Jedenfalls wehte von dort ein fürchterlicher Gestank zu mir herüber, bevor alles wieder versank. Des Öfteren tauchte ein rötlicher Lichtschein auf, der auf einen aufragenden Holzpfahl fiel. Auf unerklärliche Weise, ganz intuitiv wusste ich, dass dieser Pfahl den alleinigen Mittelpunkt bildete und Himmel und Erde verband.

Nach einer gewissen Zeit, deren Dauer sich nicht näher bestimmen ließ, fielen die Schlaglichter und Blitze auch auf Sexszenen. Sie hoben Negroes hervor, die es miteinander auf jede erdenkliche Art trieben: junge Mädchen, die auf Männern wie auf wilden Gäulen ritten, knackige Weiber, die es ihren zeitweiligen Partnern mit dem Mund besorgten und... und... und... Es gab Männer, welche ihre Erwählten von hinten nahmen oder deren Köpfe zwischen schlanken Frauenbeinen verschwanden. Es gab Konstellationen zu dritt, zu viert, zu fünft, sogar zu sechst. Stets waren es jedoch Schwarze und das war offenkundig, selbst wenn sie ihre Körper oder ihre Gesichter weiß bemalt hatten. Es waren Schwarze, ein Universum von Schwarzen, das mich überwältigte, mich zermalmte, mich verschlang, mich in ein Gefühlschaos stürzte.

All das lief zwar ohne Worte ab, wurde aber von den verschiedensten Geräuschen begleitet. Man konnte nicht sagen, ob man Schreie des Entzückens oder Schreie der Qual hörte. Lust und Schmerz vermischten sich akustisch zu einer ununterscheidbaren Masse. Einmal meinte ich, in einem Mädchen, das gerade von hinten genommen wurde, Florémize zu erkennen, ein anderes Mal schienen mir Badagno und Zaka Teil einer Fünfergruppe zu sein, doch die einzelnen Szenen verschwanden immer schneller in der Finsternis. Am Ende war es wie ein einziger Alptraum, in dem die grässlichsten Bilder aufblitzten und erloschen, bevor sie richtig wahrgenommen, bevor sie vom Verstand ergriffen werden konnten. Das Ganze wurde zum Taumel, zu einem alles verschlingenden Wirbel, und die Vernunft mühte sich umsonst, so etwas wie Bedeutung, wie Ordnung herzustellen. Die Gefühle konnten nicht mithalten, sie schalteten sich ab, sie wichen einer generellen Dumpfheit. Meine Augen begannen zu brennen, als wären sie seit Stunden von dicken Rauchschwaden gereizt. Das Blut pochte eindringlich im Rhythmus der Trommeln und die Ohren begannen zu schmerzen. Schließlich kam es mir vor, als ständen meine Trommelfelle kurz vor dem Zerreißen und als würden meine Augäpfel gleich aus ihren Höhlen quellen. Und da, als ich glaubte, es nicht mehr aushalten zu können und geradewegs zu explodieren, da sank ich in Ohnmacht. Im Leben war mir niemals etwas willkommener gewesen als eben diese Ohnmacht.

Als ich das Bewusstsein wiedererlangte, lag ich auf meinem Bett. Im Zimmer war nichts Außergewöhnliches zu entdecken. Alles schien wie sonst. In meinem Körper und in meinem Geist sah es jedoch ganz anders aus. Das Herz raste, der Atem ging so schnell, als läge ein Marathonlauf hinter mir, ich war in Schweiß gebadet und in den Augen stach es wie nach einer ganzen Nacht in einer kleinen, völlig verqualmten Kneipe. In meinen Ohren piepste und summt es und in meinem Kopf ertönte fortwährend das Trommeln, das vermaledete Trommeln. Nur ganz allmählich wurde es schwächer, bis es wie ein leises Echo erklang. Das Blut in den Adern hörte auf zu vibrieren, zitterte bloß leicht. Mein Hirn hatte länger mit dem eben Erlebten zu tun. Es wollte und konnte es nicht verarbeiten. Minutenlang blieb ich liegen, war unfähig, mich zu rühren, war überwältigt von den empfangenen Eindrücken, von denen ich mit absoluter Sicherheit weiß, dass sie real gewesen waren. Ich war nicht das Opfer eines Drogenwahns geworden oder einer Halluzination. Ich hatte nicht geträumt. Das, was ich eben beschrieben habe, ist wirklich und wahrhaftig passiert. Die Schwarzen in meinem Kopf haben mir einen Einblick in ihre Welt gewährt und diese Welt ist schauerlich, grauerregend, die reinste Hölle. Ich muss es zugeben: Für mich war dieser Einblick too much.

Es dauerte mehr als eine Stunde, bis das Erlebte in den Hintergrund rückte, bis sich mein Atem und mein Herzschlag vollständig beruhigt hatten, bis die Pulsfrequenz auf ein Normalmaß gesunken war und es wieder möglich wurde, an anderes zu denken. Ich begann, mich mit dem zu beschäftigen, was heute Nacht stattfinden sollte, also mit der Party auf dem Friedhof. Verständlicherweise lockte mich jetzt die Aussicht darauf überhaupt nicht, ganz im

Gegenteil, und selbst das bevorstehende Techtelmechtel mit Kundry und Swanhilde hatte für mich jeden Reiz verloren. Doch ich sagte mir, dass die treuen Leserinnen und Leser meines Blogs und auch die beiden bleichen Bräute nicht enttäuscht werden wollten. Ich bin Gede-Nibo, verdammt noch mal, Herr über die Friedhöfe, Herr über den Tod! Also ermannte ich mich, nahm mich zusammen, riss mich am Riemen, erhob mich leicht schwankend, lief ein paarmal im Zimmer auf und ab, um mich zu sammeln, mich in den Griff zu bekommen. Dabei kam mir eine gute Idee. Zum Anziehen und Schminken für die Party war es noch zu früh. Warum sollte ich also die freie Zeit nicht nutzen und inzwischen alles, was heute passiert war, in meinem Blog festhalten? Das würde nicht allein unliebsame Gedanken in Schach halten, sondern auch helfen, das gerade Erlebte zu verarbeiten, zu bewältigen, ad acta zu legen, um am Ende wie ein Phönix aus der Asche aufzuerstehen, als der tollkühne, souveräne, furchtlose Gede-Nibo, von dem sich alle Bräute, ob weiß oder schwarz, gern flachlegen lassen, und den ihr, verängstigte Leserinnen und aufgewühlte Leser, so genau kennt, so heiß und innig liebt!

Samstag, 7. September: Es ist 3 Uhr früh. Um all die abstrusen, frustrierenden, ärgerlichen Ereignisse zu berichten, die mich zu einem point of no return gebracht haben, werde ich etwa zwei Stunden, vielleicht auch etwas weniger benötigen. Danach bleibt noch genügend Zeit, um beherzt einen Schlusstrich zu ziehen, ohne Gefahr zu laufen, von einem Außenstehenden gestört zu werden. Bei der Schilderung in meinem Blog, die ich nun in Angriff nehme, soll die Reihenfolge, in der sich die dramatischen und gleichermaßen verhängnisvollen Events abgespielt haben, strikt eingehalten werden, und es soll nichts beschönigt und nichts verschwiegen werden. Euer Xaver wird sich tapfer an die von ihm festgelegte Linie halten. Er wird sich das chronologische Korsett anziehen und nicht versuchen, es abzulegen, bevor er alles zu Ende gebracht hat. Diese Vorgehensweise wird mein Hirn, das immer noch nahe daran ist, Amok zu laufen, beruhigen und mich zugleich von den sich möglicherweise einstellenden Fragen ablenken, welche sich mit der Erkenntnis ergeben könnten, dass die Schwarzen meinen Kopf und Körper endgültig verlassen haben und dass sie nie mehr zurückkommen werden. Warum sie sich verdrückt und wohin sie sich fortgemacht haben, das ist und soll mir egal sein. Janine schläft tief und fest in meinem Bett. Wollen wir hoffen, dass sie das leise Klackern des Laptops nicht aufweckt. Die Süße ist erklältet und das ist einer der Gründe, warum sie Schlaf gut gebrauchen kann.

Um 23.20 verließ ich geschminkt und gekleidet wie ein echter Waver das Haus. Die Einblicke in die infernalische Welt der Schwarzen, die mir vor nicht allzu langer Zeit aufgezwungen worden waren, hielten mich weiterhin in ihrem Bann und dies hatte zur Konsequenz, dass ich mich auf die bevorstehende Friedhofsparty und den Sex mit Kundry und Swanhilde nicht die Spur freuen konnte. Das, was ich von den Orgien in der finsternen Welt, in die mich die Bewohner meines Kopfes gelotst hatten, gewahren musste, hatte mich in einen permanenten Zustand von Übelkeit versetzt, und diese Übelkeit ließ auch nicht nach, wenn ich an die beiden bleichen Bräute und das, was ich mit ihnen anstellten wollte, dachte. Aber ihr Lieben wisst ja, dass euer Xaver ein tapferes Kerlchen ist. Er biss die Zähne zusammen, sagte sich: „Jetzt erst recht!“ und drängte die Erinnerung an das, was er unlängst erlebt hatte, aus seinem Bewusstsein heraus. Ein tüchtiges Stück Arbeit, aber schließlich wollte er binnen Kurzem wieder einmal unter Beweis stellen, dass er ein echter bayerischer Bua war, ein Typ, bei dessen Anblick alle Sweethearts glänzende Augen bekommen (okay, klingt nach Prahlerei, ist aber wahr!), ein Lover, der den Schwarzen in nichts nachsteht, der die Weiber genauso zu spitzen Lustschreien treiben kann. Yes, sir! Trotzdem, wenn ich ehrlich bin, muss ich zugeben, dass ein Rest von Widerwillen blieb.

Der Weg zu dem Friedhof (erst mit der Bahn, dann ein Stück zu Fuß) erwies sich als unproblematisch und deshalb traf ich sogar ein paar Minuten eher als Kundry und Swanhilde bei dem Nebeneingang ein, den sie mir genau beschrieben hatten. Dort warteten schon drei weitere Waver, ganz in Schwarz gekleidet, die Gesichter weiß, cool dreinblickend, jeder für sich allein. Ich postierte mich ebenfalls in gehörigem Abstand von den anderen und probierte, ob die starke Taschenlampe, die wir mitbringen sollten, funktionierte. Sie tat es. Danach stand ich einfach da, starrte dumpf vor mich hin, ohne Gedanken, wie betäubt, und deswegen war es nur folgerichtig, dass ich Kundry und Swanhilde erst bemerkte, als sie direkt vor mir standen und mich mit „Hallo, Xaver!“ begrüßten. Es dauerte ein Weilchen, bevor ich ein „Hallo, ihr Süßen!“ hervorknödeln konnte.

Ich rang mir ein Lächeln ab und nahm die beiden Beauties mit den kalkigen Gesichtern genauer in Augenschein. Sie sahen klasse aus, mussten Stunden damit zugebracht haben, sich aufzubrezeln. Ich bin sicher nicht der große Meister im Beschreiben von Klamotten für Girls, aber um meiner geliebten stylischen Leserinnen willen möchte ich es dennoch versuchen. Kundry trug ein weißes Spitzenkleid, das ihr bis zu den Waden reichte und knapp über dem Rand der schwarzen Schnürstiefel endete. Sie hatte sich eine schwarze Stola aus Wolle um die Schultern gelegt, die den beträchtlichen Ausschnitt des Kleides zum Glück nur teilweise verhüllte und die außerdem die frisch tätowierte Rose am Halsansatz freiließe. Auf eine der weiß grundierten Wangen hatte sie sich eine weitere voll erblühte Rose gemalt, sehr sorgfältig, sehr detailgetreu, wie sich auf Anhieb feststellen ließ. Was für eine Künstlerin!

Nicht viel anders war es bei Swanhilde. Sie trug ein schwarzes Spitzenkleid, das genauso wie das weiße geschnitten war. Um die Schultern hatte sie eine rote Wollstola gelegt, die ebenfalls die frisch tätowierte Rose sehen ließ. Sie hatte sich jedoch in das bleiche Gesicht eine schwarze Spinne mit vielen Beinen gemalt, die ihre gesamte rechte Wange einnahm. Die Spinne war karikaturmäßig überzogen und das verlieh Swanhilde etwas Bizarres, Dilettantisches. Ich musste meinen ersten Eindruck korrigieren: Wirklich klasse sah nur Kundry aus. Das ließ ich mir natürlich nicht anmerken.

– Euer Outfit ist absolut großartig. Und nicht nur euer Outfit. Da legst du nieder. Ihr seid die reinsten Göttinnen des Todes.

Ich küsste beiden nacheinander die Hand und sie lächelten mich geschmeichelt an.

Kurz darauf öffnete sich das eiserne Tor von innen. Ein Waver trat heraus (ich erkannte ihn wieder: Es war Brams Kumpel), musterte die Wartenden mit ernster Miene und winkte am Ende der Inspektion allen, ihm zu folgen. Brav knipsten die Waver, kaum dass sie durch das Tor eingetreten waren, ihre Taschenlampen an, und ich tat es ihnen genauso brav nach. Der Schein der Taschenlampen konnte natürlich nicht allzu viel erhellen. Er beschränkte sich meistens auf den langen, geraden Kiesweg, den wir entlangtroteten. Ab und zu fielen Streiflichter auf die Bäume und das Gebüsch zu beiden Seiten des Kiesweges und enthüllten für einen Augenblick dunkles Laub und dunkle Stämme. Da der Himmel in dieser Nacht bedeckt war, leuchtete kein Mond, blitzten keine Sterne, und während ich behutsam einen Fuß vor den anderen setzte, fühlte ich mich in der bedrängenden Finsternis sehr unangenehm an das Reich der Schwarzen erinnert.

Zum Glück verging diese Erinnerung, als wir auf einen breiteren Sandweg kamen. Hier konnten mich Kundry und Swanhilde in ihre Mitte nehmen und gemeinsam folgten wir unmittelbar Brams Kumpel, während diejenigen, die mit uns draußen gewartet hatten, hinter uns liefen. Der Sand flüsterte unter unseren Füßen, ein unregelmäßiges Kch – Kch – Kch. Manchmal ließ eine Brise die Blätter der Bäume rascheln und manchmal schrie ein Uhu (oder war es ein Käuzchen? Keine Ahnung). Wie ich mitbekam, fuhr Kundry, das süße Häschen,

jedes Mal, wenn der dumpfe Vogellaut erscholl, zusammen und ich hätte sie am liebsten gestreichelt, konnte aber diesen Impuls unterdrücken. Niemand sprach. Es herrschte eine solche Stille, dass ich vermeinte, das gepresste Atmen der beiden Schwestern zu meinen Seiten zu hören.

Irgendwann verließen wir den breiten Sandweg und folgten einem schmalen, sich her dackeln mussten. Ich schwenkte beim Laufen meine Taschenlampe kurz nach rechts und bemerkte dort eine Reihe von Gräbern, der Größe nach Urnengräber. Mehr war auf die Schnelle nicht zu erkennen und so richtete ich den Strahl erneut auf den Pfad. Nach vielleicht fünf Minuten konzentrierten Gehens schien er noch schmaler und zugleich unebener zu werden. Mein Fuß stieß gegen eine aus dem Boden ragende Wurzel und beinahe wäre ich gestolpert, konnte mich jedoch noch rechtzeitig fangen. Das war mir ganz recht, denn die Schritte der Schwestern und der anderen hinter mir (von Brams Kumpel ganz zu schweigen) erklangen so sicher und gleichmäßig, als würden wir uns hier bei dem hellsten Tageslicht verlustieren. Ich passte mich diesen Schritten an, so gut ich konnte, und starrte angestrengt auf den mitwandernden Lichtkegel, der den Boden erhellte. Diese Anstrengung hatte zur Folge, das sich in mir nicht ein freudiger Gedanke an das, was uns erwartete, regte. Eine Art mürrische Entschlossenheit beherrschte mich, ohne dass sich sagen ließ, wozu ich entschlossen war. Nach kurzer Zeit kamen wir an eine Gabelung und bogen nach rechts ab. Etwa zwanzig Schritte und wir bogen abermals nach rechts ab. Da der Weg jetzt breiter war, konnten die Schwestern erneut an meine beiden Seiten rücken. Der Lichtkegel meiner Taschenlampe enthüllte, dass sich unter meinen Füßen Asphalt befand – offenbar waren wir jetzt auf einem der Hauptwege des Friedhofs.

Und plötzlich standen wir auf einem großen Platz. Dieser wurde nicht bloß von zwei Laternen, sondern auch von einer Unzahl von Kerzen und Teelichtern beleuchtet, die um die ihn umgebenden Bänke herum angeordnet waren und sogar auf diesen Bänken standen. In der Überfülle an Lichtern (die Kundry mit einem gestöhnten „Ist das nicht romantisch?“ kommentierte) war zu erkennen, dass sich an einer der Ecken des Platzes ein kleines Backsteinhaus befand. Es ähnelte einer Kirche und ich vermutete, dass dies die Friedhofskapelle war. Die ausgedehnte freie Fläche in der Mitte säumten hohe Hecken, in denen es Aussparungen für die Bänke gab. Soweit sich erkennen ließ, führten vier Wege zu dem Platz hin. Mehr konnten auch die vielen Lichter nicht offenbaren. Dafür war die Dunkelheit zu übermächtig.

Unsere Taschenlampen blieben weiterhin eingeschaltet, wurden jedoch auf eine Bitte von Brams Kumpel (oder war es sein Lover? da ich so lange hinter ihm hergetrottet war, hatte ich seinen gezielten, schwuchtelhaften Gang bemerkt) hin auf den Boden gerichtet, um niemanden zu blenden. Deshalb schnallte ich, als wir zu einer Person geführt wurden, die sich exakt in der Mitte des Platzes aufgepflanzt hatte, erst auf einen Meter Entfernung, dass dies Bram war. Er musterte jeden von uns eingehend und auch ich musterte ihn. Wie hatte er sich herausgeputzt! Er trug wirklich und wahrhaftig einen schwarzen, innen mit roter Seide (nicht mit weißer, wie auf der Party) gefütterten Umhang, wie ihn die Vampire in alten Filmen zu tragen pflegen, und darunter ein weißes Rüschenhemd und eine ihm fast bis unter die Achseln reichende schwarze Hose. Sein Blick schien mir noch arroganter als beim letzten Mal. Sein treuer Begleiter trat ganz nah an ihn heran und dabei musste ich grinsen und nickte mir innerlich zu. Habe ich doch recht gehabt: Die beiden sind Schwuchteln, wie sie im Buche stehen!

Ich grüßte Bram brav und er gab als Antwort ein Nicken von sich, äußerte jedoch kein Wort. Dagegen wünschte er meinen reizenden Begleiterinnen „eine düstere und romantische Nacht“.

Was für ein affiges Gelaber! Nach diesem kurzen Austausch waren wir entlassen und nahmen auf einer der freien Bänke Platz. Und da saßen wir nun. Von einer anderen Bank her ertönte leise und eindringliche Gothic Music (wahrscheinlich über eine batteriebetriebene Anlage, na ja, die technischen Details interessierten mich nicht). Man musste direkt die Ohren spitzen, damit man die Musik überhaupt vernahm. Offenbar fürchtete sich die Partygesellschaft so sehr davor, von Außenstehenden entdeckt zu werden, dass sie sich wie die Mäuse nur ein Fiepen gestattete. Was war das für ein ängstlicher Haufen! Wenigstens waren keine Trommelrhythmen zu hören.

Ich ließ das Licht meiner Taschenlampe umherschweifen und entdeckte auf einer anderen Bank Fressalien, die in diversen Schüsseln und Schüsselchen versteckt waren und auf ein paar Platten prangten. Um diese Bank scharten sich etliche Waver und jetzt schlenderten auch Kundry und Swanhilde zu dem Ort. Als sie zurückkamen, stellte sich heraus, dass mir Kundry einen mit Rotwein gefüllten Plastikbecher mitgebracht hatte. Ich bedankte mich bei ihr überschwänglich, stieß mit den Schwestern auf eine „wunder-, wundervolle romantische Nacht“ an, wobei ich ihnen tief in die Augen sah, trank einen Schluck, stellte den Becher unter der Bank ab und vergaß ihn dort. Der unübertreffliche Geschmack des Rums hat mir den Sinn für alle anderen Alkoholika genommen und das bedauere ich keineswegs. Ingeheim versprach ich mir, mich nach dem erfolgreichen Aufreißen der beiden bleichen Bräute mit den Rumflaschen, die in meinem Zimmer auf mich warteten, zu belohnen.

Einstweilen beobachtete ich entspannt den Platz und bemerkte den Hasch-Geruch, der von einer der Bänke zu mir herüberzog. Er stieß mich irgendwie ab, brachte meinen Magen zum Grummeln. Das war eine ganz neue Erfahrung für mich und ein weiteres Indiz dafür, dass mir jetzt der Geschmack von Rum über alles ging. Zwei verspätete Waver trudelten ein und das waren offenbar die letzten, die erwartet wurden, denn gleich darauf baute sich Bram exakt in der Mitte des Platzes auf. Er warf betont düstere Blicke in die Runde, was gut zu erkennen war, da er in der rechten Hand eine Fackel trug und darauf achtete, dass sie sein Gesicht ausreichend beleuchtete. Er begann zu reden und hörte nicht mehr auf. Endlos verbreitete er sich über die stimmungsvolle Atmosphäre hier auf diesem Friedhof, über die Gewissheit, dass uns allen der Tod irgendwann einmal seine Knochenarme um die Schultern legen wird und wir nach dieser Berührung steif und starr in einem Sarg liegen werden, usw. usw. Sein endloses Schwadronieren erinnerte mich unangenehm an das, was Kevin vor nicht allzu langer Zeit in der Küche veranstaltet hatte, nur hörte es sich bei Bram noch abgehobener, noch hochgestochener an. Seine im Fackelschein viel zu gut sichtbare selbstzufriedene Miene kotzte mich an. Am liebsten hätte ich vor ihm ebenfalls meine Hosen heruntergelassen und meinen nackten Hintern präsentiert, unterließ es aber eingedenk der schnuckeligen Schwestern neben mir. Ihr könnt mir glauben, dass mir das schwerfiel, und zwar besonders, als er anfang, sich wie die Mutti vom Dienst zu gebärden und uns mit Ermahnungen und guten Ratschlägen zu überschütten. Er legte uns ans Herz, auch ja recht leise zu sein und die Musik keinesfalls lauter zu drehen. Still sollten wir die morbide Atmosphäre genießen und später daran denken, das Plastikbesteck, die Plastikgläser, die Pappbecher und Pappteller nicht irgendwo liegen zu lassen, sondern sorgfältig in die drei mitgebrachten Müllsäcke zu werfen. Ach ja, und wir sollten uns im Laufe der Party nicht allzu weit von diesem Platz entfernen, damit wir uns in der Dunkelheit nicht verließen. Das sind nur wenige Beispiele für seine moralinsauren Appelle. Es gab eine ganze Reihe mehr davon. Sie wurden alle damit begründet, dass morgen früh niemand etwas von der nächtlichen Party merken sollte und wir diesen Ort weiterhin für unsere Zwecke nutzen konnten. Unter anderen Umständen hätte ich über Brams groteske Rede laut gelacht und ihm die Frage zugebrüllt, was für ein Weichei er denn wäre, dass er sich so von der Meinung anderer abhängig machte, doch in Anbetracht all der geilen Sachen, die ich sobald wie möglich mit meinen beiden Girls anstellen wollte, blieb

ich stoisch sitzen, hielt meinen Mund fest verschlossen und drückte meinen Schenkel fester an Kundrys Schenkel. Ihr schien das zu gefallen, aber als ich das gleiche bei Swanhilde ausprobieren wollte, rückte die ältere Schwester prompt ein Stück von mir weg.

Als Bram endlich schwieg, gab es zwar keinen Beifall (worüber er sicher enttäuscht war!), allerdings nickten viele und bekundeten murmelnd ihre Zustimmung. Später erwies es sich, dass diese Waschlappen die Ermahnungen ernst nahmen: Sie unterhielten sich flüsternd, sie aßen und tranken unauffällig, sie entsorgten ihren Müll, kurz, sie benahmen sich samt und sonders wie siebzigjährige Spießer. Sogar die bleichen Bräute an meiner Seite wagten nicht mehr als ein Wispern und lauschten andächtig auf die kaum vernehmliche Musik. Wenn nicht bald etwas geschah, würde ich nicht zum Zuge kommen, sondern stattdessen vor Langeweile sterben und dann konnten sie mich gleich auf diesem Friedhof begraben.

Das änderte sich etwas später, als Swanhilde entschwebte, um sich eine zweite Portion von dem leckeren Nudelsalat und den Hackbällchen zu holen. Kundry lächelte mich an und flüsterte mir ins Ohr:

– Ist es nicht wundervoll hier? So dekadent. So unheimlich. Ein ganz besonderer Ort!

Ich drückte meinen Schenkel stärker an ihren und flüsterte zurück:

– Du hast recht, aber es wäre noch zauberhafter, wenn hier nicht so viele Leute wären.

Wollen wir beide nicht ein wenig auf dem Friedhof spazieren gehen? Mit unseren Taschenlampen werden wir genug sehen, um nicht irgendwo anzustoßen oder gar zu fallen. Nur ein paar Minütchen und nicht allzu weit, damit sich deine Schwester keine Sorgen macht. Komm mit, das wird ein unvergessliches Erlebnis. Geheimnisvoll! Abfahren! Ein Wagnis! Komm mit, du bist doch ein mutiges Mädchen. Viel mutiger als deine Schwester.

Kundry kicherte in sich hinein, zögerte kurz, stand dann entschlossen auf und bedeutete mir mit einer koketten Kopfbewegung, ihr zu folgen. Der Aufforderung kam ich äußerst gern nach. Wir wählten den Weg, der gleich neben unserer Bank begann, schalteten nach zwei Schritten unsere Taschenlampen an und liefen vorsichtig weiter. Kundry fing an, neben mir wie eine Fremdenführerin Infos zu dem Friedhof von sich zu geben, Wissenswertes zu seiner Geschichte, seiner Topografie, den berühmten Menschen, die auf ihm beerdigt waren, Künstler, Wissenschaftler, Politiker – alles Sachen, die bei mir zum einen Ohr hinein und zum anderen hinausgingen. Währenddessen tasteten wir uns voran und stellten fest, dass der Weg breit blieb und wir weiterhin bequem nebeneinander laufen konnten. Ein würziger Geruch umwehte uns und das Licht der kurz zur Seite geschwenkten Taschenlampe enthüllte, dass den Weg dicht stehende Laubbäume säumten. Hinter den Bäumen mussten sich Gräber befinden, aber das war mehr zu ahnen als zu sehen.

Nach etwa fünf Minuten vorsichtigen Gehens reichte es mir. Ich fühlte, wie mich eine Welle der Dringlichkeit überflutete und unterbrach kurzerhand Kundrys informatives Geflüster:

– Das alles ist zwar äußerst interessant, doch es gibt noch viel interessantere Sachen.

Mit diesen Worten ließ ich meine Taschenlampe fallen, packte sie, drängte sie mit meinem Körper gegen einen der Stämme am Wegesrand und begann, sie zu küssen.

Zuerst wollte sie sich wehren, zuckte, zappelte, versuchte, den Kopf wegzubiegen und unter mir hindurchzuschlüpfen, aber sehr schnell ließ sie das Gezicke sein und duldete den Druck meines Körpers. Mehr noch: Sie schlang beide Arme um meinen Hals und erwiderte den Kuss – allerdings mit züchtig geschlossenen Lippen. Ich versuchte hart und fordernd, ihre weichen Lippen auseinanderzudrängen, damit ich ihr die Zunge in den Mund schieben konnte. Fast war es soweit, ich spürte, wie ihr Widerstand schmolz, wie ihre Lippen nachgeben und sich öffnen wollten – da ertönte hinter mir Swanhildes pikiertere Stimme:

– Was ist denn hier los? Was macht ihr da?

Mit einem Fluch ließ ich Kundry fahren und fuhr herum. Es waren zwei einfache, nichtssagende Fragen, die Swanhilde gestellt hatte, es war eine ärgerliche, aber nicht weltbewegende Unterbrechung und trotzdem riefen die Fragen und die Unterbrechung in mir einen solch unbändigen Zorn hervor, dass er mich überschwemmte, mich erstickte, mir die Fähigkeit zu denken, zu sprechen nahm. Ich konnte nur noch handeln, war dazu gezwungen, und so ergriff ich Swanhilde, die hinter mir stand und mich fassungslos anstarrte – aber nicht, um sie wie Kundry zu küssen. Im Nu lag sie am Boden und ich auf ihr, übermannt von einer nie erlebten Mischung aus Begierde, Wut, Verzweiflung und Entsetzen. Ja, ich verspürte kaltes Entsetzen angesichts der Gewalt, die plötzlich über mich hereingebrochen war, und ein Teil meines Bewusstseins sah schockiert zu, wie ich an ihrem Kleid zerrte, wie ich mich zwischen ihre Beine drängte. Nur undeutlich, durch eine Watteschicht bekam ich mit, dass Kundry wie eine Sirene zu heulen anfang und schrie:

– Hilfe, Hilfe! Kommt! Rettet meine Schwester! Er vergewaltigt sie! Hilfe!

Keine Minute später brach die Hölle los. Kräftige Männerhände packten mich, rissen mich vom Boden hoch. Ich hörte irgendwo hinter mir Brams Stimme, die am Rande der Hysterie, voller Bestürzung, voller Abscheu befahl:

– Schleppt ihn zum Ausgang! Werft ihn aus dem Friedhof hinaus! Schmeißt ihn auf die Straße! Dieses Schwein darf sich nie mehr in unserer Nähe blicken lassen. Nie mehr!

Und sie gehorchten dem Befehl und sie schleppten, zogen, schleiften mich über die verschlungenen Wege, verbissen, rücksichtslos, stur, ohne auf meine gestammelten Proteste zu achten, stumm, in Rage und so schnell es ging. Ich konnte ihre Gesichter nicht sehen, dafür fühlte ich ihre harten Hände, die wie Schraubstöcke waren, die meine Oberarme umklammerten, brutal, grausam, und ich hörte Bram, der hinter uns herlief und mit kreischender, sich überschlagender Stimme ununterbrochen Schimpfwörter ausstieß (Tier... Sittenstrolch... Dreckskerl... Vollidiot...).

Schon hatte einer das Tor geöffnet und in Sekundenschnelle hatten mich zwei der Halunken mit solchem Schwung aus dem Friedhof katapultiert, dass ich auf den Bürgersteig knallte. Brams selbstgerechte Stimme gellte an mein Ohr („Sauhund, verschwinde, aber für immer!“), die eiserne Tür fiel ins Schloss und der Schlüssel quietschte, als er von innen umgedreht wurde.

Ich lag am Boden, auf dem Bauch, die Stirn gegen die nassen Steine gedrückt, die Hände um den Hinterkopf geschlungen. Wo waren jetzt Mèt Agroé und Badagno, Zaka und Florémize? Stille. Nichts war zu hören außer meinem keuchenden, schluchzenden Atem. Nichts war zu spüren außer der Härte des Steins und ein Brennen am rechten Ellbogen und linken Knie, Stellen, die ich mir beim Hinfallen gestoßen hatte. Die Schwarzen hatte mich in der größten Not schmäählich im Stich gelassen und das musste ich zunächst verdauen und konnte erst nach langer Zeit den Kopf heben, mich aufsetzen, mich umblicken. Die kleine Straße war menschenleer, und das bedeutete, dass wohl kein zufälliger Spaziergänger etwas von meiner Demütigung mitgekommen hatte. Beim Griff in die Gesäßtasche zeigte es sich, dass meine Geldbörse mit der EC-Karte und dem Pass noch dort steckten, und auch das war ein Glück. Ich stand auf, leicht schwankend, als wäre ich betrunken. Ein paar Laternen, die ziemlich weit voneinander entfernt waren, sorgten für eine spärliche Beleuchtung. Der Himmel über mir war schwarz, Mond und Sterne hatten sich hinter dichten Wolken verkrochen, als wollten sie meine Schmach, nein, das himmelschreiende Unrecht, das ich erlitten hatten, nicht mitansetzen. Und die Schwarzen, die sich in mir breitgemacht hatten, hatten sie sich ebenfalls

aus Mitleid mit mir verkrochen oder lachten sie sich irgendwo über meine Blamage kaputt? Sie waren daran schuld, sie ganz allein!

Bei der Inspektion meiner Kleidung zeigte sich, dass das T-Shirt an einer Stelle leicht eingerissen war und die Hose am linken Knie einen großen Schmutzfleck aufwies, der sich durch Klopfen und Reiben nicht entfernen ließ. Mühselig setzte ich mich in Gang, die Straße hinunter, in die Richtung, aus der ich auf dem Hinweg gekommen war. Beim Gehen schmerzte das linke Knie, dort würde es zumindest einen blauen Fleck, wenn nicht sogar eine Prellung geben. Doch das war nicht so schlimm. Schlimm war allein die Wut, die mich in ihren teuflischen Krallen hielt. Sie schnürte mir die Kehle zu, zog meinen Magen zu einem qualvollen Knoten zusammen, ballte meine Hände zu Fäusten, ließ mich mit den Zähnen knirschen und im Geist in alle möglichen Verwünschungen und Beschimpfungen ausbrechen. Diese verdammten Waver, diese Idioten hockten auf ihrem Friedhof, feierten und amüsierten sich jetzt köstlich darüber, wie sie mich hereingelegt hatten! Und das nur, weil es Swanhilde, die dämliche Gans, nicht abwarten konnte, bis ich mit ihr pennte! Nein, sie musste sich vordrängen und so war alles gekommen und so hatte Kundry, das naive Dummchen, angefangen zu plärren und so wurde ich am Ende zum allgemeinen Gespött. Und die Schwarzen hatten nicht eingegriffen! Meine Wut auf die ganze Bande wurde riesig. Die Straße verschwamm mir vor den Augen und das Atmen fiel immer schwerer.

Mehr schlecht als recht erreichte ich die Bahn, welche mich nach Hause bringen sollte. Allein in einem Abteil sitzend, das dumpfe Geräusch rollender Räder in den Ohren, steigerte sich mein Zorn noch mehr, bis er ganz und gar unerträglich geworden war. Jetzt hatte er sich ausschließlich auf die abtrünnigen Schwarzen gerichtet und mir wurde klar bewusst, dass sie mich zum Spielball ihrer Launen gemacht und, als ihnen die Beschäftigung mit mir langweilig geworden war, weggeworfen hatten. Wie ein gebrauchtes Papiertaschentuch hatten sie mich entsorgt und sich auf die Suche nach einem neuen Opfer gemacht. Ihr, meine mitfühlenden Leserinnen und aufmerksamen Leser, bedauert wenigstens ihr mich, denn ich habe es verdient!

Als ich endlich „Tante Gretes Hühnerstall“ erreicht hatte, war mir schlecht vor Wut. Diese Wut musste irgendwie herausgelassen werden, sonst würde ich an ihr ersticken. In meinem Zimmer zerrte ich mir das eingerissene T-Shirt vom Leib, pfefferte es in die Ecke und fing an, mit aller Kraft gegen die Wand zu schlagen, immer und immer wieder, und ich nahm kaum wahr, wie meine Handknöchel zu schmerzen begannen. Immer und immer wieder donnerte meine Faust gegen die Wand, bis an meine Tür getrommelt wurde. Ich hielt keuchend inne, nach wie vor besessen von einer Wut, die keinen Ausweg fand. Mit zwei Sprüngen war ich an der Tür, riss sie auf – und davor stand Janine in ihrem rosafarbenen, mit Rüschen verzierten Morgenrock, das Gesicht von einer Erkältung gerötet, die Nase triefend, die Augen vorwurfsvoll auf mich gerichtet.

– Jetzt reicht es mir, Xaver! Alle anderen sind ausgegangen, vergnügen sich mit ihren Freunden, nur ich liege krank im Bett, möchte schlafen, mich auskurieren, und da kommst du mitten in der Nacht und veranstaltest einen höllischen Lärm! Kannst du denn gar keine Rücksicht auf andere nehmen? Wenn du nicht sofort mit diesem Gekummere aufhörst, rufe ich die Polizei!

Ihre Worte gaben den Ausschlag. Sie brachten das Fass zum Überlaufen. Ohne nachzudenken, erfüllt, ja unterjocht von der unerträglichen Wut, zog ich Janine in mein Zimmer, warf sie auf mein Bett, warf mich auf sie und dann besorgte ich es ihr. Ich will mich nicht viel darüber auslassen. Es war eine nicht ganz koschere Angelegenheit, eine Art Vergewohltheit, aber ich bin gut im Bett und denke, dass es Janine am Ende doch gefallen hat. Ihr versteht mich,

meine geneigten Leserinnen und nachsichtigen Leser, ihr versteht euren Xaver, nicht wahr? Ihr versteht, dass er das niedliche kleine Körperchen unter ihm zähmen musste (was ihm auch gelang und dann flutschte es für beide), denn er brauchte einen Ersatz für die bleichen Bräute, einen winzigen Ausgleich für das Unrecht, das man ihm angetan hatte. Er musste seine Kraft beweisen und zeigen, dass er ein echter bayerischer Bua war und kein Waschlappen. Er musste den Zorn und ebenso das Entsetzen angesichts der infernalischen Welt, die ihm die Schwarzen enthüllt hatten, meistern, und vielleicht - oder auch wahrscheinlich - hat es Janine am Ende ein klein bisschen gefallen.

Und bestimmt versteht ihr auch, dass ich hinterher, nachdem ich mich wieder angezogen und mir die Haare gekämmt hatte, nicht einfach zur Tagesordnung übergehen und das schluchzende, zu einer Kugel zusammengerollte Bündel sich selbst überlassen konnte. Ihr versteht das, nicht wahr? Ihr seht ein, dass einerseits für mich zu viel auf dem Spiel stand (Polizei, Anklage, vielleicht sogar Gefängnis) und dass es mir andererseits unmöglich war, ganz und gar unmöglich, dieses Geheule und Gejammere länger zu ertragen. Janines Gewinsel war nervtötend. Es wurde schriller und schriller, lauter und lauter. Nicht auszudenken, wenn Kevin und Matthias inzwischen nach Hause gekommen wären, es hören und sich Zugang zu meinem Zimmer verschaffen würden! Sie würden mir keine Zeit für eine Erklärung lassen, sondern sofort die Bullen rufen! Also musste ich für Ruhe sorgen und außerdem tat mir Janine leid. Das große Kissen, das normalerweise auf meinem Bett, jetzt jedoch auf der Erde lag, winkte mir zu. Es presste sich wie von selbst auf das Gesicht des Mädchens und blieb nur so lange dort, wirklich nur so lange, bis sicher war, dass von Janine kein Laut, nicht das leiseste Geräusch mehr kam. Dass dies gelang, war das Entscheidende. Als ich versuchsweise das Kissen anhub, gab sie keinen Mucks von sich. Ich brauchte sie nicht genauer in Augenschein zu nehmen, denn es war klar, dass sie bloß ohnmächtig war oder inzwischen fest und tief schlief. Damit sie sich nicht noch mehr erkältete, sich vielleicht sogar eine Lungenentzündung holte, wickelte ich sie in meine Decke, mummelte sie richtig ein, bis keine einzige Haarsträhne von ihr mehr herauschaute. Ihr müsst zugeben, dass das nett von mir war. Euer Xaver ist doch ein guter Junge!

Und alles Unvermeidliche, alles Unumgängliche war getan. Nur noch zwei Punkte blieben übrig, zwei Punkte, die ganz unten auf meiner To-do-Liste stehen. Zunächst schaltete ich den Laptop ein und berichtete, wie ihr bezeugen könnt, in meinem Blog alles, was sich zugetragen hat. Ich habe nichts beschönigt, nichts verfälscht, sondern bin bei der reinen Wahrheit geblieben, wie ihr, gnädige Leserinnen und langjährige Leser, es von eurem Xaver gewohnt seid. Gleich ist dieser Punkt erledigt und der Laptop kann geschlossen werden. Janine schläft immer noch tief und fest. Das ist gut für sie, denn so wird sie das Erlebte besser verarbeiten können. Von den Schwarzen ist in meinem Kopf keine Spur mehr zu entdecken und auch das ist gut. Ich weine ihnen keine Träne nach und will nicht einen Gedanken mehr an sie verschwenden. Sie sind weg, das ist alles, was ich weiß, und damit ist es genug.

Nun denn: Bye, bye, meine herzallerliebsten Leserinnen und hochachtbaren Leser. Es ist Zeit, den letzten Punkt auf der To-do-Liste zu erledigen und mich auf den Dachboden zu schleichen, zu dem Strick, der von dem Haken an der Decke baumelt. Bye, bye.

\*\*\*\*\*

In der Zwischenzeit war es Mittag geworden und schon vor einigen Minuten hatten die Lesenden fernes Glockengeläut vernommen. Trotzdem fiel es keinem von ihnen ein, das mitgebrachte Essen und die Getränke auszupacken und sich zu stärken. Die drei in dem Raum

Übriggebliebenen lasen konzentriert und pausierten allenfalls, um mit gerunzelter Stirn zu überlegen, geistesabwesend mit dem Kugelschreiber gegen die Zähne zu klopfen, hin und her zu blättern und zu schreiben. Ihre Schreibgeräte jagten dann über das Papier, formten Sätze, strichen durch, ergänzten... Ihnen war anzumerken, dass ihr ganzes Trachten darauf gerichtet war, der oder die glückliche Auserwählte zu sein und am Ende der anstehenden Diskussion Hordo-Wilkins in sein Labor folgen zu dürfen. Ihre Konzentration hatte sich nicht bloß durch die immer akuter werdende Wettbewerbssituation gesteigert, sondern auch, weil sie sich mit einem Bericht beschäftigten, der sie mehr noch als die beiden vorangegangenen fesselte, sie animierte, auf ihr fachliches Wissen zurückzugreifen, und der ihnen die widersprüchlichsten Gefühle und Gedanken einflößte. So konnte es geschehen, dass alle drei zusammenfuhren, als sich die Tür öffnete und der Professor in seinem weißen Arztkittel, in der linken Hand die schwarze Aktentasche, erschien.

Veronika ließ ihren Kugelschreiber fallen. Sie starrte die leichenhafte Gestalt, die mit schnellen Schritten den Raum betreten hatte, an, setzte sich gerade auf, atmete tief durch und dachte: „Jetzt kommt es darauf an. Jetzt oder nie. Jetzt muss es gelingen, dass mich Hordo-Wilkins mitnimmt. Dann bin ich genau im Mittelfeld plaziert und das ist doch eine ordentliche Leistung. Aber damit es gelingt, muss ich mich viel häufiger zu Wort melden als bisher und mit viel mehr wissenschaftlichen Begriffen jonglieren. Anscheinend will das der Professor hören. Auch muss ich meine Meinung aggressiver vertreten. Siegmund wird bestimmt alles daransetzen, uns in der Diskussion zu überflügeln. Er wird ohne Unterlass reden. Ich darf mich von ihm nicht einschüchtern lassen.“

Sie blickte gespannt auf den Professor, der mit einer präzisen Geste der linken Hand die Aktentasche genau in die Mitte des Tisches gestellt hatte. Er setzte sich auf den gleichen Sessel wie die Male zuvor, stützte sofort die Ellbogen auf die Lehnen auf und legte, ebenfalls wie zuvor, die Fingerspitzen zu einem Dach zusammen, in dessen Anblick er versank. Die erwartungsvollen Blicke der jungen Leute um ihn herum schien er nicht wahrzunehmen, sondern schwieg, schwieg noch länger als bei den Malen zuvor, so lange, dass Siegmund begann, auf seinem Sessel zu zappeln, während Raphaels Gesicht rosig anlief und er nicht aufhören konnte, in seinen Notizen zu blättern. Veronikas Hände waren feucht geworden. Sie musste den Impuls unterdrücken, sie zu ringen und flehentlich zu heben, und spürte, dass sich in ihr immer mehr Spannung aufbaute, bis sie geradezu körperliche Schmerzen litt und sich am liebsten mit einem Schrei Luft gemacht hätte. Es gab ein hörbares Aufatmen, als Hordo-Wilkins endlich mit einer kurzen, knappen Frage die unerträglich gewordene Stille aufhob.

– Welche Diagnose stellen Sie nach dem Studium des Berichtes von Herrn X.?

Siegmund erwiderte so rasch, dass zwischen der Frage des Professors und seiner Antwort keine Sekunde vergangen war:

- Auch Herr X. hat massive Wahnvorstellungen. Ich würde auf eine beginnende Schizophrenie tippen, die sich mit seinem wohl schon äußerst lange bestehenden Narzissmus verbindet.
- Woran machen Sie den Narzissmus fest?
- In seinem Blog demonstriert Herr X. ständig ein übertriebenes, ein extremes Selbstbewusstsein. Bei jeder Gelegenheit lobt er sich und seine angeblichen Fähigkeiten. Die Schuld an Missschlägen sucht er niemals bei sich selbst, immer nur bei anderen, und er beschönigt alle seine Taten, sogar die Vergewaltigung und den Mord an seiner Mitbewohnerin – denn dass er sie am Ende ermordet hat, das ist wohl allen hier Anwesenden klar. Er will in seinen Augen stets als strahlender, als bewunderungswürdiger Held dastehen, während er in Wirklichkeit bloß ein Maulheld und Halunke ist. Mit den Worten von Siegmund Freud kann man sagen, dass die Wahnvorstellungen für ihn eine Notlösung sind,

um eine unerträgliche Kränkung seines Selbstwertgefühls abzuwehren und um nicht zur Kenntnis nehmen zu müssen, dass ihm das Leben gerade ein paar schwere Niederlagen bereitet. Er bezieht sich in jedem Augenblick ausschließlich auf sich selbst und geht von der unbewussten Annahme aus, dass sich die Welt um ihn dreht. Eine solche Haltung ist übrigens nicht allein typisch für Narzissmus. Spitzer bezeichnet sie als eine strukturelle Eigenschaft des Wahns. Narzissmus und Wahn verschränken sich.

Siegmonds Gesicht war bei seinen Ausführungen knallrot geworden. Die Worte hatten sich immer stürmischer aus seinem Mund gedrängt und nun musste er Atem schöpfen. Diese Gelegenheit nutzte Raphael, um sanft und zugleich wendig einzuwerfen:

– Wie bei vielen Narzissten scheint an seinem Bericht durch, dass er sich seiner selbst keineswegs so sicher ist, wie es seinem Selbstbild entsprechen würde. Immer wieder bezieht er sich auf die Leserinnen und Leser seines Blogs, spricht sie an, stützt sich auf sie, umschmeichelt sie, denn er braucht sie zu seiner Bestätigung. Sein imaginiertes Publikum ist für ihn lebenswichtig. Das wird besonders gegen Ende des Berichts deutlich. Da fleht er die Leserschaft quasi an, seine Taten für gerechtfertigt zu halten und in ihm den guten Jungen wahrzunehmen und nicht den Vergewaltiger und Mörder. An diesem Punkt scheint er bereits jeden Kontakt mit der Realität verloren und sich in höchstem Maße in seine Wahnvorstellungen verstrickt zu haben.

Er schwieg und strahlte dabei eine ruhige, konstante Freundlichkeit aus, ganz anders als Siegmund, der heftig nickte und eifrig ergänzte:

– Man darf dabei nicht übersehen, dass der Herr X. des Berichts nicht bloß stark an Narzissmus leidet, sondern auch gewisse Symptome einer multiplen Persönlichkeitsstörung aufweist. Er spricht von sich oftmals in der dritten Person, nennt sich Xaver und auf dem Höhepunkt seiner Wahnvorstellungen wechselt er zu einem exotischen, außergewöhnlich klingenden Namen und nennt sich Gede-Nibo. Keine Ahnung, woher er ihn hat, vielleicht aus einer frühen Kindheitserinnerung. Diesen Namen, dessen Exklusivität seinem Narzissmus entgegenkommt, lässt er später wieder fallen und kehrt zu seinem richtigen Namen Xaver zurück, mit dem er ein bayerisches Klischeebild von sich selbst transportiert. In seinem gesamten Bericht manifestiert sich der Widerspruch, dass er alle Ereignisse und Personen aus der eigenen eingeschränkten Perspektive wahrnimmt, sich selbst aber häufig distanziert-objektivierend in der 3. Person behandelt.

Siegmund, der zu schnell gesprochen hatte, verschluckte sich und musste husten. Raphael lächelte ihn mitfühlend an und bemerkte in das Husten hinein:

– Die Symptome, die bei ihm auf eine – zumindest in Ansätzen vorhandene – multiple Persönlichkeitsstörung hindeuten, passen recht gut zu seinen besonderen Wahnvorstellungen, die alle auf eine Pluralität verweisen. Er sieht sein Bewusstsein von mehreren, sehr differenziert gezeichneten farbigen Menschen besiedelt, geht dabei allerdings nicht so weit, sie als integralen Teil seiner Person anzusehen. Er versteht sie als Parasiten und bezeichnet sie auch so. Das unterscheidet ihn am Ende im Detail von jemandem, der an einer wirklichen multiplen Persönlichkeitsstörung leidet.

Nachdem sein Hustenanfall abgeklungen war, hatte Siegmund aufmerksam Raphaels Worten gelauscht. Die Gelassenheit und Friedfertigkeit, mit der sie vorgebracht wurden, hatten eine beruhigende Wirkung auf ihn, so dass er sich, nachdem Raphael geendet hatte, nicht sofort dazu genötigt fühlte, erneut zu reden. Für einen Augenblick, trat Stille ein, dann fragte Hordo-Wilkins, ohne die Betrachtung seines Fingerdaches zu unterbrechen:

– Wie entwickelt sich der Wahn bei Herrn X.?

Raphael lächelte Siegmund an und vollzog mit der rechten Hand eine kleine Geste, die ausdrückte, dass er ihm den Vortritt lassen wollte. Dankbar nickte Siegmund und begann in erheblich entspannterer Haltung:

– Herr X. wird genau wie die Kranken in den beiden vorherigen Berichten von den Wahnvorstellungen abrupt überfallen. Auch er versucht zunächst, das von ihm für real gehaltene Erscheinen der seltsamen Farbigen mit dem Verstand zu erklären, es also wegzurationalisieren. Bis zum Ende sieht er sich genötigt, in seinem Blog unentwegt zu betonen, dass seine Halluzinationen wahr sind, dass sie Wirklichkeitscharakter besitzen. Er schwieg und Raphael fügte geschmeidig hinzu:

– Nach dem Einbruch der Wahnvorstellungen werden diese rasch dauerhaft und beherrschen immer mehr das Bewusstsein. Das interpretiert Herr X. als Besiedelung seines Kopfes durch die sogenannten Schwarzen. Danach vermehren sich bei ihm in signifikanter Weise die eidetischen Bilder, also die wahrnehmungsähnlichen Eindrücke von sinnhafter Deutlichkeit ohne äußeren Gegenstand. Sie werden für ihn in gewissem Umfang – wenn auch nie ganz! – selbstverständlich. Im Laufe dieses Prozesses kehrt er sich komplett von der Außenwelt ab. Das nimmt er gar nicht zur Kenntnis und sein Wahn wird unkorrigierbar.

Raphael verstummte und Siegmund nahm den Faden des Gesprächs auf. Seine Stimme klang jetzt viel gefasster, viel friedlicher:

– Im Laufe des gesamten Prozesses entwickelt sich Herr X. immer mehr zum Soziopathen. Er stiehlt, ist ganz auf seine eigenen Bedürfnisse ausgerichtet und hat nicht den Schatten einer Einsicht in das Unrecht seines Tuns. Besonders den weiblichen Mitgliedern seiner Wohngemeinschaft gegenüber wird er immer anzüglicher, immer rücksichtsloser, immer brutaler.

Raphael nickte:

– Das sehe ich genauso. Außerdem geraten bei ihm wie bei den Wahnkranken, welche die vorigen beiden Berichte verfasst haben, seine Ess- und Trinkgewohnheiten völlig außer Kontrolle. Er entwickelt ebenfalls - wie Herr W. - eine Vorliebe für Rum. Diese Parallele mag Zufall sein.

Wiederum eine kleine Pause, dann fiel Siegmund ein, geschmeidig, gelöst und deshalb umso konzentrierter:

– Was bei Herrn X. spezifisch ist, etwas, das bei den vorigen beiden Wahnkranken nicht in Erscheinung getreten ist, das ist seine Sexbesessenheit, die sich mit dem Narzissmus verschränkt und kontinuierlich steigert.

– Ja, richtig, und diese Verknüpfung von Narzissmus und dem Bemühen um das Ausleben seiner sexuellen Triebe führt bei ihm dazu, dass er am Ende seine Mitbewohnerin vergewaltigt und später – da sind wir uns einig – sogar tötet. Er ist in eine Affektinkontinenz hineingeraten, weil sein überzogenes – man kann schon sagen großenwahnsinniges – Selbstbild durch die wiederholten Fehlschläge seines Umwerbens der zwei Schwestern und später durch den Hinauswurf im Laufe der Friedhofsparty extrem bedroht ist. Er braucht eine Kompensation, um seine Selbstwahrnehmung als potenter Liebhaber aufrechterhalten zu können, und eine solche Kompensation stellt die Vergewaltigung dar. Ihren Zweck als Kompensation kann sie jedoch nur erfüllen, wenn sie von dem narzisstischen Täter nicht als Vergewaltigung eingestanden und das bedeutet, wenn sie geleugnet wird. Das trifft genauso auf den – für jeden Leser offenkundigen – Mord am Ende zu. Er stellt ihn als eine mitfühlende Handlung dar und geht über den für jeden anderen unmissverständlichen letalen Ausgang hinweg, um sein Eigenbild als „guter Junge“ nicht zu gefährden.

- Auf der anderen Seite versichert er seinem imaginierten Publikum so ausdrücklich, wie mitfühlend und harmlos er ist, dass es klar wird, dass er selbst nicht aus ganzem Herzen daran glauben kann.
- Anders verhält es sich bei dem Gespräch in der Küche, das mit seinem Ausschluss aus der Wohngemeinschaft endet. Er reflektiert den Ausschluss mit keinem Wort, nimmt ihn überhaupt nicht zur Kenntnis. Insgesamt gesehen schwankt er also zwischen einer impliziten, widerwilligen Anerkennung der Realität und deren kompletter Verleugnung.

Die beiden Studenten schwiegen erschöpft. Ihre Augen wanderten erwartungsvoll zu dem Professor hin, der nach wie vor in die Betrachtung seines Fingerdaches versunken schien und sich nicht rührte. Veronika fühlte sich hilflos. Es war ihr unmöglich gewesen, das so flüssige, so traute Duett der zwei Konkurrenten zu unterbrechen oder sich wie selbstverständlich einzuklinken und das Duett in ein Terzett zu verwandeln. Ihr Kopf war leer. Die Notizen, die vor ihr lagen, gaben genau das wieder, was ihre beiden Konkurrenten schon angesprochen hatten. Sie erschienen ihr bedeutungslos, läppisch, sogar albern. Nichts Originelles, Gehaltvolles kam ihr in den Sinn, mit dem sie das Gespräch vertiefen und ihm einen neuen Anstoß, eine unerwartete Wendung geben konnte. Verzweiflung überwältigte sie und sie ballte die Hände zu Fäusten und schluckte gewaltsam. Jetzt bloß nicht vor den anderen in Tränen ausbrechen!

Der Professor schwieg, bewegte sich nicht, hob nicht seine Augen. Ehe die Atmosphäre in dem Raum unerträglich drückend wurde, fiel Siegmund glücklicherweise etwas ein, das bisher nicht zur Sprache gekommen war. Er lächelte und setzte sich kerzengerade auf.

- Wir haben noch nicht erwähnt, dass das Verhalten von Herrn X., wie er es in seinem Bericht indirekt zum Ausdruck bringt, von zunehmender Abnormität ist. Das ist für Wahnerkrankte charakteristisch. Er unterliegt unvermittelt, ohne äußeren Anlass Anfällen von Euphorie. Er lacht exzessiv, redet auf der Straße laut vor sich hin und benutzt eine immer vulgärere Sprache.

– Genau.

Raphael, das Gesicht von einer zunehmend tieferen Röte überzogen, hob den rechten Zeigefinger, als wolle er sagen: „Aufgepasst!“ und fügte hinzu:

- Eine zunehmende Abnormität zeigt sich zusätzlich daran, dass er nicht nur Stimmen, sondern auch Geschrei und ähnliches in seinem Kopf hört und verschiedentlich in Ohnmacht fällt, als könne sein Hirn die Überlastung nicht mehr ertragen und würde abschalten...

Weiter kam er nicht, denn an dem Punkt fiel Siegmund ein:

- Zusätzlich weist er eine Abnormität auf, die er mit den Wahnerkrankten der beiden vorigen Berichte gemeinsam hat: Er ist vom Tod besessen. Und ähnlich wie in den vorhergehenden Fällen personifiziert sein Unterbewusstsein den Tod, allerdings mit dem Unterschied, dass es gleich eine ganze Reihe von Personifikationen hervorbringt, die seinem subjektiven Eindruck nach erst in der Außenwelt erscheinen und dann seinen Kopf bevölkern. Möglicherweise entspringt diese Vervielfältigung, wie schon bemerkt, seinem Narzissmus: Er muss sich ständig von einem größeren Publikum umgeben wissen und kann sich nicht mit einer einzigen erfundenen Gestalt zufriedengeben. Das wird auch auf dem Höhepunkt seiner Halluzinationen evident, wenn er in eine infernalische Welt eintaucht, in der sich Tod und Sexualität vermischen, bis sie kaum noch zu unterscheiden sind...

– ...In dieser infernalischen Welt geben sich die Schwarzen als die eigentlichen Herrscher zu erkennen, wobei ich der Meinung bin, dass diese Schwarzen in seinem Wahnsystem nicht für eine unterdrückte Rasse stehen, der die Weißen, zu denen auch er gehört, permanent Unrecht antun, gegen die sie voreingenommen sind und vor der sie unbewusst Angst haben. Ich glaube, dass in seinem Bericht die sogenannten Schwarzen nicht in einem gesellschaftlichen Kontext gesehen werden sollten. Stattdessen scheinen sie bei unserem Kranken für alles das

zu stehen, was er fürchtet, was er totschweigt, was er sich nicht zu denken erlaubt. Sie leben die Sexualität so aus, wie er sie ebenfalls gern ausgelebt hätte – und wie er sie am Ende mit fatalen Konsequenzen auslebt.

Nach diesen Worten schien alles gesagt. Erneut trat Stille ein, eine vollkommene Stille, denn auch von außen drang kein Geräusch in den Raum. Kein Wind heulte mehr, kein Regen klopfte mehr an die Scheiben. Sogar die Heizung hatte aufgehört zu knacken. In dem Moment rührte sich Hordo-Wilkins. Er ließ langsam seine Hände sinken und drehte genauso langsam, wie ein Automat seinen Kopf in Veronikas Richtung. Die blutleeren Lippen öffneten sich und aus seinem Mund quälte sich eine Frage, die zugleich eine Aufforderung war:

- Möchten Sie noch etwas zu dem Bericht von Herrn X. bemerken?
- Ich... ich... ich finde, dass dieser Xaver äußerst unsympathisch ist.

Raphael bedachte Veronika mit einem mitfühlenden Blick. Siegmund zog die Augenbrauen hoch und beäugte sie wie ein Wesen, das überallhin gehörte, nur nicht an diesen Ort. Einzig dem Professor war keine Reaktion anzumerken. Veronika schämte sich maßlos. Was hatte sie da von sich gegeben! Am liebsten wäre sie aus dem Raum gelaufen und hätte sich – am besten auch vor sich selbst – versteckt. Was war das nur für eine dumme Bemerkung gewesen, mit der sie herausgeplatzt war! Eine laienhafte Bemerkung, eine total subjektive Beurteilung, die von einem pubertierenden Gänschen stammen könnte, das von Psychopathologie nicht die geringste Ahnung hatte... Während sie sich noch im Stillen Vorwürfe machte, hörte sie sich zu ihrer Überraschung laut an den Professor die Frage richten:

- Der Wahnsinnige... Xaver... er hat das Mädchen umgebracht, nicht wahr?
- Ja.
- Und am Ende hat er sich auf dem Dachboden erhängt?
- Ja.
- Es gibt so viele Gemeinsamkeiten bei den drei Berichten, so viele Gemeinsamkeiten...

Sie wollte diese Gemeinsamkeiten systematisch auflisten, sie näher beleuchten, einen kleinen Vortrag halten. Es ging nicht. Ihre Kehle war wie zugeschnürt und ihr Mund so trocken, dass selbst das Schlucken schwerfiel. Raphael sagte, und seine weiche, verständnisvolle Stimme traf sie wie eine Ohrfeige:

- Du hast recht. In allen drei Berichten werden die Wahnsinnigen von etwas, das sie als von außen kommend begreifen, überwältigt, sie machen sich strafbar, sie geraten in ein gesellschaftliches Abseits und sehen am Ende keinen anderen Ausweg als den Suizid.

- Gut.

Hordo-Wilkins stand so abrupt auf, dass alle zusammensuckten. Er warf Siegmund einen kurzen Blick zu.

- Sie folgen mir in mein Labor und die beiden übrigen...

Er holte aus seiner Tasche zwei Hefter hervor und deponierte sie auf dem Tisch.

- Sie beschäftigen sich bitte mit diesem Auszug aus dem Tagebuch von Frau Y. In einer Stunde komme ich zurück und wir werden ihn besprechen.

Er verließ den Raum, ohne sich nach Siegmund umzusehen, der rasch seine Sachen zusammenraffte und hinter ihm her eilte. Siegmund strahlte über das ganze Gesicht. Offenbar freute er sich darüber, es wenigstens ins Mittelfeld geschafft zu haben. Die beiden Übriggebliebenen beachtete er nicht weiter. Dazu war er zu aufgeregt.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, war Veronika am Boden zerstört, unfähig, sich zu rühren, unfähig, das, was eben passiert war, zu verstehen. Wie hatte es geschehen können,

dass sie von drei Leuten überflügelt worden war und dass sie nun zu den Schlusslichtern gehörte? Wie hatte es sein können, dass sie in der eben zu Ende gegangenen Diskussion einen einzigen mickrigen Satz und ein paar nichtssagende Fragen geäußert hatte, die alle von unüberbietbarer Inkompetenz und von himmelschreiender Blödigkeit waren? Sie grübelte und grübelte, rang die Hände und vergaß, sich ihren Hefter vom Tisch zu nehmen. Raphael erhob sich. Auch ihm war anzumerken, wie sehr er sich darüber ärgerte, zu den beiden Übriggebliebenen zu gehören, zu denen, die der Professor bis jetzt nicht ausgewählt hatte, doch das hinderte ihn nicht daran, die beiden Hefter zu ergreifen und einen davon Veronika zu geben. Er nickte ihr sogar aufmunternd zu und lächelte sie an. Es war ein steifes Nicken und ein gequältes Lächeln, das er zustande brachte, aber es war tröstend und verständnisvoll. Es holte Veronika aus ihrer Schockstarre und sie tat es seinem Beispiel nach, wenn auch langsamer, stockender, schlug den Hefter vor ihr auf, ergriff ihren Kugelschreiber und versuchte, sich mit aller Gewalt auf den vorletzten Text zu konzentrieren.

### **Bericht von Frau Y.**

Montag, 1. Dezember: Wie zu erwarten, durchlitt ich wieder eine schlaflose Nacht. Da half kein geruhssamer Spaziergang am Abend, keine heiße Milch mit Honig und auch kein sorgfältig abgedunkeltes Schlafzimmer, aus dem jedes elektronische Gerät entfernt worden war. Obendrein brachte es keinen Erfolg, den Fernseher gleich nach den Abendnachrichten auszuschalten. Das alles war verlorene Liebesmüh, wie sich bestätigte, als ich nach einer Stunde ernsthaften Lesens das Licht ausknipste, die Augen schloss und auf einen ungestörten, gesunden Schlaf wartete. Der Schlaf stellte sich tatsächlich bald ein, doch kaum hatte ich kurze Zeit geschlummert, unruhig, mich hin und her werfend, da war es schon mit ihm vorbei. Seufzend ergriff ich den alten, rein mechanisch funktionierenden Wecker, der am Morgen immer so fürchterlich rasselt, und schaute auf das Zifferblatt. 23.30 Uhr. Es war also noch vor Mitternacht und ich fühlte mich schlapp und trotzdem überwach. Was nun folgte, war die gewohnte Hölle: ein stundenlanges Warten, ein angestrenktes Starren in die Finsternis, in die Schwärze, begleitet von dem sich endlos drehenden Karussell der quälenden Gedanken. Die schlimmsten Sorgen stürzten auf mich ein, legten sich auf meine Brust, schlüpfen unter meine Bettdecke wie eine Schar sardonisch grinsender Gespenster, die in graue, aus Ruß und Nebel gewebte Gewänder gehüllt waren. Sie drückten sich an mich, umarmten mich, bedeckten mich, nahmen mir den Atem, erstickten mich. Voller Angst, beinahe in Panik beobachtete ich meinen Körper, die Quelle immer neuer Schmerzen und, damit einhergehend, Befürchtungen. Warum zwickte es so schrecklich im rechten großen Zeh? War im Inneren des Zehs ein Äderchen geplatzt und, wenn dies zutraf, warum war es geplatzt? Kündigte das Platzen eines Äderchens etwa eine Embolie an? Oder war es das erste Anzeichen für einen Gichtanfall? Gicht bekommt man durch falsche Ernährung. Was stimmt nicht mit meinen Ernährungsgewohnheiten? Ich achte doch auf regelmäßige Mahlzeiten, die stets gesund und ausgewogen sind, kein Fleisch, wenig Fett, viel Obst und Gemüse... Und jetzt, was war das jetzt, dieses schmerzhaft Pulsieren im rechten Knöchel? War dies etwa der erste Vorbote einer rheumatischen Erkrankung? An dem Punkt fiel mir ein, dass meine Mutter und meine Großmutter Rheuma gehabt und fortwährend darüber geklagt hatten. Aber sie hatten die Krankheit nicht vor ihrem fünfundsiebzehnten Lebensjahr bekommen und ich war erst fünfundsünfzig! Dann merkte ich, dass es in meinem Magen grollte und gluckerte und fragte mich sofort, ob ich zu spät und vielleicht auch etwas Falsches gegessen hatte. Das Abendbrot war schon lange vorbei und außerdem war das eine leichte Mahlzeit gewesen, ein Haferflockensüppchen, damit der Körper nicht so lange und intensiv mit der Verarbeitung des Essens beschäftigt war, etwas, das für einen festen Schlaf nicht zuträglich wäre. Umsonst, umsonst! Keine Minute später durchfuhr mich ein äußerst schmerzhafter Stich. Kam er von

der Bauchspeicheldrüse, von der Milz, von der Leber? Die Leber war es wohl nicht, sie wird von mir nicht belastet, braucht keinen Alkohol und kaum Fett zu verarbeiten. Bestimmt ist es die Bauchspeicheldrüse, die bereitet mir immer Probleme, auch wenn das Dr. Neuhaus nicht anerkennen will. Morgen bin ich um 10.30 Uhr in seiner Sprechstunde und werde darauf drängen, dass dieses Organ endlich geröntgt wird. Schließlich ist meine Tante Babette an Bauchspeicheldrüsenkrebs gestorben! Wie rapide es mit ihr abwärts gegangen war! Ein knappes Jahr nach Entdeckung des Krebses war sie tot. Sicher habe ich eine Anlage zum Bauchspeicheldrüsenkrebs in meinen Genen und dieser qualvolle Stich eben (wie ein Messer, das in mich fährt!) ist ein untrügliches Zeichen, dass der Krebs jetzt ausgebrochen ist. Hatte es mir nicht in letzter Zeit genau an dieser Stelle öfters wehgetan? Und wenn sich Metastasen gebildet haben? Kann es sein, dass sie schon in meinem Kopf sitzen und mein Hirn zerfressen? Auf diese Weise zugrunde zu gehen, verwirrt, mit unerträglichen Kopfschmerzen, das ist ein elender, ein höllischer Tod, den man nicht seinem ärgsten Feind wünscht. Wie gut, dass ich morgen (nein, schon heute, der Wecker zeigt 0.20 Uhr) diesen Termin bei Dr. Neuhaus habe! Ich muss wirklich energisch darauf bestehen, dass er mich zum Röntgen schickt – und er soll mir auch gleich eine Überweisung für den Lungenarzt geben. Mein andauerndes Hüsteln, ob das eine beginnende Tuberkulose ist? Diese Krankheit ist in Deutschland erneut auf dem Vormarsch, das stand neulich in der Zeitung, und das ist kein Wunder bei all den rumänischen Bettlern, die jetzt die Straßen bevölkern. In deren Heimat herrschen katastrophale hygienische Verhältnisse. Mein schlafloser Geist malte sich voller Entsetzen aus, wie diese mit Krücken und Pappbechern für ihre Einnahmen bewaffneten Menschen in ihrer Heimat in verfallenen Hütten hausen, auf dem schmutzigen, mit Unrat bedeckten Boden schlafen und mit ungewaschenen Fingern einen Pamps aus Bohnen in ihren Mund stopfen, während fette Ratten auf der Suche nach Nahrung über ihre Beine huschen. Bei der Vorstellung lief es mir kalt den Rücken herunter und sofort stellte sich eine neue Befürchtung ein. Konnte dieses Zusammenschaudern, dieses Frösteln nicht ein Hinweis darauf sein, dass mit meinem Herzen und meinem Kreislauf etwas nicht in Ordnung ist? Ist mein Herz zu schwach? Funktioniert eine Herzklappe nicht mehr richtig? Ich brauche auch eine Überweisung zu einem Herzspezialisten. Ist mein Blutdruck zu niedrig oder gar zu hoch? Der Doktor muss unbedingt meinen Blutdruck messen, denn ein zu hoher Blutdruck kann zum Schlaganfall führen. Und ein EKG muss auch gemacht werden, am besten ein Langzeit-EKG, das ist zuverlässiger und aussagekräftiger. Erneut spürte ich einen Stich in der Gegend der Bauchspeicheldrüse und die Angst verstärkte sich und konzentrierte sich auf diese Körperstelle. Würde ich an Krebs sterben? Die Sorgen, die Befürchtungen wollten nicht enden.

So quälte ich mich die ganze Nacht hindurch. Die Schmerzen in der Gegend der Bauchspeicheldrüse wurden stetig stärker, ein Stich folgte auf den anderen und allmählich stieg meine Furcht ins Unerträgliche. All das hinderte meinen armen, geschundenen Körper daran, sich in der Nacht zu regenerieren. Dabei ist eine physische Regeneration, wie sie nur in der Tiefschlafphase erfolgen kann, absolut notwendig! Wie lange kann ein Mensch ohne Schlaf existieren, bevor es zu bleibenden Schäden kommt? Eine Woche? Zwei Wochen? Ich überlegte hin und her, wälzte mich von einer Seite zur anderen. Aufgrund der geschlossenen Jalousien war das Schlafzimmer in tiefste Dunkelheit getaucht, doch hinter den Jalousien machten sich die ersten morgendlichen Geräusche bemerkbar, das Schnaufen und Klappern eines Müllwagens, die Stimmen einiger Nachtschwärmer, die sich voneinander verabschiedeten, das langsam anschwellende Verkehrsrauschen, das Trippeln und Trappeln von immer mehr Passanten, die zur Arbeit eilten. Ein Blick aus geröteten Augen auf den Wecker enthüllte, dass es erst 5.10 Uhr war, also noch viel zu früh zum Aufstehen. Ich rekapitulierte zum x-ten Mal den Ablauf des Vormittags. Das Wichtigste, der Arztbesuch, war für 10.30 Uhr vorgesehen. Da reichte es, wenn ich erst um 8 Uhr das Bett – meine Folterstätte

– verließ, mich in Ruhe anzog, frühstückte und mich um 10 Uhr auf den Weg machte. Es war riskant, sich zu lange im Wartezimmer aufzuhalten, mit all den Viren und Bakterien, die dort herumschwirrten und nur darauf warteten, meinen leidgeprüften Körper zu besiedeln. Mit einem tiefen Seufzer zog ich mir die Bettdecke bis über die Ohren, bohrte das Gesicht in das Kissen – und schlief ein.

Es war ein kurzer und unruhiger Schlaf, der dem Leib nicht die geringste Erholung brachte, da bin ich mir sicher, aber er mündete in einen Traum, einen sehr merkwürdigen Traum, nicht gerade ein furchterregender Alptraum, nur sehr, sehr merkwürdig. In dem Traum spazierte ich über einen riesigen Friedhof, und das war ein Friedhof, wie man ihn aus amerikanischen Filmen kennt: eine ausgedehnte Grasfläche, über der sich ein grauer Himmel spannt. Hier und da ist in den Boden eine unauffällige Tafel mit Namen, Geburts- und Todesdatum eingelassen und neben oder auf ihr liegt ein zerzauster Blumenstrauß oder ein verwelkter Kranz. Im Traum schlenderte ich ziellos über diesen Friedhof, betrachtete die Tafeln, die wenigen krumm gewachsenen Bäume. Beständig wehte ein kühler, nach Salz riechender Wind. Ein paar Möwen kreisten über mir und ich gewann die Überzeugung, dass dieser Friedhof ganz in der Nähe einer Meeresküste sein musste. Verwundert, aber nicht im geringsten unsicher, lief ich über die eintönige, wegelose Grasfläche, die völlig flach war und sich nach allen Seiten hin bis zum Horizont ausdehnte.

Plötzlich bemerkte ich, dass sich in der Ferne etwas bewegte, und blieb stehen. Zuerst war es bloß ein Punkt, dann wurde er größer, nahm eine Form an und schließlich war aus dem Punkt eine Gestalt geworden, die geradewegs auf mich zusteuerte. Kurz danach konnte ich erkennen, dass diese Gestalt eine Frau war, die immer deutlicher in Erscheinung trat. Am Ende ließ sie sich in allen Einzelheiten erfassen – und einige der Einzelheiten waren schon sehr eigentümlich. Die Frau musste zwischen fünfzig und sechzig Jahre alt sein. Sie war recht groß, etwa 1,80 m groß, und kräftig gebaut. Ihre Haut war ungewöhnlich weiß, eine Farbe, die an ihr nicht natürlich wirkte, sondern eher wie Theaterschminke, denn sie hatte die platte Nase und die wulstigen Lippen einer Afrikanerin. Es sah wirklich so aus, als hätte sie ihre dunkle Hautfarbe an allen freiliegenden Stellen kalkig überschminkt. Die üppige dunkelrote Haarpracht, die unter einem schwarzen Tuch hervorquoll, war eindeutig gefärbt. Diese Frau, die sich mir mit wiegenden, geschmeidigen Schritten näherte, trug ein enges schwarzes Taftkleid, das ihr bis zu den Waden reichte. Sie bewegte sich selbstsicher und in gewisser Weise hoheitsvoll auf schwarzen Pumps. Um ihre Schultern hatte sie eine schwarze Wollstola geschlungen, unter der eine lange Onyxkette hervorlugte. Und es gab ein Detail an ihr, das nicht nur seltsam, sondern verstörend wirkte. Sie hatte, obwohl keine Sonne schien, eine dunkle Sonnenbrille aufgesetzt, bei der das rechte Glas fehlte.

Zielstrebig steuerte sie auf mich zu und hielt erst an, als sie keine zwei Meter mehr von mir entfernt war. Ihre Miene war freundlich und erinnerte mich an die Miene einer Königin, die sich huldvoll zu einem Gespräch mit ihren Untertanen bequemt. Sie begrüßte mich mit einer rauen, dunklen Stimme, in der viel Wärme mitschwang:

– Guten Tag, Irmgard. Ich bin Maman Brigitte und heiße dich in meinem Reich willkommen. Ich freue mich, dass du zu mir und meiner Familie gefunden hast.

Ich stammelte einen Gruß, den sie mit einem Lächeln und einem Senken des Kopfes zur Kenntnis nahm, bevor sie fortfuhr:

– In der nächsten Zeit wirst du mir in deiner Welt begegnen, wenigstens einmal pro Tag, und bei jeder Begegnung werde ich dir etwas wegnehmen, was dich behindert und was dir Sorgen bereitet. Du brauchst keine Angst zu haben, denn je mehr ich dir wegnehme, desto leichter wird dir zumute. Du wirst weder körperliche noch geistige Beschwerden mehr haben und zugleich wirst du immer stärker an mich und meine Familie gebunden. Das wird dir gefallen,

das wirst du begrüßen und wenn du am Ende ganz und gar zu uns gehörst, wirst du glücklich sein. Dann können wir dich endgültig in unsere Arme schließen.

Ich vernahm ihre Worte mit einer Mischung aus Ungläubigkeit und zaghafter Hoffnung. Sie lächelte mir wissend zu – und in diesem Moment klingelte mein Wecker. Ich fuhr auf. Der graue Himmel, die weite Grasfläche mit den Tafeln der Verstorbenen darauf verschwanden schlagartig und ebenso die eindrucksvolle Frau, die sich Maman Brigitte genannt und die mir versprochen hatte, mich in den nächsten Tagen von all dem zu befreien, was mich störte. Ich setzte mich in meinem Bett auf. Hinter meinen Schläfen pochte es. Ich fühlte mich überhitzt, unausgeschlafen und ausgelaugt, doch im Augenblick war mir das gleichgültig. Der Traum ließ mich nicht los. Wie lebendig er gewesen war, wie real mir das Gespräch mit Maman Brigitte erschienen war, viel realer als der erbärmliche Alltag, in den mich der Wecker zurückgerufen hatte! Ich schälte mich aus der Decke, erhob mich, taumelte ins Bad, wusch mich, putzte mir mechanisch die Zähne und war zugleich in Gedanken mit den tausend Fragen beschäftigt, die der Traum aufgeworfen hatte. Wer war diese Maman Brigitte? Wovon wollte sie mich befreien und auf welche Weise? Zwischendurch schalt ich mich immer wieder selbst, weil ich einen bloßen Traum so ernst nahm, aber das half nicht. Er war mir so lebensecht erschienen, dass es nicht gelang, ihn abzutun, ihn beiseite zu schieben. Ganz tief in mir war ich davon überzeugt, dass Maman Brigitte kein Produkt des Schlafes war, kein Trugbild, kein Hirngespinnst, und dass sie das, was sie mir versprochen hatte, erfüllen würde. Es gab keinen äußeren Grund für diese Überzeugung und trotzdem flößte mir die Überzeugung einen Optimismus ein, den ich in den letzten Jahren schon ganz verloren geglaubt hatte. Der merkwürdige, so lebensechte Traum hatte tausend Fragen aufgeworfen, denen ich beim Anziehen, beim Frühstück nachhing. Das tat ich selbst noch, nachdem ich den Fernseher eingeschaltet hatte, um mich bei einer Morgensendung abzulenken. Unablässig kreisten meine Gedanken um die Szene auf dem amerikanischen Friedhof und besonders um diese befremdliche, einschüchternde und zugleich so gutherzige Maman Brigitte. Eine sonderbare Stimmung beherrschte mich, eine Mischung aus freudiger und im selben Moment banger Erwartung. Feierlichkeit und peinigende Ergriffenheit kehrten mein Innerstes nach außen und beförderten mein Unterstes nach oben. Am meisten aber beschäftigte mich die unlösbare Frage: Wer war Maman Brigitte?

Mit diesen Überlegungen verging die Zeit wie im Flug und schon stand der Termin bei Dr. Neuhaus bevor. Als ich aus dem Haus trat, arrangierte ich meinen Wollschal so, dass er den Mund und sogar die Nasenlöcher bedeckte. Und ich hatte recht mit dieser Vorsichtsmaßnahme, denn auf dem Weg zur Praxis begegneten mir gleich drei Zeitgenossen, die mir frech ins Gesicht husteten und mich anniesten. Wenn die Menschen all die Viren und Bakterien sehen könnte, die jetzt, Anfang Dezember, durch die Straßen schwirren und an jeder Türklinke kleben, dann würden sie in Schutzanzügen herumlaufen! Ich mag mir gar nicht vorstellen, wie dick diese giftige Schicht ist, die meine Kleidung, meine Haut, meine Haare bedeckt. Und welche Viren und Bakterien erst im Wartezimmer eines Arztes lauern! Es ist grauenerregend. Natürlich saßen im Wartezimmer von Dr. Neuhaus lauter Grippekranke, die rücksichtslos niesten und husteten. Ich konnte nur froh sein, dass die Praxis so gut funktioniert und man, wenn man angemeldet ist, nicht allzu lange warten muss. Außerdem fand sich ein Platz nahe an der Tür zum Korridor, so dass ich in keinen allzu engen Kontakt mit den anderen Kranken kam. Trotzdem behielt ich Mantel und Handschuhe an und schützte auch weiterhin das Gesicht mit dem Schal, denn mir stand permanent die unglaublich hohe Zahl von Viren und Bakterien vor Augen, die es in dem Wartezimmer geben musste. Einige der Kranken hatten zu den Zeitschriften gegriffen, die auf dem niedrigen Tisch in der Mitte lagen. Sie lasen und blätterten darin und berührten mit bloßen Händen das kontaminierte Papier. Was für ein unglaublicher Leichtsinns! Es ist nicht zu fassen, wie unüberlegt sich die

Menschen verhalten. Kein Wunder, dass es in der kalten Jahreszeit regelmäßig Erkältungs- und Grippewellen gibt! Mich könnten keine zehn Pferde dazu bringen, derart kontaminierte Zeitschriften anzufassen, und deswegen saß ich ohne Lektüre auf meinem Stuhl, hatte die rechte Hand auf den Schal vor dem Mund gelegt, als zusätzlichen Schutz und auch, damit der Schal nicht verrutschte, und tat nichts weiter als warten. Wie vorausszusehen, wanderten meine Gedanken zu dem Traum zurück, der mir so viele Rätsel aufgegeben hatte (wer war Maman Brigitte? was wollte sie mir wegnehmen?). Die Erinnerung an den Traum brachte verschiedene Gefühle mit sich und es war merkwürdig, denn diese Gefühle waren alle angenehm, positiv. Eine tiefe Freude, eine hoffnungsfrohe Erwartung, förmlich Enthusiasmus herrschte vor, bis, ja bis ich wieder einen Stich in der Gegend der Bauchspeicheldrüse verspürte. Er war so heftig, so schmerzhaft, dass mir für einen Augenblick die Luft wegblieb und mich eine Sturzwelle von Panik überschwemmte, die all die eben genossenen erfreulichen Emotionen mit sich riss.

Zum Glück rief die Arzthelferin eine knappe Minute später meinen Namen auf und ich lief – immer noch voller Panik, immer noch mit klopfendem Herzen – zum Sprechzimmer, das mir derzeit wie ein Ort des Heils erschien. Dr. Neuhaus saß leicht zusammengesunken hinter dem imposanten Mahagoni-Schreibtisch, vor sich auf der Platte aus grünem Leder meine dicke Krankenakte, die geschlossen war: Offenbar hatte er darin noch nicht gelesen. Müde sah er aus, das Gesicht voller Falten, die Stirn gerunzelt und selbst der buschige weiß-gelbliche Schnurrbart hing erschöpft nach unten. Und das am frühen Vormittag! Wie alt er wohl ist? Über sechzig auf alle Fälle, genau weiß ich es nicht, jedenfalls noch keine siebzig. Ob er lange weiterarbeiten wird? Bis siebzig? Bis achtzig? Bis er tot vom Schreibtischstuhl fällt? Hoffentlich bleibt er lange geistig fit und behandelt mich nicht falsch. All diese Gedanken fuhren mir wie spitze Nadeln durch den Kopf, während ich vor ihm stand und er mich gezwungen anlächelte und mich zur gleichen Zeit mürrisch und voller Überdruß betrachtete. Das Folgende gebe ich aus dem Gedächtnis zu Protokoll.

– Nun, Frau Ypsilatis, da sind Sie ja wieder! Wie geht es Ihnen heute?

– Schlecht, Herr Doktor, sehr schlecht. Meine Bauchspeicheldrüse schmerzt entsetzlich. Sie müssen sie unbedingt untersuchen und sie so schnell wie möglich röntgen lassen.

– Ihre Bauchspeicheldrüse? Sind Sie ganz sicher, dass es die Bauchspeicheldrüse ist, die Ihnen Probleme bereitet?

– Natürlich bin ich sicher! Es ist die Bauchspeicheldrüse!

Er musterte mich mit einem äußerst skeptischen Blick und erhob sich seufzend.

– Nun, wollen wir mal sehen. Warum haben Sie Ihren Mantel und Ihren Schal nicht an der Garderobe abgelegt?

– Wegen der Ansteckungsgefahr. Bei den vielen Kranken in Ihrer Praxis! Bei den vielen Viren und Bakterien!

Jetzt klang sein Seufzen äußerst genervt und ich beeilte mich, den Mantel auszuziehen und ihn zusammen mit dem Schal auf einem Stuhl zu deponieren. Nach dieser Aktion dirigierte er mich wie bei jeder Konsultation zu der mit schwarzem Leder bezogenen Liege und begann, an meinem Körper in der Gegend der Bauchspeicheldrüse herumzudrücken. Das schmerzte so stark, dass mir mehrmals ein kräftiges „Au!“ entfuhr, und einmal schrie ich sogar auf, woraufhin er völlig überflüssig fragte:

– Tut es hier weh?

– Das tut entsetzlich weh, Herr Doktor! Das ist kaum zu ertragen! Meine Bauchspeicheldrüse ist vom Krebs befallen, ich weiß es genau. Sie muss unbedingt geröntgt und behandelt werden!

Er verdrehte die Augen, schüttelte den Kopf, brummte vor sich hin und winkte mir, von der Liege aufzustehen und mich erneut auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch zu setzen. Er maß noch meinen Blutdruck und hörte mein Herz ab, bevor er sich an seinen alten Platz begab.

– Es ist alles in Ordnung, Frau Ypsilatis.

– Nein, es kann nicht alles in Ordnung sein, Herr Doktor! Nicht bei den Schmerzen, die mich quälen und mir den Schlaf rauben. Lassen Sie meine Bauchspeicheldrüse röntgen, dann werden Sie sehen, wie schlecht es um mich steht!

– Das ist Blödsinn. Letzte Woche war es das Herz, in der Woche davor die Lunge und heute soll es die Bauchspeicheldrüse sein. Sie bilden sich das alles nur ein. Sie haben an jeder Stelle, an der ich gedrückt habe, aufgeschrien. An jeder. Sie bilden sich die Schmerzen bloß ein. Bei Ihnen ist das alles psychisch bedingt. Glauben Sie mir.

Mich packte der Schrecken. So grob hatte Dr. Neuhaus noch nie mit mir gesprochen. Was war mit ihm los? Warum nahm er mich nicht ernst und schrieb endlich die Überweisung zum Röntgenologen aus?

– Ich bilde mir das nicht ein! Meine Bauchspeicheldrüse ist wirklich vom Krebs befallen. Bisher haben Sie mir doch immer geglaubt. Warum nicht heute? Sie haben mir vor drei Jahren bescheinigt, dass ich auf Dauer arbeitsunfähig bin, und mich unterstützt, bis man mich frühverrentet hat! Ich bin schwer krank, das wissen Sie doch!

Er betrachtete mich unverhüllt genervt, eine völlig neue Erfahrung für mich.

– Ja, ich habe Sie unterstützt, aber aus reinem Mitgefühl. Ihre Frühverrentung gründet auf Ihren psychischen, nicht auf physischen Problemen.

Er ballte die rechte Hand zur Faust und schlug damit auf die Schreibtischplatte. Seine Augen begannen, so boshaft zu funkeln, dass ich direkt Angst vor ihm bekam.

– Aber jetzt ist meine Geduld zu Ende und ich werde Ihnen endlich einmal die Wahrheit sagen: Sie leiden an nichts anderem als an Hypochondrie. Das geht bei Ihnen schon ins Pathologische.

Ich stierte ihn sprachlos an, konnte nicht fassen, was ich eben gehört hatte. Ich sollte an Hypochondrie leiden, sollte meine Krankheiten, meine Schmerzen nur vorgetäuscht haben? Das stimmte nicht! Das war eine Lüge! Ehe ich genügend Kräfte zum Protestieren gesammelt hatte, fuhr Dr. Neuhaus, mein bislang so hilfsbereiter, herzenguter und aufmerksamer Hausarzt, fort:

– Sie bekommen eine Erwerbsunfähigkeitsrente, weil Sie im öffentlichen Dienst angestellt gewesen waren und zu oft ausgefallen sind. Hier mal ein Asthmaanfall, dort Gastritis. Keine Kur hat geholfen und die Amtsärzte waren zu überlastet, um sich näher mit ihrer Psyche zu beschäftigen. Sie hatten Glück, denn in der Privatwirtschaft hätte man sie einfach entlassen. Also seien Sie froh und dankbar für die Rente, suchen Sie sich ein nettes Hobby oder engagieren Sie sich ehrenamtlich. Nur bitte -

Er beugte sich vor und flüsterte mit einer fast flehenden Stimme:

– Bitte kommen Sie nicht mehr mit Ihren eingebildeten Wehwehchen zweimal die Woche in meine Sprechstunde!

Mit wurde kalt bis ins Mark. Ich fühlte mich vollkommen hilflos und konnte bloß noch tränenerstickt murmeln:

– Aber die Schmerzen in der Bauchspeicheldrüse! Wenn das nun Krebs ist? Wollen Sie, dass der Krebs zu spät entdeckt wird und ich qualvoll sterben muss? Wenn ich jetzt umkomme, sind Sie schuld, Herr Doktor! Ich bitte Sie, schicken Sie mich zum Röntgen!

– Hören Sie auf damit!

Zum zweiten Mal schlug er mit der Faust auf die Schreibtischplatte.

– Sie haben keinen Bauchspeicheldrüsenkrebs und darum werde ich Sie auch nicht zum Röntgen schicken. Ich kenne Sie schon lange genug und sage Ihnen ein für alle Mal: Sie sind eine krankhafte Hypochonderin und bilden sich Ihre diversen Krankheiten nur ein. Und die

angeblichen Schmerzen bilden Sie sich auch nur ein. Wenn ich auf Sie gehört und Sie jedes Mal zum Röntgen geschickt hätte, dann hätten Sie heute wirklich Krebs, und zwar aufgrund der zu hohen Strahlenbelastung durch das Röntgen. Dann noch etwas: Da Sie sich Ihre Schmerzen nur einreden, da sie nicht echt sind, werde ich Ihnen von nun an keine Schmerztabletten mehr verschreiben, wie Sie es so oft von mir verlangt haben. Schließlich muss ich aufpassen, dass Sie nicht von Schmerzmitteln abhängig werden. Ich bin ein verantwortungsbewusster Mediziner und sage: Schluss! Aus! Suchen Sie sich endlich einen Psychotherapeuten. Der soll sich mit Ihrer abnormen Hypochondrie beschäftigen. Der ist im Augenblick der richtige Ansprechpartner für Sie.

Das war zuviel. Ich erhob mich und erklärte mit so viel Würde wie möglich:

– Danke für Ihren Ratschlag, Herr Doktor, aber ein Psychotherapeut kann mir bei meinen Schmerzen nicht helfen. Ich werde ein anderes Mal wiederkommen, wenn Sie sich gefangen und auf ihre ärztlichen Pflichten besonnen haben. Ich habe Sie bisher als einen guten Arzt kennengelernt und hoffe, dass Ihr Verhalten heute nur ein einmaliger Ausrutscher war. Wahrscheinlich hatten Sie heute zu viel Stress.

Mit diesen Worten rauschte ich hochehobenen Hauptes aus dem Sprechzimmer, doch kaum hatte sich die Tür hinter mir geschlossen, überkam mich ein heftiges Zittern und ich ließ mich auf einen Stuhl, der zum Glück in der Nähe stand, plumpsen. Meine Knie bebten, meine Hände bebten, mein ganzer Leib bebte und ich dachte verzweifelt: „Was ist denn mit Dr. Neuhaus passiert? Ist er verrückt geworden? All die Jahre hat er sich so gut um mich gekümmert und nun das! Niemals, niemals hat er so grob mit mir gesprochen! Er muss diese Woche viel Ärger gehabt haben und schrecklich überarbeitet sein. Das ist eine Erklärung... Nein, ich kann mir keinen neuen Arzt suchen, dafür bin ich zu schwach und zu krank. Das eben war sicher ein einmaliger Ausrutscher von Dr. Neuhaus. Ich werde mir gleich einen Termin für morgen geben lassen. Morgen hat er sich besonnen und hat eingesehen, dass er mir Unrecht getan hat. Morgen wird er sich bei mir entschuldigen und vor allem wird er sich um meine Bauchspeicheldrüse kümmern und mich sofort zum Röntgen schicken.“ Ich stand auf und ging – immer noch wacklig auf den Beinen – zu dem Schalter, hinter dem jetzt auch die zweite Sprechstundenhilfe, die hier arbeitete, saß. Und ich hatte Glück: Man glaubte meiner Versicherung, Dr. Neuhaus hätte gesagt, ich bräuchte unbedingt für morgen einen Termin. Da gerade jemand abgesagt hatte, gab man mir den gewünschten Vormittagstermin.

Froh darüber und zugleich immer noch schockiert wegen der Ungeheuerlichkeiten, die mein Hausarzt geäußert hatte, trat ich auf die Straße und bedeckte sorgfältig den Mund mit dem Schal. Ganz plötzlich meldeten sich die Schmerzen in der Bauchspeicheldrüse zurück. Es begann zu bohren, zu beißen, zu stechen, so heftig, dass Schweißperlen auf die Stirn traten und Angst mir den Atem nahm. Dieses Organ musste schon völlig verkrebt sein! Was war zu tun? Ohne eine Überweisung von Dr. Neuhaus brauchte ich gar nicht erst beim Röntgenologen auftauchen, nicht als Kassenpatientin, und auch, wenn ich anbot, das Röntgen selbst zu bezahlen, wäre es mehr als fraglich, dass sich der Facharzt darauf einlassen würde. Nach dem Vorfall vor drei Monaten kam die Ambulanz eines Krankenhauses nicht mehr in Frage und deshalb entschloss ich mich schweren Herzens, nach Hause zurückzukehren und mit warmen Wickeln und gehorteten Schmerztabletten so gut es ging für Linderung zu sorgen. Deprimiert und wegen der Schmerzen vornüber gebeugt, schleppte ich mich die nasse, schmutzige Straße entlang. Mein ganzer Körper war eine elende Bürde.

Doch unerwartet, unvermutet geschah etwas und es war so außerordentlich, dass es schlagartig alles änderte. Auf dem Weg von der Arztpraxis nach Hause passiere ich immer eine Unterführung. Das ist bei hellem Tageslicht keine große Sache, aber im Dunkeln ist es

dort unheimlich und gefährlich. Die Unterführung ist lang und schlecht beleuchtet. Ihre Backsteinwände sind über und über mit Graffiti bedeckt. Wenn gerade ein Zug darüberfährt, donnert und rumst es wie bei einem Gewitter und man bekommt Angst um sein Leben. Früher hatten in der durchbrochenen Decke der Unterführung viele Tauben genistet und den gesamten Boden und die Eisenpfiler mit ihrem Kot verdreckt. Jetzt hatte man an der Decke ein engmaschiges Stahlgitter angebracht und die Tauben vertrieben. Trotzdem sah der Boden nicht viel schöner und sauberer aus, denn an vielen Stellen sickerte von oben Feuchtigkeit durch, so dass sich fortgesetzt zahlreiche Pfützen bildeten. Man musste aufpassen, um nicht hineinzutreten. Erschwerend kam hinzu, dass hier selbst bei hellstem Sonnenschein Dämmerung herrschte, und zusätzlich traf man manchmal an diesem unangenehmen Ort Drogensüchtige und Obdachlose.

All das führte dazu, dass ich auch dieses Mal trotz der Schmerzen meine Schritte beschleunigte, um die Unterführung möglichst schnell hinter mich zu bringen. Auf halbem Weg jedoch sah ich etwas, was alles änderte: Da stand sie, Maman Brigitte, die Frau aus meinem Traum! Sie stand direkt an der Backsteinwand, sah mir mit einem leichten, etwas ironischen Lächeln entgegen und trotz der in der Unterführung herrschenden Dämmerung erkannte ich sie auf den ersten Blick. Es gab keinen Zweifel: Es war Maman Brigitte! Sie sah genauso aus wie in meinem Traum, sie trug das gleiche schwarze Taftkleid, die gleiche Wollstola und sie hatte wie im Traum die gleiche dunkle Sonnenbrille mit dem fehlenden rechten Glas aufgesetzt. Wie magisch angezogen und mit leicht gewordenem Herzen ging ich auf sie zu, blieb direkt vor ihr stehen. Sie schien nicht zu frieren und kümmerte sich auch nicht um die schäbige Umgebung. Würdevoll und souverän, lächelte sie mir entgegen und bemerkte mit ihrer rauhen, dunklen Stimme, die ich sofort wiedererkannte:

– Ich habe es dir gesagt, Irmgard, wir werden uns in deiner Welt begegnen. Du siehst krank und unglücklich aus. Verrate mir: Was bereitet dir am meisten Schmerzen?

Stammelnd brach es aus mir heraus:

– Meine... meine Bauchspeicheldrüse, die... die tut mir so schrecklich weh, aber Dr. Neuhaus will sie nicht röntgen lassen.

Maman Brigittes Lächeln vertiefte sich, sie nickte und ihre rechte Hand schob sich langsam nach vorn, auf mich zu. Fasziniert beobachtete ich ihre dunkelrot lackierten, krallenartigen Fingernägel, die mir im Zeitlupentempo immer näher kamen. Am Ende tippte sie mir mit der Kralle an ihrem rechten Zeigefinger auf den Leib, genau dorthin, wo sich meine Bauchspeicheldrüse befinden musste. Sie gluckste in sich hinein und raunte mir mit einer gewissen Feierlichkeit zu:

– Und weg ist das böse Organ. Es ist verschwunden, komplett verschwunden. Keine Schmerzen mehr.

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, da durchfuhr mich ein Energiestrom, der an der Basis meiner Wirbelsäule seinen Ausgangspunkt nahm und am Scheitel aus meinem Körper herausschoss. Meine Aufmerksamkeit wurde jedoch sofort davon abgelenkt, als sich vor meinen ungläubigen Augen Maman Brigitte in Luft auflöste. In einem Moment war sie noch da, fest und kompakt, im nächsten wurde sie durchsichtig und gleich darauf war sie verschwunden. Ich stand wie vom Donner gerührt und starrte ungläubig den Ort an, an dem sich ihr Körper eben befunden hatte. Jetzt war dort bloß die verschmutzte Backsteinwand zu sehen. Auf dieser Backsteinwand, an dem Teil, den ihr Rücken bisher verdeckt hatte, war von irgendjemandem ein Graffiti gesprüht worden, ein mit violetten Blumen geschmücktes Kreuz. Passanten eilten vorüber. Ich beachtete sie nicht, sondern stand wie angewurzelt und fragte mich, ob ich eben einer Halluzination erlegen oder gar verrückt geworden war. Schließlich entschied ich: Nein, das war keine Halluzination gewesen und auch nicht beginnender Wahnsinn. Maman Brigitte hatte mich wirklich von den Schmerzen befreit. Ich verspürte dort,

wo meine verkrebste Bauchspeicheldrüse gegessen hatte, eine gewisse Leere, aber keine Schmerzen mehr. Die Bauchspeicheldrüse war weg, das fühlte ich ganz deutlich. Sie war verschwunden, in der gleichen Weise, in der Maman Brigitte verschwunden war. Als mir das klar wurde, überkam mich eine plötzliche Furcht und nahm mir den Atem. Kann man ohne Bauchspeicheldrüse überleben? Werde ich nicht gleich zusammenbrechen und hier, an diesem Ort sterben? Nur schnell, schnell nach Hause, so lange ich noch zum Laufen imstande bin, und mich ins Bett legen, nein, zuerst will ich mich ausziehen und vor dem Spiegel die Stelle begutachten, die Maman Brigitte mit ihrem krallenbewehrten Zeigefinger berührt hat.

Ich gab mir einen Ruck und setzte mich in Bewegung, ging zuerst sehr langsam, sehr vorsichtig, sehr ängstlich. Doch keine Schmerzen meldeten sich, keine Schwäche überwältigte mich, kein Schwindelanfall warf mich auf den Boden – und bald schritt ich kräftig aus. Meine Hand kroch dorthin, wo die Bauchspeicheldrüse vor kurzem solche Probleme bereitet hatte. Jetzt war an der Stelle nichts wahrzunehmen außer einem Gefühl von Leere. Freude überwältigte mich: Maman Brigitte hatte also die Wahrheit gesagt und das kranke Organ entfernt! Wie war ihr das bloß gelungen? Vielleicht kann sie zaubern wie eine Fee im Märchen, aber sie ist keine Fee und erst recht keine Hexe, nein, eine Göttin ist sie, eine echte Göttin! Da wird Dr. Neuhaus staunen, wenn er mein Röntgenbild bekommt und darauf keine Bauchspeicheldrüse findet. Denn jetzt muss er mich zum Radiologen schicken, jetzt wird er selbst wissen wollen, wie es sein kann, dass meine verkrebste Bauchspeicheldrüse nicht mehr schmerzt, dass ich so schnell geheilt bin! Morgen, morgen wird er mir die Überweisung zum Röntgen geben!

Fast rennend kam ich zu Hause an, zog mich gleich mit flatterigen Fingern aus und stellte mich nackt vor den Spiegel. An meinem Körper war nichts von der Operation, die Maman Brigitte vorgenommen hatte, zurückgeblieben, keine Narbe, kein Schnitt, nicht die geringste Rötung. Die käsigweiße, schon etwas faltige Haut wies nichts auf außer ein paar unschönen Muttermalen. Ich drehte mich sogar um und warf über die Schulter einen Blick auf meinen Rücken, als wäre es der guten Heilerin möglich gewesen, das kranke Organ an der Wirbelsäule vorbei zu ziehen und hinten zu entnehmen. Selbstverständlich war auch am Rücken nichts Auffälliges zu bemerken. Meine Augen ebenso wie der Spiegel bildeten nichts anderes ab als den Leib einer mit großen Schritten auf das Alter zugehenden Frau, ausgezehrt von zahlreichen Krankheiten, spitze Knochen, die hier und da hervorragten, die Magengegend eingefallen, Haut, die sich zu runzeln beginnt und an gewissen Stellen traurig herabhängt. Wo ist bloß meine Schönheit, meine Attraktivität hin, die mir in der Jugend so viele anerkennende und begehrlische Blicke eingebracht hat? Eisgraue, kurzgeschnittene Haare, wo früher eine dichte schwarze Mähne geprangt hatte, blasse, von Fältchen umgebene Lippen, wo früher ein roter Schmollmund gelockt hatte, schlappe Haut, wo früher straffe, schwellende Polster zum Tätscheln verführt hatten.. Vorbei, vorbei! Ich seufzte tief auf und griff zu der Unterwäsche, um meinen armen malträtierten Leib meinen Blicken zu entziehen.

Und bei den Verrenkungen, die das Anziehen mit sich brachte, geschah es. Ein ungeheurer Schmerz durchfuhr mich, trieb mir die Tränen in die Augen, schnürte mir den Atem ab. Woher er kam? Nicht von der Bauchspeicheldrüse, die gab es nicht mehr, sondern – und davon war ich augenblicklich überzeugt – von der Milz. Ich sank auf einen Stuhl, krümmte mich zusammen und ächzte hilflos. Der Schmerz war so stark, dass er auf etwas sehr Ernstes hindeuten musste. Gewiss war der Krebs in einem größeren Umkreis um die Bauchspeicheldrüse herum aktiv gewesen und hatte die Milz zersetzt, sie in eine dunkelrote, formlose Monstrosität verwandelt. Es dauerte lange, bis der Schmerz nachließ, bis er verebte, seine Stacheln aus meinem Körper zurückzog. Danach blieb ich noch eine Weile wie erstarrt auf dem Stuhl, auf den ich gesunken war, und konnte mich schließlich nur mit

Mühe dazu aufzuffassen, mich fertig anzuziehen. Panik würgte mich, rief ein unkontrollierbares Zittern, fast schon einen Krampfanfall hervor. Zugleich versank ich in einem Meer schlimmster Befürchtungen. Ich habe eine tödliche Krankheit und werde bald sterben, so viel steht fest! Der Beweis dafür erfolgte prompt: Kaum war ich fertig angezogen, da meldete sich der bestialische Schmerz erneut. Es war, als würde jemand mit einem Messer in meiner Milz herumwühlen, sie in kleine Stücke hacken. Ich taumelte zum Sofa, warf mich lang hin und barg das Gesicht in den Händen. Dr. Neuhaus muss mich morgen zum Röntgenarzt schicken, das muss er! Aber heute, was konnte ich heute tun? Nicht zur Notaufnahme des Krankenhauses gehen, nicht nach den schlechten Erfahrungen, die ich damit gemacht habe. Zur Apotheke an der Ecke laufen, das ist auch nicht mehr ratsam. Seit einiger Zeit schaut mich der Apotheker immer so seltsam an, wenn ich bei ihm auftauche und um ein Schmerzmittel bitte. Als wäre ich süchtig. Und die nächste Apotheke ist drei Straßen entfernt, unmöglich für mich, sie zu erreichen, bei diesen Schmerzen, bei dieser Schwäche. Einen Notarzt anrufen? Auch mit Notärzten habe ich nur schlechte Erfahrungen gemacht. Demnach bleibt nichts anderes übrig, als eine Wärmflasche vorzubereiten und mich mit ihr ins Bett zu legen.

Es kostete viel Kraft, Wasser zu erhitzen, in die Wärmflasche zu füllen und mich für das Bett vorzubereiten. An Essen war nicht zu denken, dazu war mein Körper zu schwach, dazu waren die Schmerzen zu groß. Ein paar Schluck von dem kalten Tee, der von gestern übrig geblieben war, plus zwei Schmerztabletten, das musste reichen. Es erweist sich immer von neuem als richtig, dass ich einen beträchtlichen Vorrat an rezeptfreien Schmerztabletten angelegt habe. Und danach blieb nichts anderes übrig, als die Decke zurückzuschlagen, ins Bett zu kriechen und dort den ganzen Nachmittag zu verbringen, zu erschöpft, zu elend, um etwas zu unternehmen – und sei es auch nur, ein Buch zu lesen. Trotz der Schmerztabletten stach es und bohrte es und brannte es in der Milz, unausgesetzt, mal schwächer, mal stärker, bis ich wimmerte und mir die Decke über den Kopf zog. Meine Finger berührten unbeabsichtigt die Stirn und ich spürte, wie heiß sie war. Das war Fieber, hohes Fieber! Doch Fiebertemperaturen war unmöglich, ich konnte mich nicht mehr rühren, konnte nichts weiter tun als liegen und die Schmerzen ertragen. Auf der Folterbank, Stunde um Stunde um Stunde. Manchmal wurden die Schmerzen so stark, dass ich mir auf die Lippen biss, um nicht laut aufzuschreien – und allmählich färbte sich mein Kopfkissen rot von den blutigen Lippen. Mit der Zeit kam eine andere Störung hinzu und es zeigte sich etwas Außergewöhnliches, etwas, das nie zuvor aufgetreten war. In meinem Kopf ertönte ein Murmeln, ein Raunen, ein Summen. Viele Männer- und vereinzelt auch Frauenstimmen sprachen durcheinander, schwatzten und schmatzten, palaverten, deklamierten, stritten, ohne dass man ein einziges Wort verstehen konnte. Sie äußerten sich immer lauter und schließlich brüllte, kreischte, grunzte, krakeelte, quiekte, röhrete es in meinem Kopf, bis ich nichts anderes tun konnte, als ihn im Kissen zu vergraben und mir die Ohren mit den Fingern zu verstopfen. Es half nichts: Der Lärm ging unvermindert weiter. Ich war ihm ausgeliefert und verfiel sogar auf den Gedanken, zu der für mich so bedeutsam gewordenen Unterführung zurückzukehren, in der Hoffnung, dort Maman Brigitte anzutreffen. Ich wollte sie bitten, die kranke Milz wie vorhin schon die Bauchspeicheldrüse zu entfernen und außerdem den Radau in meinem Kopf zu unterbinden. Sie war die einzige, die dazu fähig war, sie war für mich wie eine gütige Göttin und sie war meine letzte Hoffnung. Aber ich war zu schwach, um das Bett zu verlassen. Ich konnte bloß hilflos die Qualen erdulden, die mir mein rebellischer Körper aufbürdete: zuerst die fiebrige, alles ausdörende Hitze und dann plötzlich Kälteschauer. Sie waren so stark, dass meine Zähne klappernd aufeinanderschlügen und mein ganzer Leib erbebte und schlotterte und zuckte wie bei einem epileptischen Anfall.

Dieses unerträgliche „Stadium des Eises“, wie ich es in Gedanken nannte, hielt an, während es im Schlafzimmer dunkel wurde. Es dauerte geraume Zeit, bis sich das Geschrei in meinem Kopf abschwächte und es am Ende ganz aufhörte. Dagegen wühlte und stach es in der Milz mit unverminderter Stärke und es war mir ein Rätsel, wie ein Mensch eine derartige Folter überhaupt ertragen kann. Aber trotz der Schmerzen kehrte allmählich ein klein wenig Energie in meinen Körper zurück und es wurde möglich, sich aufzusetzen und nach etlichen Fehlversuchen auf wackligen Beinen das Bett zu verlassen. Zum Anknipsen des elektrischen Lichtes fehlte allerdings die Kraft und ich musste mich im Dunkeln durch das Zimmer, durch den Korridor, bis in die Küche vortasten. Dort schaffte ich es endlich, das Licht anzuschalten und auf einen Küchenstuhl zu sinken. Mein Atem ging keuchend und stoßweise, meine eisige Hand presste sich auf die schmerzende Milz und ich erwog nun ernstlich, einen Notarzt zu rufen. Nein, bisher hat jeder Besuch eines Notarztes mit einem Fiako geendet, keiner dieser angeblichen Wohltäter der Menschheit hat sich herabgelassen, mich gründlich zu untersuchen und danach in ein Krankenhaus zum Röntgen und Behandeln einzuweisen. Alle hatten mich mit unwirksamen Tabletten und ein paar tröstenden Worten abgespeist, während sie mich skeptisch und herablassend beäugelten. Erneut erwog ich, selbst in die Ambulanz eines Krankenhauses zu gehen, und entschied mich dagegen, eingedenk der bisherigen Erfahrungen und meiner allgemeinen Schwäche und der Stärke der Schmerzen. Was also tun? Mich hinlegen? Dazu hätte ich mich nicht in die Küche schleppen müssen. Etwas essen? Schon bei dem Gedanken hob sich mein Magen. Aber etwas konnte ich tun: Alles, was heute passiert ist, meinem Tagebuch anvertrauen. Also aufstehen, den Rest der Kräfte sammeln und ins Wohnzimmer wanken, zu meinem Schreibtisch. Wenn ich erst am Schreibtisch sitze und die ungewöhnlichen Ereignisse dieses Tages in Worte fasse, werden die Schmerzen etwas in den Hintergrund rücken – zumindest solange sich mein armer Körper unbeschadet auf dem Stuhl halten kann.

23 Uhr: Zum zweiten Mal an diesem Tag sitze ich am Schreibtisch und ergänze das Tagebuch. Die wichtigsten Geschehnisse habe ich schon vor Stunden auf das Papier gebannt. Was ich nun hinzufügen kann, ist nichts weiter als die Schilderung von immer zahlreicheren, immer intensiveren physischen Qualen. Schmerzen über Schmerzen häufen sich auf, zerquetschen mich. Aber der Reihe nach. Nachdem die erste Beschreibung der Geschehnisse des heutigen Tages beendet war, schleppte ich mich völlig ausgelaugt zum Sofa und ruhte mich aus. Der Wunsch, eine oder mehrere Tabletten zu nehmen, setzte mir zu, aber etwas in meinem Inneren hielt mich zurück, so etwas wie eine fremde Macht, die mir Einhalt gebot. Deshalb blieb nichts anderes zu tun, als bei ausgeschaltetem Licht auf dem Sofa zu liegen, in die Dunkelheit, in der bloß die Umrisse der Möbel zu erahnen waren, zu starren und hilflos zu erdulden, wie es in der Milz bohrte und stach. Nicht in der Bauchspeicheldrüse, die ist dank Maman Brigitte verschwunden, aus meinem System entfernt, sondern in der Milz, der Milz! Warum muss ich nur so viel leiden?

Gegen 20 Uhr hatte ich genügend Kraft angesammelt, um mich vom Sofa zu erheben, im Bad zu waschen und auf die Nacht vorzubereiten. In meinen kuscheligen Morgenrock gehüllt, mühte ich mich gekrümmt ins Wohnzimmer zurück und schaltete zur Ablenkung den Fernseher an. Die Nachrichten rauschten an mir vorbei, kein einziges Wort blieb hängen. Die Schmerzen hielten mich in ihrem Bann. Sie gestatteten nicht, dass ich mich auf etwas anderes konzentrieren konnte und deshalb schaltete ich bald den Fernseher wieder aus und kroch ins Bett. Es versteht sich, dass ich noch nicht schlafen konnte, sondern dumpf und verzweifelt vor mich hin döste und nichts anderes wahrnahm als die pausenlosen Milzschmerzen und die schlimmen Befürchtungen, die sie hervorriefen.

Stunden später gelang es, an den Schreibtisch zurückzukehren, um den Bericht von dem Horrortag, der hinter mir liegt, zu ergänzen – was ich nun gleich vollbracht habe. Von Zeit zu Zeit meldet sich ein Bedürfnis nach Schmerztabletten, indessen gibt es immer etwas, das mich zurückhält, das mir verbietet, dem Bedürfnis nachzugeben. Ob das Maman Brigitte ist? Ob sie etwas mit mir vorhat? Bald kann ich die Schmerzen nicht mehr ertragen. Meine einzigen Hoffnungen sind Maman Brigitte und auch Dr. Neuhaus, der auch. Wenn er mich morgen so wie heute nicht ernst nimmt und mir das Röntgen der Milz verweigert, dann bleibt mir nichts anderes übrig als darauf zu bauen, dass ich die gütige Göttin abermals bei der Backsteinwand der Unterführung antreffe und sie darum bitten kann, die kranke Milz zu entfernen. Sie versteht sich darauf und ich bin felsenfest davon überzeugt, dass die Entfernung meinem Körper nicht schaden wird, sondern ihn von einer unnötigen Last befreit..

Dienstag, 2. Dezember: Mein Schlaf wurde viele Male unterbrochen und war mehr ein oberflächliches Dösen mit langen Zeiten des Wachseins dazwischen, mit Schmerzen, mit quälenden Gedanken, und die Auswirkung von all dem war (wie konnte es anders sein!), dass ich am Morgen völlig übermüdet erwachte, dass mein Kopf wehtat und ich mich äußerst unwohl und überhitzt fühlte. Gleich beim Aufstehen meldete sich die kranke Milz mit einem besonders unangenehmen Brennen. Doch nicht nur das Körperliche bereitete mir Beschwerden, sondern auch die Psyche spielte mir übel mit, denn schon beim Aufstehen verspürte ich eine tiefgehende Enttäuschung und wusste erst gar nicht, was ihre Ursache war. Dann, beim Frühstück, ging mir unvermittelt der Grund auf, warum ich mich so geknickt, so jämmerlich fühlte: Mir war in dieser Nacht – anders als in der vorigen – Maman Brigitte nicht im Traum erschienen! Das wertete ich, ohne mir dessen gleich bewusst zu sein, als herben Verlust. Maman Brigitte war für mich zu einer gütigen, beschützenden, heilenden Göttin geworden, deren medizinische Fähigkeiten über die eines Arztes weit hinausgingen. Anders als Dr. Neuhaus hatte sie mich ernst genommen und ihr war es ohne Mühe gelungen, die verkrebtste Bauchspeicheldrüse zu entfernen. An der Stelle, an der sich das Organ befunden hatte, war nichts mehr zu spüren, nicht das leichteste Ziepen. Dagegen war jetzt die Milz von Metastasen befallen. Und beim Frühstück, beim Gedanken an die Milz gab es dort einen so starken Stich, dass mir Tränen in die Augen schossen und ich mich zusammenkrümmte und an der Tischkante festhalten musste, um nicht zu Boden zu sinken. Dem ersten Stich folgte ein zweiter, noch stärkerer, der mir einen leisen Schrei entlockte und meinen ganzen Körper erzittern ließ. Schweiß trat mir auf die Stirn und ich wartete voller Panik auf den nächsten, vielleicht noch heftigeren Stich. Er blieb aus und nach zehn Minuten angstvollen Wartens klang die Panik ab. Ich richtete mich wieder auf und begann, mit vorsichtigen Bewegungen das übrig gebliebene Frühstück abzuräumen, denn es versteht sich, dass nach der Schmerzattacke an Essen nicht mehr zu denken war. Und nach dem Gang in die Küche wurde es allmählich Zeit, mich im Schlafzimmer für den Besuch bei meinem Hausarzt zurechtzumachen.

Dort, im Schlafzimmer, trat das ein, was ich mir für die Nacht erhofft hatte, und es war erstaunlich, aufregend, ganz und gar außergewöhnlich, aber es jagte mir keine Angst ein, im Gegenteil, es schenkte mir Zuversicht und Freude: Ich begegnete Maman Brigitte. Ich hatte gerade ein frisches Unterhemd über den Leib gestreift und ergriff die auf dem Bett liegende weiße Bluse. Beim Umdrehen mit der Bluse in der Hand fiel mein Blick wie zufällig auf den großen Spiegel, der die beiden mittleren Türen des Schlafzimmerschranks einnimmt. Was ich erblickte, ließ mich wie versteinert, mit offenem Mund dastehen. Der Spiegel hatte sich getrübt. Graue Nebelschwaden zogen wirbelnd über seine Oberfläche hinweg. Mir kam es vor, als würde der Nebel aus einer sich weit im Hintergrund befindenden Quelle aufsteigen. Eine lange Zeit hindurch beobachtete ich wie hypnotisiert die Schwaden, die umeinander

strudelten, sich umschlangen und unablässig drehten. Es schien sogar, als würde in der Tiefe, nahe der Quelle des Nebels, etwas glühen, das die schillernden Strudel beleuchtete und noch unheimlicher wirken ließ. Endlich wurden die Schwaden dünner, der Nebel verschwand bis auf einzelne dünne Fetzen und es erschien die weite Grasfläche des Friedhofs, den ich im Traum gesehen hatte, mit den eingelassenen Tafeln der Verstorbenen und den verkrüppelten Bäumen. Aus der Ferne schwebte eine Gestalt auf mich zu, wurde größer und größer. Es war Maman Brigitte, die schließlich so nahe herangerückt war, dass sie fast die ganze Spiegelfläche einnahm. Sie lächelte mich wohlwollend, warmherzig an.

Auf einen Impuls hin drehte ich mich um, wollte prüfen, ob sie vielleicht hinter mir stand. Natürlich war hinter mir nichts weiter zu sehen als das Schlafzimmer mit dem Bett, dem Nachttisch, der Frisierkommode und dem Sessel in der Ecke. Und noch während ich hinter mich blickte, erklang ihre vertraute Stimme, rau, eine Spur ironisch und dennoch so warm, so warm:

– Nein, Irmgard, du brauchst mich nicht bei dir zu suchen, im Augenblick halte ich mich nicht in deiner Welt auf.

Schuldbewusst wandte ich mich zum Spiegel zurück, sah ihre Gestalt in dem engen schwarzen Taftkleid direkt vor mir, die kalkig überschminkte Haut, die unter dem Tuch hervorquellenden roten Haare, die dunkle Sonnenbrille, bei der das rechte Glas fehlte. Ich flüsterte ihr zu:

– Danke, dass Sie sich sehen lassen, Maman Brigitte, dass Sie zu mir gekommen sind, und vor allem meinen innigsten, meinen herzlichsten Dank dafür, dass Sie mir die kranke Bauchspeicheldrüse entfernt haben. Ich stehe tief in Ihrer Schuld.

– Was mir möglich ist, das tue ich. Nun also: Hast du noch an einer anderen Stelle starke Schmerzen?

– Jetzt ist meine Milz betroffen! Es sticht in der Milz, es brennt, es bohrt... Könnten Sie nicht auch meine Milz entfernen?

– Ich kann es nicht von der Welt aus, in der ich mich gerade aufhalte, aber morgen, in deiner Welt, werde ich mich um dieses Problem kümmern. Du kannst mich morgen bei der Unterführung finden. Die Stelle kennst du seit gestern. Aber merke dir: Ich kann dir nur dreimal ein krankes Organ entfernen, danach nicht mehr. Nur dreimal. Wenn danach weitere Schmerzen auftreten, musst du dir selbst helfen.

– Wie denn? Wie soll ich mir selbst helfen?

– Das wirst du noch begreifen. Warte ab... Jetzt geh zu deinem geliebten Dr. Neuhaus und bitte erst einmal ihn, seine ärztlichen Künste einzusetzen und deine Milz zu heilen.

Und ehe ich antworten konnte, ehe ich Maman Brigitte berichten konnte, wie beleidigend und erbarmungslos sich mein langjähriger Hausarzt gestern mir gegenüber verhalten hatte, quoll hinter der gütigen Göttin erneut der graue Nebel hervor, blähte sich, dehnte sich aus, wurde zu einer undurchdringlichen, wirbelnden, wabernden Masse, die sie in kürzester Zeit einhüllte und meinen Blicken entzog. Ich starrte weiterhin wie gebannt in den Spiegel, obwohl es dort nichts anderes zu sehen gab als amorphe, sich träge drehende Strudel. Nach ein paar Minuten lichteten sich die Nebelschwaden, wurden dünner, immer dünner, bis auch der letzte graue Fetzen verflogen war – und der Spiegel präsentierte nichts anderes mehr als die dunklen Möbel des Schlafzimmers und die alternde, müde und krank aussehende Frau, die direkt vor ihm stand. Ich legte die Innenfläche der Hände und die Stirn auf seine glatte Oberfläche und spürte, wie allmählich die davon ausstrahlende Kühle auf meinen Körper übergriff und sich in ihm ausbreitete. Lange stand ich so, ohne mich zu regen, ohne einen Gedanken, bis ich zu frösteln begann und von dem das gewohnte Bild reflektierenden Spiegel zurücktrat, um mich fertig anzuziehen.

Die Zeit war rasend schnell vergangen und zu meinem Erstaunen zeigte die Uhr an der Wohnzimmerwand, dass es höchste Zeit zum Losgehen war, wenn ich rechtzeitig die Praxis von Dr. Neuhaus erreichen wollte. Also stürmte ich los, aber anders als gestern mit einem ungewohnten Selbstbewusstsein, das mich den Kopf heben und den Rücken durchdrücken ließ, und obendrein mit einer Zuversicht im Herzen, die einzig und allein Maman Brigitte zu verdanken war. Heute musste mir Dr. Neuhaus die Überweisung zum Radiologen ausschreiben, er musste es einfach – und wie würde er staunen und wie würde er perplex sein, wenn er später auf dem Röntgenbild vergeblich nach meiner Bauchspeicheldrüse Ausschau hielt! Selbstverständlich vergaß ich trotz aller Zuversicht nicht, mich mit einem dicken Schal auf der Straße und im Wartezimmer der Praxis vor dem Angriff von Viren und Bakterien zu schützen. Das änderte jedoch nichts daran, dass mir die ganze Umgebung anders als gestern vorkam, viel heller, viel hoffnungsvoller und positiver, obwohl sich ab und zu meine Milz mit einem unangenehmen Stechen bemerkbar machte. Ich war jetzt davon überzeugt, dass heute eine gütige und sehr, sehr mächtige Göttin eingreifen würde, wenn mich Dr. Neuhaus weiterhin nicht ernst nehmen und erneut im Stich lassen sollte. Das gab mir Auftrieb, das erlaubte mir, nach dem Aufruf der Arzthelferin selbstsicher, mit einem Lächeln auf den Lippen in das Behandlungszimmer zu marschieren.

Mein Hausarzt blickte mir erstaunt und griesgrämig entgegen, aber ich merkte sofort, dass sich hinter dieser Schrofheit tiefe Reue wegen seines inakzeptablen Verhaltens gestern verbarg. Mir konnte er nichts vormachen!

– Sind Sie schon wieder da? Was ist denn heute los? Schmerzt die Bauchspeicheldrüse immer noch?

– Nein, Herr Doktor, die Bauchspeicheldrüse ist weg. Jetzt habe ich starke Schmerzen in der Milz. Sie muss unbedingt geröntgt werden. Sie ist bestimmt völlig verkrebt.

– Was heißt, die Bauchspeicheldrüse ist weg? Sie meinen wohl, das Organ tut nicht mehr weh.

– Das Organ tut nicht mehr weh, das stimmt, weil es mir nämlich entfernt wurde. Aber das verstehen Sie nicht und das brauchen Sie auch nicht zu verstehen. Kümmern Sie sich heute bitte nur um meine Milz und sorgen Sie dafür, dass sie geröntgt wird. Geben Sie mir eine Überweisung!

Das Gesicht des Arztes war ein einziges Fragezeichen und das wirkte auf mich so komisch, dass ich kichern musste.

– Wer hat Ihnen die Bauchspeicheldrüse entfernt?

– Eine gütige und allmächtige Frau, aber, wie gesagt, kümmern Sie sich nicht darum. Dieses Problem hat sich erledigt. Nun ist es die Milz, die mich schrecklich peinigt. Die Milz muss geröntgt werden. Sie ist zweifellos voller Metastasen.

– Die Milz. Heute ist es also die Milz.

In seinem Blick spiegelten sich Skepsis und Unbehagen. Er räusperte sich, setzte sich gerade hin und schaute mir ruhig in die Augen.

– Nein, ich werde Ihnen auch heute keine Überweisung zum Röntgenologen ausstellen, aber ich werde dafür sorgen, dass Sie so bald wie möglich von einem Facharzt begutachtet werden, der sich mit Fällen wie Ihrem auskennt... Würden Sie bitte für einen Augenblick zurück ins Wartezimmer gehen? Ich muss ein dringendes Telefonat führen.

– Gern, Herr Doktor.

Ich stand auf, spazierte aus dem Behandlungszimmer, schloss fest die Tür – und blieb davor stehen. Ein plötzlich auftretender Impuls trieb mich dazu, seinen Anweisungen nicht weiter zu folgen, und das war, wie sich gleich darauf herausstellte, ein rettender Impuls, den mir niemand anderer als Maman Brigitte eingegeben haben konnte und der am Ende dazu führte,

dass mir die Augen geöffnet wurden. Ganz leise und vorsichtig öffnete ich die Tür einen winzigen Spalt und konnte durch den Spalt die Stimme von Dr. Neuhaus vernehmen, der über die interne Leitung mit einer seiner beiden Helferinnen sprach.

– Bitte verbinden Sie mich mit Dr. Webern vom psychiatrischen Notdienst und sagen Sie ihm vorweg, dass ich mit ihm über eine meiner Patientinnen reden will, um die er sich umgehend kümmern sollte.

Der psychiatrische Notdienst! Mehr brauchte ich nicht zu hören. Dr. Neuhaus wollte mich in die Irrenanstalt stecken, nein, mehr noch: Er wollte mich umbringen!!! Für einige Sekunden stand ich wie erstarrt, während Blitze durch mein Gehirn zuckten und sich mir schlagartig alles, alles offenbarte. Dann setzte sich mein Körper von selbst in Bewegung und ich lief, lief aus der Praxis, lief die Straße hinunter, lief über die Kreuzung, lief immer weiter, nur weg von diesem Ungeheuer, das sich Hausarzt nannte und mich in die Psychiatrie einweisen wollte, mich, der ich geistig gesünder bin als er, als jeder andere, der ich klar denken kann, logisch, vernünftig, nüchtern, scharfsinnig, so scharfsinnig, dass ich alles durchschaue. Ich bin unschuldig wie ein Lamm und werde dennoch von einem Verbrecher verfolgt, der mich völlig zu Unrecht, nur zu seinem perversen Vergnügen wegsperren lassen will. Und während ich immer weiter lief, fiel es mir ein um das andere Mal wie Schuppen von den Augen. Schließlich überkam mich eine ungeheure Erkenntnis und ich erfasste die ganze furchtbare Wahrheit: Es war Dr. Neuhaus, der mir die vielen Schmerzen angehext hatte, der meinen armen Körper krank gemacht hatte, der ihn zerstören wollte! Hat er seine gesamte Praxis mit unsichtbaren, giftigen Substanzen überzogen, die seinen Patienten schaden sollen? Nein, es ist anders: Er hat sich einen Apparat selbst gebaut, mit dem er seinen Patienten schädliche, Schmerzen verursachende Strahlen schicken kann, damit diese immer kränker werden, damit seine Praxis floriert. Jetzt habe ich herausgefunden, dass mich mein angeblich so hilfsbereiter und freundlicher Hausarzt all die Jahre krank gemacht, dem Tode immer näher gebracht hat. Er will mich aus dem Grund nicht zum Röntgen lassen, damit nicht seine verbrecherischen Machenschaften offenkundig werden! Auf diese Weise „behandelt“ er alle seine Patienten, und wenn eines seiner Opfer der Wahrheit zu nahe kommt, stellt er es als wahnsinnig hin und lässt es in der Irrenanstalt verschwinden. Statt dessen kann es auch sein, dass er ihm eine tödliche Dosis der verhängnisvollen Strahlen schickt, das ist ebenfalls möglich. Abgrundtief böse ist er, kein Mensch, sondern ein Monstrum!

In Gedanken mit dieser überwältigenden Einsicht beschäftigt, streifte ich durch die Straßen, ohne zu wissen, wo ich mich befand und wohin ich die Schritte lenkte. Dennoch muss mich eine aus dem Unbewussten kommende Intuition (oder doch eher die gütige Göttin) in die richtige Richtung geleitet haben, denn zu meiner Überraschung stand ich auf einmal direkt vor der Unterführung. Als ich dies realisierte, brandete Freude, fast schon Begeisterung in mir auf und ich eilte, flog buchstäblich zu der Stelle, an der sich gestern Maman Brigitte befunden hatte. Und tatsächlich wartete sie dort auf mich! Sie hatte sich den gleichen Platz wie am Tag zuvor ausgesucht und verdeckte, wie ich es von gestern her kannte, das auf die Backsteinwand gesprühte Graffiti mit dem mit lila Blumen geschmückten Kreuz. Sie lächelte über meine Aufregung und begrüßte mich mit ihrer rauen, dunklen Stimme, die mir gleich ein Gefühl von Behaglichkeit gab und mich ein wenig beruhigte.

– Na, Irmgard, du bist ja ganz aufgelöst.

Die Worte purzelten aus meinem Mund.

– Ja, Maman Brigitte, und ich habe allen Grund dazu, denn jetzt ist endlich die Wahrheit ans Licht gekommen. Jetzt weiß ich, wer mir all die furchtbaren Schmerzen geschickt hat, wer mich krank gemacht hat!

– Und wer war der Übeltäter?

– Das war Dr. Neuhaus, mein Hausarzt, dem ich bisher blind vertraut habe. Ich war ein naives Dummchen!

– Aha. Dann ist dir endlich ein Licht aufgegangen.

Sie nickte mir befriedigt zu. Ein Schluchzen stieg meine Kehle hoch und erschütterte meinen Körper. Nur mit Mühe konnte ich weitersprechen.

– Mein eigener Arzt hat die ganze Zeit versucht, mich umzubringen. Er hat mir den Krebs geschickt und ein Organ nach dem anderen zerstört, keine Ahnung, wie ihm das gelungen ist.

– Anscheinend hat er recht außergewöhnliche Fähigkeiten und, nicht zu vergessen, einen außergewöhnlich niederträchtigen Charakter.

– Den hat er, das kann ich bezeugen, den hat er. Wenn ich überlege... Wahrscheinlich sendet er mir mit einem Apparat gefährliche Strahlen, die meine Organe angreifen. Ja, so wird es sein... Jetzt ist mir auch klar, warum er mir eine Überweisung zum Röntgenarzt beharrlich verweigert. Er fürchtet, dass der Röntgenarzt auf den Aufnahmen etwas entdecken könnte, das einen Hinweis auf seine Machenschaften geben würde... Warum nur, warum ist Dr. Neuhaus so perfide?

– Sag du es mir.

– Weil...

Ich stockte, überlegte einen Moment. Auf einmal erhellte ein grelles Licht mein ganzes Inneres. Es vertrieb die letzten Überreste von Dunkelheit, die letzten Zweifel, die letzte Arglosigkeit und es brach aus mir heraus:

– Weil er Spaß daran hat, andere zu quälen. Weil er ein unfassbar böser Mensch ist. Ein Teufel.

In dem Augenblick fuhr es durch meine Milz wie mit einem scharfen Messer. Ich ächzte auf und krümmte mich zusammen. Gleich darauf vernahm ich nahe an meinem Ohr die mitfühlende Stimme von Maman Brigitte:

– In welches Organ hat er dir gerade Schmerzen gesandt?

– In die Milz, direkt in die Milz. Dr. Neuhaus ruiniert mir die Milz, bestrahlt sie, bis sie voller Metastasen ist. Bitte, Maman Brigitte, bitte, helfen Sie mir!

Ihre Stimme wurde noch sanfter, noch teilnahmsvoller.

– Keine Angst, ich werde dir helfen. Vertraue mir. Zeige mir genau, wo es wehtut.

Ich richtete mich mühselig auf und wies zitternd auf die Stelle hin. Die gütige Göttin streckte, wie schon einmal, ihren rechten Zeigefinger vor und berührte mit dem rotlackierten, krallenförmigen Nagel die angegebene Stelle. Sie flüsterte leise, ein hypnotisierender Singsang:

– Und weg ist der Schmerz. Und weg ist das böse Organ.

Es folgten einige Sätze in einer unbekanntenen Sprache und dann leuchtete in meinem Kopf ein weißes Licht auf, wurde stärker und stärker – und erlosch. Was es hinterließ, war eine große Klarheit und das Wissen, dass die kranke Milz aus meinem Körper verschwunden war. Ein flüchtiges Gefühl von Leere, das war alles, was von ihr zurückblieb. Tränen traten mir in die Augen, zugleich verzog sich mein Mund zu einem Lächeln und ich seufzte:

– Danke, meine gütige Göttin, vielen, vielen Dank...

– Diese kleine Extraktion habe ich gern für dich durchgeführt, Irmgard. Deine Milz ist auf ewig verschwunden. Viel wichtiger aber ist, dass du zur Wahrheit durchgedrungen bist und die schändlichen Absichten deines Dr. Neuhaus erkannt hast. Damit ist es an der Zeit, dass du alle seine Ratschläge, die er dir über die Jahre gegeben hat, auf den Prüfstand stellt. Er hat nicht einen von ihnen gut gemeint, sondern wollte dir mit jedem schaden.

– Sie haben recht, Maman Brigitte. Ich habe mich brav nach ihm gerichtet und bin deswegen immer kränker geworden.

– Was deine Nahrung betrifft, da hat er dir sicher auch ein paar Empfehlungen gegeben.

- Gewiss, und ich habe mich daran gehalten, habe viel Obst und Gemüse und wenig Süßes gegessen und, ganz wichtig, keinen Alkohol getrunken.
- Das war falsch! Völlig falsch!

Maman Brigitte packte mich am Ärmel und zog mich nah zu sich heran, so nah, dass ich den eigenartig muffigen Geruch wahrnehmen konnte, der von ihr ausströmte, eine Mischung aus alter Erde und verrottetem Fleisch. Sie zischelte mir zu:

– Ich will dir ein Heilmittel verraten, das deine Gesundheit wiederherstellen kann, auch wenn es auf den ersten Blick nicht danach aussieht und auch wenn alle ärztlichen Stümper bei seiner bloßen Nennung lebhaft protestieren würden: Rum mit Chili. Vertrau mir und kauf dir drei Flaschen guten Rums, ob weiß oder braun, das ist einerlei, und genügend Chilipulver. Bedecke den Boden eines Wasserglases mit einer dicken Schicht des Pulvers und gieße Rum in das Glas bis fast zum Rand. Dann rühre die Mischung um, denke an mich und stürze sie mutig hinunter. Dein Mund und dein Rachen werden zunächst teuflisch brennen, aber bald wirst du erkennen, wie zuträglich dir das Getränk ist, wie heilsam es sich auf deinen Körper auswirkt.

– Ich werde ihren Rat unverzüglich befolgen, Maman Brigitte, gütige Göttin. Ich vertraue Ihnen. Ich weiß, dass Sie es gut mit mir meinen.

Sie ließ mich los und lächelte mich an, zärtlich und fürsorglich wie eine Mutter, und während sie noch lächelte, wurde sie vor meinen Augen durchsichtig. Gleich darauf war sie verschwunden, zu Luft geworden. Ich seufzte wohligh auf und legte die Hand auf meinen Körper, an die Stelle, an der ich die von den Metastasen fast schon zersetzte Milz verspürt hatte. Jetzt war dort nichts Unangenehmes mehr festzustellen, nur ein Gefühl von Leere machte sich bemerkbar. Ein paar vorsichtige Probeschritte folgten. Kein Schwindelanfall, keine Schwäche. Unerwartet durchflutete mich ein Energiestrom und riss mich mit. Meine Beine setzten sich von selbst in Bewegung. Schon lag die Unterführung hinter mir. Eine Querstraße, eine zweite, eine dritte und der große Supermarkt tauchte auf, der wohlbekannt, von mir oft besuchte. Ich stürmte hinein. Schnell war das Regal mit den Gewürzen und auf dem Regal das Chilipulver gefunden. Genauso schnell, wenn nicht noch schneller, war die Abteilung mit den alkoholischen Getränken ausgemacht – und dort, im obersten Regal stand der Rum. Drei Päckchen Chilipulver, drei Flaschen Rum, das musste fürs Erste genügen. Die abschätzigen Blicke und hochgezogenen Augenbrauen der Kassiererin ließen mich kalt: Sie wusste eben nicht, dass dies ein Heilmittel war. Beim Anblick der Flaschen mit ihrem bernsteinfarbenen Inhalt lief mir das Wasser im Munde zusammen, am liebsten hätte ich gleich eine Flasche geöffnet und ein paar Züge genommen. Das war etwas, was mir seit langer, langer Zeit nicht mehr passiert war. Mit flotten, kraftvollen Schritten, einen Beutel links, einen Beutel rechts, ging es nach Hause, ohne Schmerzen, stattdessen voller Vorfreude. Und kaum hatte sich die Wohnungstür hinter mir geschlossen, da flog ich auch schon – noch im Wintermantel, noch in den Stiefeln – in die Küche, begierig, Maman Brigittes Anweisungen aufs Genaueste zu befolgen.

Meine Hände zitterten, als sie eine ordentliche Portion Chilipulver in ein breites Wasserglas schütteten und danach zu der Rumflasche griffen. Das Zittern kam nicht von der Angst, sondern von einer schamlosen, überwältigenden Begierde. Keine Minute später war die Mixtur bereitet. Ich hob das Glas, prostete der unsichtbaren gütigen Göttin zu und nahm einen kräftigen Schluck. Es brannte fürchterlich, fast unerträglich, und für einen Moment setzte mein Atem aus. Ein Hustenanfall folgte, doch seltsam, all das hielt mich nicht davon ab, gleich darauf einen zweiten Schluck zu nehmen. Das Wissen um die Heilkraft des Trankes war durch diese Anfangsschwierigkeiten nicht zu erschüttern. Es brannte womöglich noch heftiger als beim ersten Mal, das Atmen fiel noch schwerer, der Hustenanfall dauerte viel

länger – und trotzdem wuchs die Überzeugung, dass diese Unannehmlichkeiten vorübergehen würden und dass mir am Ende der Trank wohl tun würde. Schnell erwies es sich, dass ich recht hatte. Auf den dritten Schluck folgte kein Brennen mehr, der Atem floss frei und eine angenehme Wärme breitete sich in meinem ganzen Körper aus. Beim vierten Schluck merkte ich, wie köstlich dieses Getränk schmeckte, köstlicher als alles, was ich je im Leben getrunken hatte, und ich würde sogar behaupten, köstlicher als Muttermilch. Dieser herrliche Schluck verlangte nach einem fünften, der fünfte nach einem sechsten und in kürzester Zeit war das Glas leer.

Meine Augen glänzten mir aus dem Spiegel entgegen, auf meinem Mund lag ein verzücktes Lächeln und ein geflüstertes „Danke!“ tänzelte von meinen Lippen, obwohl es im Schlafzimmer keine andere sichtbare Präsenz als meine eigene gab (aber vielleicht eine unsichtbare...). Ich wich einige Schritte zurück, breitete die Arme aus und ließ mich mit einem kleinen Juchzer rückwärts auf das Bett fallen. Was für ein Wundertrank! Schon das Leeren eines einzigen Glases des Elixiers hatte zur Folge, dass es mir besser ging als in den gesamten letzten zwanzig Jahren – und das ohne Bauchspeicheldrüse und ohne Milz! Rum mit Chilipulver hatte mehr Nutzen gebracht als alle mir bisher von Dr. Neuhaus verschriebenen Medikamente zusammen.

Auf dem Bett liegend, schüttelte mich ein Lachanfall, als ich mir ausmalte, wie mein Hausarzt staunen würde, wenn er der Überweisung zum Röntgenologen zugestimmt hätte und jetzt mein Röntgenbild betrachten könnte – ohne die beiden kranken Organe. Umsonst würde er sich den Kopf mit den Fragen zermartern, wo sie geblieben waren, wer sie entfernt hatte und wann. An dem Punkt wurde ich abrupt ernst. Das, was Dr. Neuhaus getan hatte, war nicht zum Lachen. Es war schändlich, ein Verbrechen. Er war ein Schuft, ein Sadist, der bestimmt schon den nächsten Schlag gegen mich plante. Was hatte er vor? Wollte er mich immer noch in die Irrenanstalt einsperren lassen oder hatte er sich entschlossen, mir lieber mit seiner Apparatur schädliche Strahlen zu schicken und mit ihnen das nächste Organ zu infizieren und so weiter, bis ich starb? Ein Abgrund tat sich auf. Ängste langten nach mir mit ihren Spinnenfingern. Stöhnend vergrub ich den Kopf im Kissen.

Kurz darauf durchfuhr mich ein ungeheurer Schmerz, ein Schmerz, stärker, unerträglicher als jeder andere, den ich zuvor verspürt hatte. Und mit diesem Schmerz kam das Wissen. Jetzt war die Leber vom Krebs befallen, von Metastasen zersetzt. Dr. Neuhaus, dieser Unmensch, hatte meine Leber ins Visier genommen, wollte sie zerstören und mit ihr meinen ganzen Körper. Ein Bild tauchte vor meinem geistigen Auge auf, ein Bild, das vorführte, wie er mir die entsetzlichen Schmerzen schickte. In dem großen Schrank in seinem Behandlungszimmer hatte er eine komplizierte Apparatur versteckt, die todbringende, unsichtbare Strahlen aussenden konnte. Genau in diesem Augenblick hatte er sie auf seinen Schreibtisch gestellt und drehte an den Schrauben und Rädern, bis die Apparatur exakt auf meinen Leib ausgerichtet war. Er drückte auf einen schwarzen Knopf an der rechten Seite und aus der mittleren Röhre von roter Farbe (die anderen beiden waren gelb) schoss ein unsichtbarer Strahl. Keine Sekunde später erreichte er mich. Wie von einem Stromstoß getroffen, verkrampfte sich mein Leib, krümmte sich auf dem Bett zusammen. Ein Wimmern entwich meinen Lippen und für einige Zeit wurde es schwarz um mich.

Kaum war ich zu mir gekommen, setzten Gedanken ein, erst langsam, dann immer schneller. Also ist es mein Hausarzt, der die Schmerzen verursacht. Er ist ein Teufel in Menschengestalt, der seine Patienten quält, anstatt sie zu heilen, der ihre Organe unwiderruflich schädigt und der sie, sobald sie seine Machenschaften durchschauen, in die Irrenanstalt einweisen lässt, damit ihnen die Polizei nicht glaubt, wenn sie ihn anzeigen wollen, damit er weiterhin die

Gelder der Krankenkassen einstreichen kann, damit er sich an dem Elend und der Pein seiner Patienten ergötzen kann, dieser Sadist, dieser Verbrecher, dieser Unhold... Da, schon wieder hat er den Knopf an der Apparatur vor ihm auf dem Schreibtisch gedrückt und einen unsichtbaren Strahl - fein wie ein Laserstrahl, tödlicher als das tödlichste Gift - in meine Richtung geschickt! Schon wieder hat sich dieser Strahl, nachdem er unbemerkt die Straßen durchquert und unbemerkt in meinem Schlafzimmer eingetroffen ist, in meine Leber gebohrt! Wie das schmerzt, wie das schmerzt! Es raubt mir den Verstand, es lässt mich völlig verzweifeln! Jetzt kann nur noch der Trank helfen, der heilende Trank, den mir Maman Brigitte empfohlen hat.

Und deshalb quälte ich mich auf dem Bett in eine sitzende Position, stand mit unendlicher Mühe auf und schlurfte, gekrümmt wie eine uralte Frau, in die Küche, um mir ein Glas mit Chili und Rum zuzubereiten. Es fiel sehr schwer, aber am Ende gelang es sogar, auf einem Tablett das volle Glas und zusätzlich eine ganze Rumflasche, sowie Chilipulver ohne Kleckern ins Schlafzimmer zu transportieren. Mir ging es erst besser, als ich, im Bett sitzend, gegen ein dickes Kissen gelehnt, das zweite Glas mit der kräftigenden Mischung ausgetrunken hatte. Wieder bot sich die Gelegenheit zum Überlegen. Nun, da die Wahrheit auf dem Tisch lag und der für meine Schmerzen Verantwortliche entlarvt war, hieß es, Klarheit zu schaffen, um auf dieser Basis Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Ich rekapitulierte für mich. Mein eigener Hausarzt hatte mein Vertrauen schmachvoll missbraucht und mir die Gesundheit geraubt – und er hatte aus reiner Boshaftigkeit gehandelt. Jetzt war völlig offenkundig, warum er mir die Überweisung zum Röntgen so beharrlich verweigert hatte: Er fürchtete, dass auf den Röntgenbildern die Auswirkungen der von ihm gesandten krankmachenden Strahlen auf meine Organe zu deutlich zu erkennen wären, und dass deswegen der Röntgenarzt beim Betrachten der Bilder die richtigen Schlussfolgerungen ziehen und seine Verbrechen aufdecken könnte. Deswegen war mein Hausarzt so wütend und sogar ausfallend geworden, als ich hartnäckig auf einer Überweisung bestand. Deswegen... Als ich mit meinen Überlegungen so weit gekommen war, war nicht ein Tropfen von dem heilsamen Trank mehr in dem Glas. Wie gut, dass ich nicht aufstehen und in die Küche gehen musste, sondern mir im Bett das nächste Elixier zubereiten konnte! Auf's Neue stach es in meiner Leber, doch der Rum mit dem Chilipulver zeigte Wirkung und der Schmerz kam mir nicht mehr so stark vor.

Beim Trinken grübelte ich darüber nach, warum mein langjähriger Hausarzt die ärztliche Ethik, den Eid des Hippokrates mit Füßen trat und warum er ausgerechnet mir tödliche Strahlen schickte. Was hatte ich ihm denn angetan? Wofür wollte er sich rächen? Diese Fragen ließen sich bei bestem Willen nicht beantworten. Am Ende gab es nur die eine mögliche Schlussfolgerung: Dr. Neuhaus war ein abgrundtief böser Mensch, ein Dämon, der Satan in Person, der mich aus reiner Grausamkeit quälte, aus Sadismus, aus Spaß am Leiden anderer und zusätzlich, weil er sich beweisen wollte, welche Macht er über jemanden ausüben konnte, der völlig unschuldig war und ihm vertraute. Mich schauderte. Gewiss hat er bereits unzählige seiner Patienten auf diese Weise gequält und getötet. Ein Massenmörder, das ist er, ein Massenmörder! Überrascht stellte ich fest, dass das Glas schon wieder leer war, und goss mir kurz entschlossen den Rest aus der Flasche, versehen mit einer ordentlichen Portion des Chilipulvers, ein. Allmählich versickerten meine Gedanken, ich schloss die Augen, denn das Zimmer hatte begonnen, sich zu drehen. In meinem Kopf erhoben sich dunkle Männer- und helle Frauenstimmen, die in einer unverständlichen Sprache miteinander redeten, durchaus vergnüglich, die leise summten und sangen und eine Art Litanei anstimmten. Es bohrte und stach in der Leber, wahrscheinlich schickte Dr. Neuhaus gerade schädliche Strahlen zu diesem Organ, aber der Heiltrank dämpfte den Schmerz, machte ihn erträglich. Ich stürzte den Rest, der sich noch im Glas befand, hinunter, legte mir das dicke Kissen zurecht, ließ mich

mit einem Seufzer nach hinten fallen und war im Nu eingeschlummert, so zufrieden und behaglich wie seit Jahren nicht mehr.

Im Schlafzimmer war es bereits dunkel. Die Möbel hoben sich undeutlich von dem tiefen Grau ab, als ich erwachte und mich aufsetzte. Im ersten Augenblick wusste ich nicht, wo ich mich befand. Die Leber pulsierte, pochte, schmerzte. Mein Mund fühlte sich ausgetrocknet an. Und trotzdem: Ich hatte – und das nach dieser Menge Rum – weder Kopfschmerzen noch verspürte ich brennenden Durst, und auch meine Gedanken waren klar und geordnet. Gleich nach dem Aufwachen kamen meine Erwägungen wieder in Gang und jetzt konzentrierten sie sich auf die Frage, was nach der Entlarvung von Dr. Neuhaus zu tun war. Sollte ich zur Polizei gehen? Das war unmöglich. Sie würde nicht mir, sondern dem renommierten Arzt glauben und ihn gewiss dabei unterstützen, mich in eine Irrenanstalt zu sperren. Sollte ich Dr. Neuhaus aufsuchen und ihn mit der Wahrheit konfrontieren? Das war ebenfalls unmöglich, denn er würde mich auslachen, nein, eher würde er mir bei der nächsten Gelegenheit aus seiner Apparatur besonders gefährliche Strahlen schicken, die mich augenblicklich töteten, oder aber – und das erschien mir, als ich beim Überlegen an der Stelle angekommen war, am wahrscheinlichsten – er würde mich für verrückt erklären und für immer in einer Irrenanstalt verschwinden lassen. Was war also zu tun? Ich zermartete mir vergeblich das Hirn, konnte zu keinem Ergebnis, zu keinem Entschluss kommen und stand schließlich auf. Das Aufstehen ging erstaunlich glatt und meine Füße trugen mich leicht und rasch ins Bad.

Und dort im Bad erwartete mich etwas Unvorhergesehenes, etwas Seltsames und Unerklärliches, das mich zwar überraschte, mich jedoch – und das war vielleicht am seltsamsten – nicht erschreckte. In dem trockenen, sauberen Waschbecken lagen zwei gekreuzte gelbliche Knochen! Es waren Menschenknochen, daran gab es für mich keinen Zweifel, doch ob sie von einem Bein oder einem Arm stammten, das ließ sich mit meinen geringen medizinischen Kenntnissen nicht genau sagen. Vorsichtig fischte ich die Knochen aus dem Becken heraus und nahm sie in Augenschein. Sie waren etwa zwanzig Zentimeter lang und sahen sehr alt aus. Nicht bloß ihre gelbe Farbe wies auf ein beträchtliches Alter hin, sie erschienen mir auch brüchig. Ein Netz von feinen Rissen überzog ihre Oberfläche. Mir kam es vor, als hätten sie schon lange auf einem Friedhof in der Erde gelegen, und an dem Punkt fiel mir auf, dass es im Badezimmer nach Erde roch, ein schwerer, dumpfer Geruch, der mich nicht weiter störte, sondern eher anregte. Außerdem mochte ich die Knochen, mochte sie so sehr, dass ich sie sogar an mein Herz drückte. Wollten sie mir etwas mitteilen? Sicherlich, doch was konnte das sein? Es musste Maman Brigitte gewesen sein, die sie mit einer bestimmten Absicht in das Waschbecken gelegt hatte. Nur: mit welcher Absicht? Worauf wollte sie mich hinweisen? Die Knochen fühlten sich in meinen Händen eigenartig warm an und allmählich kam es mir vor, als würden sie pulsieren. Ich legte sie vorsichtig auf den Rand der Badewanne, nicht neben-, sondern hintereinander, wusch mich und zog meinen Schlafanzug an. Wie ein Kreisel drehten sich die Fragen in meinem Kopf. Warum hatte mir Maman Brigitte diese mir durchaus sympathischen Knochen gebracht? In welche Richtung sollten diese Sinnbilder des Todes meine Gedanken, mein Tun lenken? Sinnbilder des Todes...? Tod? Ja, Tod.

Ich hatte das Gefühl, als hätten meine Gedanken endlich die richtige Richtung eingeschlagen, kam aber nicht weiter. Also war es wohl besser, nicht zurück ins Schlafzimmer, sondern ins Wohnzimmer zum Schreibtisch zu gehen, um meinem Buch die Ereignisse dieses denkwürdigen Tages anzuvertrauen. Bestimmt würde das Schreiben Klarheit bringen und dabei würden sich die Gründe für das Auftauchen der Knochen offenbaren. Nach wie vor in Gedanken versunken, öffnete ich die Tür des Wohnzimmers – und blieb stehen, wie vom Donner gerührt. Ich hatte vergessen, die Leselampe in der Ecke auszuschalten, und deswegen

war der Raum in ein Halbdunkel getaucht, in dem schwere schwarze Schatten gegen eine kleine Lichtinsel, die es gestattete, die Umrisse der Möbel zu erkennen, anbrandeten. In der Mitte des Zimmers stand auf dem Boden etwas Graues, Massives, etwas, das eine unverwechselbare rechteckige Form besaß: ein Grabstein! Meine Knie begannen zu zittern, mein Atem ging schwer und dennoch trieb es mich zu dem Grabstein hin, dennoch war ich begierig darauf, ihn genauer zu untersuchen. Er besaß einen breiten Sockel und ähnelte den Grabsteinen, die meist am Eingang der Friedhöfe von den Steinmetzen in einem kleinen abgetrennten Bereich zum Verkauf angeboten werden. Ich schaltete das Deckenlicht an und konnte jetzt gut erkennen, dass noch kein Name und Todesdatum in seine graue schmucklose Vorderseite gemeißelt war. Meine Finger fuhren fast zärtlich über seine raue Oberfläche und erneut stellte sich die Überzeugung ein, dass er wie die Knochen von Maman Brigitte stammte, die meine Gedanken in eine bestimmte Richtung lenken wollte. Ich hockte mich neben ihn hin, ohne Angst, dass er umkippen und mich verletzen könnte, lehnte meinen Kopf ganz leicht an ihn und flüsterte ihm zu:

– Was willst du mir sagen? Was?

So sehr ich mich auch anstrengte: Es gab keine Antwort auf diese Frage, weder von außen noch von innen. Das Einzige, was mir in den Sinn kam, war, dass die Knochen und der Grabstein auf den Tod hindeuten sollten. Aber warum? War der Tod eines bestimmten Menschen gemeint? Die Gedanken kreisten und kreisten und es schien mir unmöglich, mich auf die heutige Niederschrift ins Tagebuch konzentrieren zu können. Seufzend erhob ich mich und schlurfte in das Schlafzimmer zurück. Vielleicht würden ein, zwei Stunden Schlaf (auf mehr wagte ich nicht zu hoffen) mich so regenerieren, dass mir die Antwort auf die Frage, was diese Symbole des Todes mir sagen sollten, endlich aufgehen würde.

Ratlos steuerte ich auf mein Bett zu – und blieb mit offenem Mund stehen. Mitten auf dem Kopfkissen lag ein gelblicher Totenschädel und grinste mich an! Alt sah er aus und da und dort hafteten Erdreste an ihm. Er roch nach Erde und Moder, ein Geruch, der mich auch dieses Mal nicht abstieß, sondern mir auf angenehme Weise vertraut vorkam. Ein Geruch nach Heimat, nach Zuflucht. Ich trat näher, streckte die Hand nach dem Schädel aus – und in dem Moment ertönte hinter mir ein leises Lachen. Ich fuhr herum. Im Spiegel des Schlafzimmerschranks zeichnete sich – wie an diesem Tag schon einmal – der Friedhof ab, von dem ich ursprünglich geträumt hatte, und dort, auf der Wiese, umgeben von Grabplatten, stand Maman Brigitte. Sie lächelte mich an. Ihr Lächeln erinnerte mich an das Grinsen des Totenschädels.

– Hast du nun endlich verstanden, was du zu tun hast?

Im Bruchteil einer Sekunde überfiel mich die entscheidende Erkenntnis, traf mich wie ein Blitz. Ich keuchte und rief aus:

– Der Tod! Natürlich! Der Tod! Ich soll Dr. Neuhaus, diesem Bösewicht, diesem Verbrecher, den Tod bringen, damit er nicht noch mehr Leute krank machen, ermorden kann!

– Ganz richtig. Du hast es erfasst. Wer sonst könnte diese Aufgabe übernehmen?

– Das stimmt. Nur ich kann das. Ich habe als Einzige hinter seine Fassade geblickt, habe seine Untaten aufgedeckt und seine Machenschaften durchschaut... Man muss ihn unschädlich machen, damit er mit seinem Strahlenapparat nicht noch mehr anrichten, nicht noch mehr Schmerzen und Krankheiten schicken kann!

– Nicht „man“. Du.

– Aber ich bin eine schwache, hilflose Frau, die er schon zu sehr gequält hat! Und es gibt kein Ende der Qual. Jetzt ist es meine Leber, die er mit Strahlen durchlöchert. Das tut furchtbar weh!

- Komm morgen Vormittag zur Unterführung. Dort werde ich auf dich warten und dir das kranke Organ entfernen. Und was deine Schwäche und Hinfälligkeit betrifft: Das ist kein Problem. Du hast doch schon erfahren, wie belebend, wie kräftigend der Rum mit dem Chilipulver wirkt.
- Das habe ich dank Ihrem Rat, Maman Brigitte. Trotzdem scheint mir Dr. Neuhaus stärker als ich es bin. Er ist mir überlegen.
- Mit meiner Hilfe wirst du ihm überlegen sein. Denk daran: Das Überraschungsmoment wird auf deiner Seite sein. Kauf dir morgen in dem kleinen Laden an der Ecke ein paar schöne scharfe Messer, die du gut unter deiner Kleidung verbergen kannst. Wenn ich deine kranke Leber entfernt habe, kannst du zu deinem Arzt in seine Praxis gehen und ihn unschädlich machen.
- Morgen ist Mittwoch. Da hat er keine Sprechstunde.
- Geh morgen zu ihm. Ich werde alle Hindernisse aus dem Weg räumen.
- Ich will tun, was Sie mir sagen. Sie haben mir schon so viel geholfen.

Als sie mir freundlich zunickte, überwältigte mich ein Impuls. Ich sank vor dem Spiegel auf die Knie und streckte ihr die Hände entgegen.

- Eine gütige Göttin, das sind Sie für mich, eine warmherzige, allmächtige Göttin, die es so richten wird, dass ich stark und gesund werde und diesem Monstrum, das sich Hausarzt nennt, Einhalt gebieten kann. Ich vertraue Ihnen, ich vertraue Ihnen grenzenlos! Sie lachte leise, ironisch wie immer und dabei doch so wohlwollend.
- Ist schon gut. Wir sehen uns morgen bei der Unterführung. Und jetzt steh auf, schreibe deinen Bericht vom heutigen Tag und danach geh schlafen. Ich werde dafür sorgen, dass diese Nacht für dich ruhig und ungestört verläuft, damit du morgen die Aufgaben, die auf dich warten, problemlos bewältigen kannst.

Und während ich noch „Danke, danke!“ stammelte, erhob sich im Spiegel hinter Maman Brigitte der dichte, wirbelnde Nebel, der den Friedhof und sie einhüllte, bis sie nicht mehr zu sehen waren, bis die ganze Oberfläche zu einem grauen Wallen geworden war. Nach einiger Zeit verzog sich dieser Nebel und im Spiegel erschien der übliche Ausschnitt des Schlafzimmers. Alles war wie sonst auch, abgesehen von einer Besonderheit: Im Bett auf dem Kissen lag der Totenschädel. Wenn ich den Bericht im Tagebuch beendet habe und schlafen gehen kann, werde ich ihn nicht auf dem Nachttisch deponieren, sondern mich ins Bett kuscheln, mit ihm im Arm, wie ein Kind, das seinen Teddybären an sich drückt, denn dieser Totenschädel verbindet mich mit der gütigen Göttin, unter deren Schutz ich stehe. Er wird mich heute Nacht vor den Leberschmerzen bewahren, die mir Dr. Neuhaus mit seinem Apparat sendet. Und morgen kann dieser Teufel endlich unschädlich gemacht werden – und zwar von mir!

Mittwoch, 3. Dezember: Es ist still, vollkommen still. Und es ist dunkel. Schwarze Nacht hält mich umfassen, hält mich wie eine Mutter in ihren Armen, raunt mir besänftigende Worte zu. Sie flößt mir die Stärke ein, die ich brauchen werde, um die verstörenden, aufwühlenden, mich marternden Geschehnisse des heutigen Tages in eine klare Form zu fassen und im Tagebuch abzulegen – ohne etwas auszulassen, ohne etwas zu beschönigen oder hinzuzudichten. Alles wird so wiedergegeben, wie es sich abgespielt hat. Ich kann nur hoffen, dass mein mit jeder Minute kränker werdendes Herz mitspielt, dass es mich nicht im Stich lässt, bevor ich meine Chronistinnenpflicht erfüllt habe. Ist dies erst einmal geschafft, bleibt mir für heute bloß noch eine Aufgabe: die Operation.

Von nun an heißt es, der Reihe nach vorzugehen, sich an der Aufeinanderfolge der Ereignisse entlangzuhangeln wie an einem Seil, das dicht an einem Abgrund vorbeiführt. Also: Ich wachte früh am Morgen auf und fühlte mich gestärkt nach einem Schlaf, der nach langer Zeit endlich einmal tief und ungestört gewesen war. Zugleich erfüllte mich ein durchaus angenehmer Überschwang, eine freudige Erregung. Beim Ankleiden fragte ich mich, ob ich die bevorstehende große Aufgabe bewältigen könnte, und hämmerte mir ein, dass dies unbedingt erforderlich war, denn niemand außer mir kannte das wahre Gesicht von Dr. Neuhaus – und deswegen war sich auch niemand außer mir der Notwendigkeit bewusst, ihn zur Strecke zu bringen und auf die Weise zu verhindern, dass er noch mehr unschuldige Menschen krank machte, quälte, ins Irrenhaus sperren ließ, tötete.

Infolge der Aufregung hatte ich nicht den geringsten Appetit und musste mich zum Frühstück zwingen. Wie zu erwarten, machte sich beim Essen die Leber bemerkbar. Sie zwickte und zwackte, mal stärker, mal schwächer. Doch die Schmerzen ließen sich ertragen, denn einerseits bestärkte mich der Anblick der Knochen und des Totenkopfes in meinem Vorhaben. Ich hatte sie in die Küche mitgenommen und vor mir auf dem Tisch aufgebaut. Es war hilfreich, sie anzusehen und sie als Mahnung an das, was unbedingt getan werden musste, aufzufassen. Andererseits half mir auch die Erinnerung an das letzte Gespräch mit Maman Brigitte über die Schmerzen hinweg. Die gütige Göttin hatte mir gestern versprochen, sich um meine kranke Leber zu kümmern, und sie würde ihr Versprechen halten. Das Beiwerk des Todes vor mir und die Erinnerung an das gegebene Versprechen – mehr bedurfte es nicht, um mir jegliche Angst und jegliche Unsicherheit zu nehmen und mich mit Zuversicht zu erfüllen. Ein Strom von Energie floss durch meinen Körper, als ich die Knochen liebte und den Totenschädel an meine Brust drückte. Am liebsten hätte ich Knochen und Schädel in die Praxis von Dr. Neuhaus mitgenommen, damit sie mich unterstützten bei der Prüfung, die mir bevorstand, sagte mir jedoch, dass es Verdacht erregen würde, wenn man sie entdeckte, und verzichtete darauf. Der Grabstein im Wohnzimmer musste, schwer wie er war, sowieso an seinem Platz bleiben.

Der Nachtschlaf war für meine Verhältnisse außerordentlich lang und geruhsam gewesen. Er hatte fast neun Stunden gedauert und deshalb verließ ich am Vormittag erst kurz nach zehn Uhr die Wohnung, in dem Wissen, dass dies genau die richtige Zeit war, um mich in dem kleinen Geschäft an der Ecke ungestört von anderen Kunden mit Messern zu versorgen. In diesem Geschäft werden, wie es ein großes Schild verkündet, Scheren geschliffen und alle möglichen Arten von Messern – von Macheten bis Tranchiermessern – feilgeboten. Der Besitzer, ein älterer Mann, den ich schon oft auf der Straße getroffen hatte, war erfreut, als ich eintrat: So früh hatte er noch nicht mit Kundschaft gerechnet. Auf meine Erklärung hin, dass ich verschiedene Messer benötigen würde, fragte er dienstbeflissen:

– Für welche Zwecke sind die Messer gedacht?

Auf die Frage war ich vorbereitet, hatte mir schon die passende Antwort zurechtgelegt:

– Ich will mit ihnen Fleisch schneiden, Gemüse schnippeln, Obst schälen und ähnliche Tätigkeiten in der Küche ausführen. Ich möchte meine jetzigen Messer alle ersetzen, denn sie sind schon zu alt und stumpf geworden. Zeigen Sie mir einfach verschiedene Modelle, die handlich sind, nicht zu groß, und die einen stabilen Griff und scharfe Klingen haben.

– Das haben alle Messer, die ich führe. Schauen Sie...

Und er breitete sie vor mir aus: Messer für Brot, Messer für Fleisch, Messer für Obst, Messer mit gezackten Klingen, Messer mit wellenförmig geschliffenen Klingen, Messer mit einem perlmuttbesetzten Heft, mit einem Holzgriff, einem Stahlgriff... Sogar ein Springmesser und ein Skalpell waren darunter.

Ich machte es mir nicht leicht mit der Auswahl, nahm jedes vorgelegte Modell in die Hand, betrachtete es, wog es, strich mit dem Zeigefinger prüfend über die Klinge, achtete darauf, ob es bequem zu bedienen war. Schließlich entschied ich mich für das Springmesser, das Skalpell und zwei weitere Messer, die ich unauffällig in die Manteltasche stecken konnte, die äußerst stabil aussahen und gut einzusetzen waren. Ich ließ sie mir einpacken, doch das nur, damit der Ladenbesitzer nicht misstrauisch wurde.

Das Einwickelpapier verschwand im nächsten Abfalleimer auf der Straße, zwei der Messer wurden in die Umhängetasche gesteckt und das Skalpell und das Springmesser versenkte ich heimlich in den beiden Manteltaschen. Enthusiasmus ergriff mich. Jetzt war ich gerüstet für den Besuch bei Dr. Neuhaus! Zuvor galt es jedoch, zur Unterführung zu eilen, damit mir Maman Brigitte die kranke Leber entfernen konnte. Mit raschen Schritten steuerte ich auf den Ort zu, an dem sie auf mich warten würde. Als die Unterführung schon in Sichtweite war, stach es mit einem Mal so heftig in meiner Leber, dass ich stolperte und nur mit Mühe einen Schrei unterdrücken konnte. Der grausame Schmerz verging so schnell, wie er gekommen war, und ich konnte mich fangen. Mein Rücken wurde gerade, mein Kopf hob sich, mein Atem wurde gleichmäßiger. Ich schluckte und setzte den Weg langsam, stetig fort. Ein paar schnelle Blicke von rechts nach links, von vorn nach hinten überzeugten mich, dass keinem der Passanten auf der Straße etwas aufgefallen war. Gut. Offenbar war dieser Versuch von Dr. Neuhaus, mich zu stoppen, gescheitert. Mit klopfendem Herzen und dennoch freudig erregt erreichte ich die Unterführung.

Meine Erwartung wurde nicht enttäuscht, denn da, an der gewohnten Stelle, stand Maman Brigitte und blickte mir entgegen –freundlich und zugleich ironisch wie immer. Zuerst beschleunigte ich meinen Schritt, wurde jedoch langsamer, je näher ich ihr kam. Respekt, mehr noch, Verehrung hielten mich in achtungsvollem Abstand. Am liebsten wäre ich vor der gütigen Göttin auf die Knie gesunken, schweigend, denn die Worte hatten mich verlassen. Sie sprach als Erste.

– Bist du gut vorbereitet, Irmgard?

Ihre Stimme ließ mich wohliger erbeben. Ich nickte heftig, räusperte mich, flüsterte:

– Gewiss, Maman Brigitte. Ich habe mich vorbereitet, so gut es ging. Vier Messer habe ich gekauft. Alle vier sind hier bei mir. Soll ich sie Ihnen zeigen?

– Das ist nicht nötig. Ich weiß, dass du zwei davon in deiner Umhängetasche hast und zwei stecken in deinen tiefen, tiefen Manteltaschen. Das passende Messer wird wie von selbst in deine Hand springen, wenn du deinem Hausarzt entgegentrittst. Und dann lass es einfach seine Arbeit machen. Hab keine Angst. Das Messer wird wissen, was zu tun ist. Hab keine Angst.

– Danke, Maman Brigitte. Ich werde Ihrem Rat folgen. Sie sind so gut zu mir, so gut...

– Jetzt sage mir: Was ist mit deiner Leber?

– Sie tut ganz entsetzlich weh! Solche Schmerzen... Sie sind schlimmer als alles, was ich bisher mit meinen verkrebsten Organen erlebt habe. Bitte entfernen Sie die Leber, Maman Brigitte, ich flehe Sie an!

Unwillkürlich faltete ich meine Hände, hob sie und schaute sie inbrünstig an. Sie lachte rau auf, wurde jedoch gleich wieder ernst.

– Ich will sie dir gern entfernen, liebe Irmgard, aber denke daran: Es ist das letzte Mal, dass ich dir auf diese Weise helfen kann. Mein Mann, der Baron, erlaubt mir nicht, ein viertes Mal an deinem Körper einen Eingriff vorzunehmen. Sollte dir in der nächsten Zeit ein weiteres Organ Probleme bereiten, wirst du dir selbst helfen müssen. Du wirst es dir mit eigenen Händen herausoperieren müssen.

– Aber wie kann ich das tun? Ich bin kein Arzt und ich habe auch nicht Ihre übermenschlichen Kräfte!

- Denk daran: Du hast genügend Messer gekauft und wenn ich mich nicht täusche, ist darunter auch ein Skalpell.
  - Soll ich mir vielleicht das Organ, das als nächstes verkrebt sein wird, mit eigenen Händen aus dem Leib schneiden?
  - Sei mutig und unverzagt. Die Operation wird dir gelingen.
- Trotz des Zuspruchs fühlte ich mich hilflos und ängstlich. Das musste sich in meinem Gesicht gespiegelt haben, denn Maman Brigitte lächelte und sagte sanft:
- Keine Bange, Irmgard, es wird dir gelingen. Denk jetzt nicht an die Zukunft. Und was deine schmerzende Leber betrifft... Halt still.

Wie die beiden Male zuvor, streckte sie ihren rechten Zeigefinger aus und berührte mit dem rotlackierten, krallenförmigen Nagel die Stelle, an der sich meine Leber befinden musste. Das Auf der Seite ihrer Sonnenbrille, an der das dunkle Glas fehlte, war zu sehen, dass ihr Auge dahinter nach oben rollte und nur noch das Weiße zu erkennen war – ein unheimlicher Anblick. Sie flüsterte:

- Und weg ist der Schmerz. Und weg ist das böse Organ.
- Und wieder folgten Sätze in einer unbekanntenen Sprache, die vage an Französisch erinnerte, und wieder leuchtete in meinem Kopf ein weißer Schein auf, wurde stärker, immer stärker – und erlosch. Sofort wusste ich: Meine von Metastasen befallene Leber ist aus dem Körper verschwunden. Sie hat sich in Nichts aufgelöst. Ein Gefühl von Leere, das war alles, was zurückblieb. Ich war schmerzfrei.

Tränen stürzten mir in die Augen, ich konnte nichts tun, als unablässig „Danke, danke...“ zu stammeln. Maman Brigitte lachte abermals rau auf.

- Schon gut, Irmgard, schon gut. Beruhige dich und konzentriere dich jetzt auf die Aufgabe, die vor dir liegt.

Ich seufzte:

- Nein, sie liegt nicht vor mir. Sie ragt vor mir auf wie ein riesiger Berg.
- Unvermittelt schossen Maman Brigittes beide Hände vor. Sie packte mich an den Schultern und zog mich nah, ganz nah zu sich heran. Ich tauchte ein in den sie umgebenden besonderen Geruch, diesen modrigen, Geruch, diesen Grabesgeruch. Scheu starrte ich sie an und bemerkte dabei zum ersten Mal, dass es aussah, als würde ihr eines Auge, das nicht von dem dunklen Glas der Sonnenbrille verdeckt war, lediglich aus einer riesigen schwarzen Pupille bestehen, die in dem umgebenden Weiß des Augapfels schwamm.
- Du hast doch erkannt, Irmgard, wer Dr. Neuhaus wirklich ist. Du hast hinter seine Maske geblickt, nicht wahr?
  - Ja, das habe ich.
  - Dann sag mir, wer er wirklich ist. Sag es mir.
  - Er ist ein Schuft. Ein Sadist, der seine Patienten quält. Ein Verbrecher.
  - Sag mir noch genauer, was er Schlimmes getan hat. Sag es mir.
  - Er hat einen Apparat gebaut, den er benutzt, um seinen Opfern schädliche Strahlen zu schicken. Mit diesen Strahlen infiziert er deren Organe. Verkrebt sie. Er fügt Schmerzen zu, furchtbare Schmerzen. Er macht seine Patienten krank mit den Strahlen und am Ende tötet er sie damit – oder aber er lässt sie, wenn sie misstrauisch werden, für immer in einer Irrenanstalt verschwinden.
  - Und warum handelt er auf solch abscheuliche Weise? Sag es mir.
  - Weil er böse ist, abgrundtief böse. Weil er nichts weiter will, als Macht über die Menschen ausüben und sie quälen.
  - Und was kann man dagegen tun? Sag es mir.
  - Man kann bloß eines dagegen tun: Man muss ihn töten. Nur so lässt sich verhindern, dass er weiterhin unschuldige Menschen quält und ermordet.

- Und wer ist „man“? Wer muss ihn töten? Wer genau? Sag es mir.
- Ich, ich muss ihn töten, denn ich habe als Einzige erkannt, wer er wirklich ist, und deswegen muss ich ihn beseitigen. Ich und kein anderer.

Es war aus mir herausgebrochen, herausgeplatzt, herausgeschossen wie ein Dampfstrahl aus einem geschlossenen Kessel. Ich stockte. Angst, Begeisterung, Tatkraft vermischten sich in mir, kämpften miteinander. Maman Brigitte zog mich an sich. Sie drückte mich fest und ich roch den erdigen, muffigen Geruch, den sie ausströmte, einen Geruch nach verfallenen Gräbern, nach faulendem Fleisch, nach Verwesung, ein Geruch, der mich nicht abstieß, ganz im Gegenteil, sondern der mich vollständig gefangen nahm, mit Haut und Haaren, mich tief in sich hineinzog, mich durchdrang, jede Pore in mir durchtränkte und mir eine nie gekannte Stärke einflößte. Die gütige Göttin flüsterte mir ins Ohr:

- Du hast es richtig erkannt, Irmgard. Du bist es, die ihn töten muss. Du und niemand anderer. Und du wirst es schaffen!

Abrupt lockerte sie den Griff, schob mich ein Stück von sich und bemerkte mit einer ganz ungewohnten, einer sachlichen, ernsten Stimme:

- Du hast Messer griffbereit in deiner Manteltasche. Eines davon wirst du gebrauchen. Mehr ist nicht erforderlich. Ich werde es so einrichten, dass sich dir in der Praxis deines Hausarztes keine unerwarteten Hindernisse in den Weg stellen. Verlass dich auf mich. Geh jetzt zur Praxis. Geh zu Dr. Neuhaus. Niemand wird dich aufhalten. Du wirst in sein Sprechzimmer gelangen, ihn dort allein antreffen und wenn du vor ihm stehst, brauchst du nur eines zu tun: zustechen.

Ihr unangreifbarer Ernst, ihre absolute Sicherheit, die gaben mir den nötigen Mut und ich flüsterte:

- Ich werde zustechen, Maman Brigitte, das verspreche ich Ihnen. Verlassen Sie sich darauf. Er wird durch meine Hand sterben!

Sie nickte mir zu und lächelte mich aufmunternd an. Gleich darauf wurde ihre Gestalt durchsichtig. In Sekundenschnelle löste sie sich in Luft auf. Schon stand ich allein in der Unterführung. Es gab nichts, was daran erinnerte, mit wem ich hier eben noch gesprochen hatte. Und dennoch hatte sich für mich alles verändert, sowohl physisch wie auch psychisch. Was meinen Körper betraf, da war meine Leber verschwunden, die physische Quelle schrecklicher Schmerzen, und was mein Gemüt betraf, da war meine Angst verschwunden, die psychische Quelle heftigster Pein. Das, was blieb, waren ein gewaltiger Mut und der feste Entschluss, der Aufgabe, die mir Maman Brigitte zugewiesen hatte, gerecht zu werden. Ich würde den Missetäter hinrichten, wie er es verdient hatte. Und noch etwas anderes war in mir aufgeflammt, etwas, das ich bis tief in mein Herz hinein verspürte: Hass auf Dr. Neuhaus. In mir saß jetzt ein unbändiger, mich fast erstickender Hass, eine rotglühende Energie, die ich in dieser Intensität noch nie empfunden hatte, und von der ich intuitiv wusste, dass sie in dem Moment, in dem es darauf ankam, meine das Messer umklammernde Hand führen würde. Sie würde mich über alle Bedenken, alles Zögern hinwegtragen und mir am Ende zu einem grandiosen Sieg über das Böse verhelfen. Der Hass überflutete nach und nach meinen ganzen Körper, floss durch alle Adern und Äderchen, setzte jede einzelne Zelle in mir in Brand und ich wisperte vor mich hin:

- Ich werde dieses Schwein töten, koste es, was es wolle. Ich werde es abstechen.

Meine Hände ballten sich zu Fäusten. Stolz hob sich mein Kopf, ich atmete einmal tief durch – und ging los. Ging weder langsam noch überhastet, weder eilig noch schleppend. Mein Schritt war anders, völlig anders als in den letzten Jahren. Kraftvoll war er, ruhig und trotzdem energisch. Er kündete von äußerstem Selbstvertrauen. Keine Schwäche, bedingt

durch die vielen Krankheiten, behinderte ihn. Es gab keine übergroße Vorsicht mehr, kein Schwanken, kein Taumeln. Und all das wurde bewirkt durch mein grenzenloses Vertrauen auf Maman Brigitte. Sie ließ den Boden unter mir fest werden, sie würde alles so einrichten, dass ich ungehindert und unbeobachtet vor Dr. Neuhaus treten, ein Messer zücken und ihn töten konnte. Sie würde jubeln, wenn ich ihn abschlachtete, denn das würde ich, ihn abschlachten wie ein Schlächter ein Schwein abschlachtet – nur mit dem Unterschied, dass ein Schwein unschuldig abgeschlachtet wird, während Dr. Neuhaus den Tod tausendfach verdient hat. Tatsächlich hat er einen viel, viel schmerzhafteren Tod verdient, aber sei's drum. Die Hauptsache war, dass er starb und niemandem mehr schaden konnte.

Ich ging die Straßen entlang, steuerte direkt auf seine Praxis zu und nahm beim Laufen jede Einzelheit um mich herum wahr: jeden Mann, jede Frau, jedes Kind, jeden Hund, alle, die mir entgegenkamen oder mich überholten, jedes Auto, das an mir vorbeifuhr, jede trübe, dunkle Pfütze vor mir auf dem Bürgersteig, jedes braune zerfetzte Blatt, das in der Mitte oder am Rand der Straße lag, jedes Hupen, jedes Klingeln, Rufen, Lachen, jede einzelne Windbö, die mein Gesicht traf – denn ich schützte es nicht mehr mit einem dicken Schal, sondern ließ es offen und frei. Die Angst vor Bakterien und Viren hatte sich restlos verflüchtigt. Die Bakterien und Viren, diese Bösewichte, würden mich nicht angreifen, ganz im Gegenteil: Jetzt fürchteten sie mich, versteckten sich ängstlich vor mir, der Heldin, der Auserwählten, die angetreten war, um den größten Feind der Menschheit zu vernichten.

Es gab noch etwas auf meinem Weg zur Praxis, etwas, das mich in meinem Vorhaben bestärkte, das mich gehörig unterstützte: In meinem Kopf machten sich verschiedene, von mir nie zuvor vernommene Stimmen bemerkbar, männliche, weibliche, alte, junge. Sie flüsterten, kreischten, brüllten durcheinander, riefen mir zu:

- Du musst ihn töten!
- Vernichte das Ungeheuer!
- Mach das Aas kalt!
- Lass dich von diesem Massenmörder nicht einlullen. Stech gleich zu!
- Befreie die Menschheit von dem Monstrum!
- Eliminiere den Schädling!
- Hab keine Angst. Jubeln sollst du, wenn sein Blut hochspritzt!
- Ramm ihm das Messer bis zum Heft in die Brust!
- Kill ihn!
- Töte, töte. Meuchle, meuchle. Schlachte, schlachte. Ersteche, ersteche. Erdolche, erdolche. Morde, morde. Massakriere, massakriere. Richte, richte...

Mit jedem Schritt nahm das Tohuwabohu in meinem Kopf zu und wurde ohrenbetäubend laut, bis es am Ende in einen rhythmischen Sprechgesang überging. Erstaunlicherweise störte mich das nicht, verwirrte mich nicht. Vielmehr zielte jeder Laut, jedes Wort darauf ab, mich in meinem Vorhaben zu bestärken, seine Richtigkeit zu bestätigen, mich zu unterstützen, zu ermuntern. Schließlich trieb mich der Sprechgesang vorwärts, begeisterte mich immer mehr. Am Ende war ich so überwältigt, dass ich von meiner Umgebung und auch von mir selbst kaum noch etwas mitbekam.

Im gleichen Augenblick aber, in dem ich das Haus mit der Praxis von Dr. Neuhaus erreicht hatte, verstummten die Stimmen, verstummte der Sprechgesang. Schlagartig war es still in meinem Kopf. Verblüfft blieb ich stehen, lauschte, doch ließ sich nichts weiter vernehmen als ein Rauschen in den Ohren und das Dröhnen meines eigenen Herzschlags. Wie schnell mein Herz doch schlug... Poch. Poch. Poch. Es galoppierte geradezu... Unvermittelt öffnete sich die Haustür. Eine alte Frau, die eine Einkaufskarre hinter sich herzog, trat auf die Straße. Ihr

Blick ging über mich hinweg. Sie schien mich gar nicht zu bemerken. Ich nahm die Gelegenheit wahr und schlüpfte in das Haus. Meine rechte Hand tastete in der rechten Manteltasche nach dem Griff des einen Messers, meine linke, die ich ja fast genauso geschickt gebrauchen kann wie meine rechte, in der linken Manteltasche nach dem Griff des zweiten. Das Messer in der rechten Tasche – es war das Springmesser – ließ sich besonders leicht umfassen und herausziehen. Ich behielt es einen Moment länger in der Hand. Dieses Messer würde meinem Vorhaben am besten dienen. Es war bereit für den Einsatz.

Langsam stieg ich die Treppe hoch, bis zum zweiten Stockwerk. Ganz ruhig war es in meinem Kopf. Totenstill. Selbst Gedanken und Gefühle meldeten sich nicht mehr. Da gab es nichts weiter als den festen, den unabänderlichen Entschluss. Ich würde Dr. Neuhaus, den größten Feind der Menschheit, töten. Basta.

Maman Brigitte hatte mir versichert, dass sie alle äußeren Hindernisse aus dem Weg räumen würde, und es zeigte sich erneut, dass sie Wort hielt. Als ich bei der Praxis ankam, stellte es sich heraus, dass deren Tür bloß angelehnt war. Vorsichtig drückte ich sie ein Stück weiter auf, schob mich hindurch, schloss sie. Der Tresen, an dem sonst eine oder beide Arzhelferinnen gesessen hatten, war leer, aber die Stimmen der jungen Frauen ertönten aus dem dahinter liegenden Raum. Offensichtlich suchten die beiden in den Karteikästen, die sich dort befanden, nach Patientenakten und stritten über eine, die sie nicht finden konnten. Ich lächelte, zog den Kopf ein und schlich an dem Tresen vorbei. Sie hätten mich unweigerlich entdeckt, wenn sie sich dort aufgehalten hätten, aber Maman Brigitte hatte genau das verhindert! So gelangte ich ungehindert in den schmalen, leeren Gang, in dem sich das Behandlungszimmer befand. Ein Straffen der Schultern, ein Tasten nach dem Messer in der rechten Manteltasche, ein tiefes Durchatmen und meine linke Hand drückte die Klinke herunter. Ich trat ein.

Dr. Neuhaus saß in seinem weißen Kittel an dem breiten Schreibtisch und kramte verdrossen in einer der unteren Schubladen. Ich schloss leise, aber fest die Tür hinter mir und trat näher. Trotz des für eine Arztpraxis ungewöhnlich dicken Teppichbodens musste er meine Schritte gehört haben, denn er blickte irritiert auf. Seine Irritation wurde noch größer, als er mich erkannte. Er erhob sich.

– Frau Ypsilantis! Was machen Sie denn hier? Haben Sie vergessen, dass es am Mittwoch keine Sprechstunde gibt?

Es war gut, dass er sich erhoben hatte, denn das machte den Angriff viel einfacher. Drei Schritchen und ich hatte etwas getan, was sich bisher wohl noch keine Patientin herausgenommen hatte: Ich war hinter den Schreibtisch getreten und stand jetzt direkt neben dem Arzt. Er vollführte eine Vierteldrehung, so dass wir einander konfrontierten. Seine Augen waren vor Verblüffung groß geworden, sein Schnurrbart zitterte, sein Mund öffnete sich. Ehe er dazu kam, etwas zu tun, etwas zu sagen, hatte sich meine rechte Hand in die Manteltasche gesenkt. Die Finger hatten sich wie von selbst um den Griff des Springmessers geschlossen. Das Messer fuhr aus der Tasche. Ein kurzer Dreh und die Klinge schnellte hervor, böseartig funkelnd, bereit, ihr Werk zu verrichten. Und das blutige Fest, das Schlachtfest begann. Wie von selbst, wie aus eigenem Antrieb stieß das Messer zu. Es zerschlitze mühelos den weißen Kittel, es zerschlitze Hemd und Unterhemd und die darunter verborgene Haut, es zerfetzte das Gewebe, es drang tief in weiches Fleisch ein, zerstörte Blutgefäße, senkte sich in die Organe, zog sich zurück, stieß von neuem zu, zog sich zurück, stieß zu, zog sich zurück...

Nichts als ein Ächzen und ein Krächzen kam aus dem Mund des Verbrechers. Wie er glotzte, wie sich seine Visage bis zur Unkenntlichkeit verzerrte, das sah ich nur kurz, flüchtig. Die meiste Zeit blieben meine Augen wie magnetisch an das Messer geheftet. Konzentriert beobachteten sie, wie dieser kleine Gegenstand mutwillig zustach, sich zurückzog, erneut zustach. Was für ein Schauspiel! Irgendwann gaben die Knie des so konstant Attakierten nach, schwer sackte sein Körper nach hinten, auf den Schreibtisch. Ein Griff meiner linken Hand, eine Drehung und sein Oberkörper lag wie auf dem Präsentierteller. Er konnte nicht herunterrutschen, er war dem Wüten des Messers hilflos ausgeliefert. Und wie es wütete! Es stach nach Herzenslust zu, mal hierhin, mal dorthin, wohin es wollte, auch in den faltigen Hals hinein, und dieser Stich führte dazu, dass eine rote Fontäne hoch in die Luft schoss. Alles wurde davon besudelt. Alles. Mit einem Mal bekam der tolle Tanz des Messers in meinem Kopf eine Begleitmusik. Die Stimmen meldeten sich wieder. Nun jedoch sprachen sie nicht durcheinander, sondern waren zu einem Chor vereint und rezitierten staccatoartig: – Töte, töte. Metzle, metzle. Schlachte, schlache. Meuchle, meuchle. Morde, morde. Steche, steche. Richte, richte. Tilge, tilge.

Zu guter Letzt war es vorbei. Das Messer verlor seine Kraft, seinen Schwung. Es verwandelte sich zurück in einen toten Gegenstand, der bewegungslos in meiner Hand lag und der sich gehorsam, die Klinge wieder verborgen, in die Manteltasche zurückstecken ließ. Der Chor in meinem Kopf hatte seine Rezitation eingestellt. Es herrschte vollkommene Stille. Ich betrachtete den Körper vor mir auf der Schreibtischplatte. Er hatte sich inzwischen so verschoben, dass er jeden Moment auf den Boden rutschen konnte. Das Gesicht von Dr. Neuhaus: weiß. Der Schnurrbart: gestäubt, rot gesprenkelt. Der Mund: schlaff, offen. Die Augen: glasig, starr. Und überall an ihm klebte Blut. Nicht eine weiße Stelle mehr an der Vorderseite seines Kittels. Rot durchtränkt war er, eine einzige ekle Masse, in der Stofffetzen und rohes Fleisch zu einem Klumpen verschmolzen waren. Von heiler Haut war wohl am ganzen Oberkörper nichts mehr zurückgeblieben. Wie fleißig das Messer gearbeitet hatte! Wie effektiv es sich betätigt hatte! Wie oft hatte es zugestochen? Zwanzigmal? Dreißigmal? Hundertmal? Eigentlich hätte ich in diesem Raum noch nach dem Apparat suchen müssen, mit dem das Ungeheuer die krankmachenden Strahlen ausgesandt hatte, aber ich wusste instinktiv, dass nicht mehr viel Zeit blieb. Hatte mir Maman Brigitte dieses Wissen eingegeben? Jedenfalls freute ich mich darüber, dass auf meiner schwarzen Kleidung verräterische Flecken nicht auffielen, säuberte nur am Waschbecken gründlich die Hände, holte aus der Umhängetasche die Lederhandschuhe, zog sie an und schlich aus dem Raum. Die Tür wurde leise geschlossen. Klick. Wie zuvor war der Flur leer, wie zuvor war der Tresen unbesetzt und wie zuvor ertönten die Stimmen der beiden Arzthelferinnen aus dem dahinter liegenden Raum. Die beiden stritten jetzt offen und vehement miteinander. Scheinbar machten sie sich gegenseitig Vorwürfe und deswegen fiel es mir leicht, unbemerkt die Praxis zu verlassen. Auf der Treppe begegnete mir niemand und keiner der Menschen auf der Straße beachtete mich, als ich – euphorisch und mit einem Gefühl tiefer Befriedigung – zurück zu meiner Wohnung eilte.

Während des Laufens schaute ich immer wieder an mir herunter, dachte dabei: „Diese schwarze Hose und auch der schwarze Mantel – sie sehen unten, am Saum nass aus, aber das dürfte ein anderer nicht merken. Solange ich mich nicht auffällig verhalte, wird niemand ahnen, was passiert ist.“ Bei jeder anderen Farbe der Kleidung wäre das Blut zu erkennen gewesen – und zumindest an den Hosenbeinen musste viel Blut sein, denn sie fühlten sich mit jedem Schritt klebriger und schwerer an. Es kam mir sogar vor, als wären die Socken schmutzig und feucht. War Blut in die Stiefel bis zu ihnen gedrungen? Möglicherweise hätten die Sohlen der Stiefel blutige Abdrücke auf dem Pflaster hinterlassen, wären die Straßen nicht so regennass und voller Pfützen gewesen. Wasser spült jede Verunreinigung weg und deshalb

konnte ich mich völlig unauffällig durch die Stadt bewegen und spürte keinen Blick auf mir ruhen.

Beim Gehen wurde allmählich der Wunsch stärker, zu Hause sofort ein heißes Bad zu nehmen und mich reinzuwaschen, jede mögliche und unmögliche Stelle meines Körpers zu schrubben, damit nicht die geringste Spur von dem zurückblieb, was eben vollbracht worden war. Kein Verdacht sollte auf mich fallen!

Und kein Verdacht fiel auf mich, denn niemand bemerkte mich, als ich das Haus betrat. Niemand bemerkte mich, als ich meine Wohnungstür aufschloss. Niemand bemerkte mich, als ich mir, kaum dass sich die Tür hinter mir geschlossen hatte, alle Sachen vom Leib riss, sie – ohne Stiefel, aber mitsamt dem Mantel – in die Waschmaschine stopfte und diese anschaltete. Und natürlich bemerkte mich auch niemand (außer vielleicht Maman Brigitte!), als ich heißes Wasser in die Wanne einließ, ein duftendes Pflegeschaumbad hineingoss und mich wohligh aufseufzend in das Wasser sinken ließ. Alle Anspannung wich von mir und schon wollte ich die Augen schließen und mich von angenehmen Träumereien davontragen lassen, da bemerkte ich an einigen Stellen meiner Haut eingetrocknete, braun gewordene Blutflecken. Ein Griff zur Bürste und das Schrubben begann. Am Anfang schien alles ganz leicht zu gehen. Es machte sogar Spaß, die ekligen braunen Stellen, die ich zuerst an meinen Armen wahrnahm, blütenweiß zu bekommen, doch irgendwann stellte sich das von immer stärkerer Unruhe begleitete Gefühl ein, dass die Säuberung kein Ende nahm. Da, ein eingetrockneter Blutspritzer am rechten Handgelenk. Zur Seife und zum Waschlappen greifen, reiben, reiben, bis er verschwunden ist. Der rechte Arm ist jetzt ganz sauber... Nein, nicht ganz. Da prangt ein ziemlich großer Fleck am Ellbogen. Wie hatte ich ihn übersehen können? Wie ist er an diese Stelle gelangt? Durch den Stoff hindurch? Hat der blutgetränkte Stoff die darunterliegende Haut verfärbt? Zur Seife und zum Waschlappen greifen, reiben, reiben, bis der Fleck verschwunden ist. Ich stehe auf. Der prüfende Blick fällt auf meinen Bauch. Dort ist ebenfalls ein brauner Fleck zu sehen, sogar ein ziemlich großer. Ist das Blut bis zu meinem Bauch durchgesickert? Ist das überhaupt möglich? Anscheinend ja, und es hilft nichts: Zur Seife und zum Waschlappen greifen, reiben, reiben, bis der Bauch in schneeigem Weiß erstrahlt. Der nächste forschende Blick offenbart einen kreisrunden Fleck am linken Oberschenkel. Also zur Seife und zum Waschlappen greifen, reiben, reiben... Und so ging es weiter, immer weiter.

Im Wasser stehen, Wasser schöpfend, dauerte es eine Ewigkeit, bis sich nicht ein brauner Spritzer, nicht ein Fleckchen mehr an meinem Leib entdecken ließ. Geschafft! Ich seufzte auf, schaute auf das bis zu den Waden reichende Wasser – und bekam einen Riesenschreck. Das gesamte Wasser hatte sich dunkelrot gefärbt. Es sah aus, als würde ich in Blut stehen, als hätte ich in Blut gebadet. Mit einem halblauten Schrei sprang ich aus der Wanne und starrte fassungslos auf die Oberfläche. Rot und ölig sah sie aus – als bestände die Flüssigkeit nicht aus Wasser, sondern aus nichts als Blut. Und gleich war ich überzeugt: Es war Blut. Es würgte mich, Ekel schüttelte mich und es kostete Überwindung, die Hand in die grauenvolle Brühe zu tauchen und nach dem Stöpsel zu tasten. Endlich fand ich ihn, zog ihn. Mit einem fetten, obszönen Gluckern floss das Blut langsam ab. Ich konnte nicht anders, musste dieses Abfließen beobachten – und dabei fiel mir noch etwas Merkwürdiges auf. Der Spiegel sank, mehr und mehr Blut verschwand im Abflussrohr und alle Stellen, die an der Innenseite der Wanne freigelegt wurden, waren blütenweiß. Das Email glänzte in jungfräulicher Schönheit und als nichts Rotes mehr in der Wanne zurückgeblieben war, blitzte und funkelte die Oberfläche, als wäre sie nie befleckt gewesen – oder als hätte man sie stundenlang geputzt. Erstaunt fuhr ich mit dem Finger über die Innenseite der Wanne. Wie konnte das sein? Sie war vollständig trocken! Mein Blick glitt meinen nackten Körper entlang. Mich überkam

Panik. Überall am Körper klebte Blut, das aussah, als wäre es ganz frisch, gerade seiner Quelle entsprungen. Es sammelte sich im Nabel, haftete an den Schamhaaren, troff von den Beinen, bildete Pfützen um die Füße. Ich riss den schmalen Schrank neben der Tür auf, holte alle Handtücher heraus und begann, mich hektisch mit ihnen abzureiben, jeden Teil meines Körpers zu säubern, bis, ja, bis meine Haut ebenso blütenweiß war wie die Badewanne. Nur waren jetzt die Handtücher blutig, aber ich hatte nicht mehr die Nerven, mich um sie zu kümmern, sondern ließ sie in einem unordentlichen Haufen in einer Ecke liegen und verließ fluchtartig den Raum.

Im Schlafzimmer zog ich, an allen Gliedern bebend, frische Kleidung an und zwang mich, genau darauf zu achten, dass es auf der Haut nicht das geringste Fleckchen gab, welches die neuen Sachen verunreinigen könnte. Es gelang. Trotzdem setzte mir das Gefühl von Unreinheit zu, das nicht vergehen wollte. Seufzend drehte ich mich zu dem Spiegel am Schlafzimmerschrank um. Ich nahm ihn eingehend in Augenschein, doch das half nicht: Im Spiegel zeigten sich weder der Friedhof mit den Grabplatten, noch die wirbelnden Nebelschwaden und leider auch keine Maman Brigitte, die gekommen war, um sich mit mir zu unterhalten. Statt dessen reflektierte er das Bett und den Nachttisch und meine so gar nicht spektakuläre Gestalt. Voll Sehnsucht schaute ich weiter, immer weiter in den Spiegel – und da fiel mir auf, dass er etwas nicht wiedergab. Ich blickte über die Schulter, blickte zum Bett zurück, trat zu ihm hin, suchte... Alles Suchen half nicht. Die Knochen und der Totenschädel, die ich ordentlich auf dem Nachttisch deponiert hatte, waren verschwunden! Nirgendwo waren sie zu finden und es schien, als hätten sie sich in Luft aufgelöst. Mir fiel etwas ein und ich ging rasch ins Wohnzimmer. Richtig, auch der Grabstein war nicht mehr da! Maman Brigitte hatte das dreifache Beiwerk des Todes wieder an sich genommen, nachdem deren Zweck erfüllt war. Die Knochen, der Schädel und der Grabstein hatten mich darauf gestoßen, was zu tun war, und nun waren sie weg.

Das war es. Ich nickte vor mich hin, machte mich auf den Weg zurück ins Schlafzimmer – und merkte plötzlich, dass mein Herz außergewöhnlich schnell schlug. Es galoppierte. Sofort machten sich im Brustkorb Schmerzen bemerkbar und ein Gefühl von Enge und Atemnot überschwemmte mich. Was hatte das zu bedeuten? Im Schlafzimmer ließ ich mich, nach Luft schnappend, schwer auf das Bett sinken. Mein Herz jagte, stolperte, setzte für Sekunden aus, jagte weiter. In meinen Ohren piffte und brummte es. Mir wurde schnell klar, was das hieß: Jetzt war es mein Herz, das verkrebste, das voller Metastasen war! Aber wie war das möglich? Dr. Neuhaus war doch tot, von dem eifrigen Messer mit unzähligen Stichen zur Strecke gebracht. Er konnte mir keine gefährlichen Strahlen mehr schicken. Hatte er seinen Apparat so programmiert, dass er die Strahlen selbstständig in meinen Körper beförderte? Oder war sein rachsüchtiger Geist in die beiden Arzthelferinnen gefahren und hatte sie so manipuliert, dass sie den Apparat auf mich ausgerichtet hatten, um mein Herz auf Dauer zu schädigen? Fragen über Fragen. Und abermals setzte mein Herz aus, nur für Sekunden, doch sie kamen mir wie Minuten vor. Ich schnappte nach Luft, röchelte – und wurde ohnmächtig.

Ich habe keine Ahnung, wie viel Zeit vergangen war, bis ich das Bewusstsein wiedererlangte. Vielleicht waren es bloß ein paar Minuten, vielleicht auch Stunden. Mein ganzer Brustkorb schmerzte, vor allem jedoch schmerzte mein Herz. Es schmerzte bei jedem einzelnen Schlag – ein scheußliches Gefühl. Ich setzte mich auf, presste beide Hände auf die Brust, stöhnte. Und dazu diese Atemnot! Als würde ich gleich ersticken. Jetzt konnte nur noch Maman Brigitte helfen. Sie musste das verkrebste Organ entfernen, wie sie es mit den anderen befallenen Organen getan hatte. Danach könnte ich problemlos weiterleben, auch ohne Herz. Das war sicher. Auf einmal fiel mir es ein, das Fürchterliche, das Katastrophale. Hatte sie nicht bei der letzten Unterredung erwähnt, dass sie nur drei Organe entfernen konnte, nur drei und kein

weiteres? Bei diesem Gedanken wurde mir übel. Ich schob ihn weit, weit weg von mir und stand, am ganzen Körper bebend, auf. All mein Bemühen war jetzt darauf gerichtet, zur Unterführung zu eilen, Maman Brigitte dort aufzusuchen und zu bitten... Aber eilen? Eilen war unmöglich, denn es fühlte sich an, als drücke ein Mühlstein auf meine Brust und quetsche sie zusammen. Für einen Moment dachte ich an das Heilmittel Rum mit Chili, das sich bisher als so probat erwiesen hatte, verwarf es jedoch, denn instinktiv begriff ich, dass diese Medizin bei einem kranken Herzen nichts ausrichten und sich sogar als schädlich erweisen konnte. Nein, meinem kranken Herzen konnte nur Maman Brigitte helfen, nur sie allein! Ich war froh, schon angekleidet zu sein. Nur noch die blaue Winterjacke musste übergezogen werden (der schwarze blutdurchtränkte Mantel wurde gerade in der Waschmaschine gereinigt), doch selbst das war mühsam. Die schnellen Herzschläge dröhnten in meinen Ohren. Es fühlte sich an, als würde ein böses Wesen auf meiner Brust hocken und als würde mir ein zweites böses Wesen die Kehle zuschnüren. Der Garderobenspiegel enthüllte, dass meine Lippen blau angelaufen waren und mein Gesicht unnatürlich weiß erschien. Trotz allem: Ich musste los, musste zur Unterführung, wo mich die gütige Göttin gewiss erwarten und mir helfen würde.

Wie anders war der zweite Gang zur Unterführung an diesem Tag, wie anders als heute morgen! Ich kam unendlich langsam voran, musste immer häufiger anhalten, rang nach Luft, die Hand auf die Brust gepresst, von der aus heftige Schmerzen in alle Körperteile ausstrahlten – und bei all dem hieß es auch noch, höllisch aufzupassen, damit niemand meine missliche Lage bemerkte und mir seine Hilfe anbot oder etwa gar die Polizei holte. Die Polizei! Die Arzthelferinnen hatten sie bestimmt schon informiert und sie würde mich, wenn ihr Blick auf mich fiel, schnell verdächtigen und als Mörderin von Dr. Neuhaus verhaften. Also war es notwendig, sich trotz des Elends unauffällig zur Unterführung zu schleichen und sich dabei den Anschein zu geben, als würde das langsame Gehen aus bloßer Nachdenklichkeit geschehen. Es war ein hartes Stück Arbeit, das viel von mir verlangte und eine gefühlte Ewigkeit dauerte.

Endlich kam die Unterführung in Sicht. Ich seufzte erleichtert, aber leise auf und ging trotz der Schmerzen und der Atemnot etwas schneller. Tauchte in das Halbdunkel unter den Eisenträgern ein. Sah die Backsteinmauern zu beiden Seiten. Bewegte mich weiter. Erblickte das schon bekannte Graffiti, das mit violetten Blumen geschmückte Kreuz. Doch keine Spur von Maman Brigitte. Sie war nicht hier! Wie vom Donner gerührt blieb ich stehen, starrte fassungslos auf die Stelle, an der ich sie bisher immer angetroffen hatte. Nichts war dort, nur Luft! Ich trat ganz nah an die Mauer heran, schnupperte, versuchte unter Aufbietung aller Kräfte, wenigstens einen schwachen Geruch nach Erde und Moder wahrzunehmen, ihren Geruch – und konnte es nicht. Es roch bloß feucht und dumpf, nicht anders als bei vielen anderen Unterführungen. Keine Spur von Maman Brigitte. Keine Spur von der gütigen Göttin. Unvermittelt würgten mich Tränen, ein Schauer überlief mich, mein Herz zog sich krampfhaft zusammen, setzte aus, begann erneut zu schlagen. Ich wusste mit absoluter Gewissheit, spürte mit jeder Faser meines Wesens, dass Maman Brigitte nicht hier war und auch nie mehr hierher zurückkehren würde. Ich würde sie nie mehr sehen, würde nie mehr mit ihr sprechen. Sie würde mir nicht mehr helfen.

Und wie von einem Sturzbach wurde ich überschwemmt von einem Gefühl absoluter Einsamkeit, völliger Verlassenheit. Maman Brigitte hatte sich von mir zurückgezogen, war für immer verschwunden. Ich würde sie nie mehr zu Gesicht bekommen. Sie hatte sich von mir abgewandt, mich aus ihrem Gedächtnis gestrichen. Jetzt widmete sie sich anderen Menschen. Hatte sie bloß mit mir gespielt? Stand ihr nun der Sinn nach jüngeren, gesünderen Menschen? Ich wusste es nicht und diese Fragen waren auch nicht von Bedeutung. Wichtig

war allein die unumstößliche Tatsache, dass sie mich, krank wie ich war, im Stich gelassen hatte.

Mit zitternder Hand und ohne mich um etwaige Passanten zu kümmern, strich ich über die Backsteinmauer, über das Graffiti. Hier hatte sie gestanden, diese Stelle hatte sie verdeckt. Abermals meldete sich, vom Herzen ausgehend, ein heftiger Schmerz, der auf meinen ganzen Körper ausstrahlte. Der Schmerz bewirkte, dass sich mein Brustraum mitsamt den Lungen zusammenkrampfte, dass mein Atem aussetzte, dass mich ein plötzlicher Schwächeanfall ins Taumeln brachte. Die Erkenntnis, dass es keine Rettung mehr für mich gab, überfiel mich mit voller Wucht. Doch wie war es überhaupt möglich gewesen, dass ich nach dem Tod von Dr. Neuhaus so schwer erkrankt war? Abermals drängte sich mir der Gedanke auf, dass Dr. Neuhaus schon vor längerer Zeit seinen Apparat so programmiert hatte, dass er unabhängig von dem Einwirken seines Schöpfers die gefährlichen Strahlen in mein Herz senden konnte, Strahlen, die es unwiederbringlich schädigten und mich auf die Weise dem Tod anheimgaben. Und Maman Brigitte war endgültig verschwunden. Sie würde mir das kranke Organ nicht mehr rechtzeitig entfernen. Als ich, allein in der Unterführung stehend, mit meinen Überlegungen an diesem Punkt angekommen war und mich Verzweiflung zu überwältigen drohte, fiel mir erneut etwas ein, das sie bei unserer letzten Begegnung geäußert und dass ich eine Zeitlang verdrängt hatte. Hatte sie mir nicht mitgeteilt, dass sie mir nur dreimal ein krankes Organ entfernen konnte und dass ich mir danach selbst helfen müsste? Bedeutete das nicht, dass ich mir das kranke Herz eigenhändig herausoperieren musste? Ein absurder Gedanke, und trotzdem... Mir ging durch den Kopf: „Wie gut, dass ich mir heute so viele unterschiedliche Messer und sogar ein Skalpell gekauft habe!“ Und mein Entschluss stand fest.

Der Heimweg war äußerst mühselig, aber ich wusste jetzt, was zu tun war, und das verlieh mir Kraft. Bald würde ich nicht mehr alle zehn bis zwölf Schritte anhalten müssen, um Atem zu schöpfen. Bald würde es nicht mehr in der Brust schmerzen und bald gäbe es auch nicht mehr diese unspezifische Angst, die mich ergriffen hatte und die im Augenblick in jeder Zelle meines Körpers saß. Es war keine Angst vor dem Tod oder vor der bevorstehenden Operation, nein, es war eine grundlose, diffuse Angst, die mich auf dem Heimweg überfiel und immer mehr in Besitz nahm, die meine Zähne klappern ließ, die Gedanken und Gefühle auslöschte, wie mit einer hohen Ascheschicht bedeckte. Gleich war mir, als würde ich vor einem schwarzen Abgrund stehen und in ihn starren, einen Abgrund, der mich schlucken und bis auf die letzte Zelle vernichten wollte.

Endlich war es geschafft. Völlig ausgelaugt stand ich vor meiner Wohnungstür, schloss sie leise auf, trat mit einem tiefen Seufzer ein. Achtete darauf, dass ich die Tür wieder sorgsam verschloss. Stand im Flur, die Hand auf das Herz gepresst, und lauschte. In der Wohnung war kein Laut zu vernehmen. Und wie schon einmal überfiel mich ein Gefühl von völliger Einsamkeit und in dessen Gefolge Trauer und Verzweiflung. Ich wollte nichts weiter, als ins Schlafzimmer kriechen, mich ins Bett fallen lassen, die Decke über den Kopf ziehen, die Augen schließen und in den Schlaf flüchten. Ich widerstand. Verschiedene Dinge mussten erledigt werden und ich musste sie allein erledigen, ohne die Hilfe von Maman Brigitte. Es galt, alle gekauften Messer – nicht hat bloß das Skalpell - auf ihre Tauglichkeit für die Operation zu überprüfen, die geeigneten zur Sterilisation in kochendes Wasser zu legen, dann ein blütenweißes Tuch auf dem Küchentisch auszubreiten, die tauglichen, nun sterilisierten Messer darauf zu verteilen und einen Küchenstuhl zurechtzurücken, um während der Operation sitzen zu können. Als erstes galt es jedoch, sich im Wohnzimmer an den Schreibtisch zu setzen und trotz Atemnot und Brustschmerzen die verheerenden Ereignisse dieses Tages getreulich, ohne etwas auszulassen oder zu beschönigen, zu Papier zu bringen.

Inzwischen ist diese Aufgabe fast erledigt. Schwer, äußerst schwer ist mir das Schreiben gefallen, denn immer wieder musste ich den Füller zitternd aus der Hand legen, musste mich vor Schmerzen krümmen. Immer von neuem musste ich aufstöhnen, nicht nur wegen der physischen Pein, sondern auch, weil die diffuse, unbegründete Angst in mir unerträglich wurde, und immer von neuem verengte sich meine Kehle, so dass ich keine Luft bekam.

Gleich habe ich die Qualen überstanden. Es bleibt nichts weiter zu erledigen, als die letzten Worte niederzuschreiben, das Tagebuch zu schließen, in die Küche zu gehen, mich bis auf den Slip auszuziehen, die große, sonst selten benutzte Deckenlampe einzuschalten (Licht ist wichtig bei einer Operation!), mich gerade hinzusetzen, das für den Anfang richtige Messer auszuwählen (wahrscheinlich das Skalpell) und die nötigen Schnitte anzubringen, um an die Stelle zu gelangen, an der sich im Körper das Herz befindet. Ich werde mich weder von einer Blutfontäne noch von quälenden Schmerzen davon abhalten lassen, mit fester Hand in meinen Brustkorb zu greifen und das kranke Organ zu entfernen. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Ich muss und werde es tun.

\*\*\*\*\*

In der Stunde, die für die Durcharbeitung des vierten Berichts zur Verfügung stand, wurde rastlos gearbeitet. Veronika und Raphael, die beiden Übriggebliebenen, füllten eine Seite nach der anderen mit Notizen, ohne ihre Sessel zu verlassen und sogar ohne aufzuschauen. Zuerst wurde Veronika von Ärger und Enttäuschung fast überwältigt und sie konnte sich schlecht konzentrieren, aber nachdem sie ein paar Seiten gelesen hatte, zog sie die Lektüre in ihren Bann und Ängste und Groll traten in den Hintergrund. Abgesehen von dem leisen Schaben der Kugelschreiber und einem gelegentlichen Rascheln beim Umblättern der Seiten war in dem Raum nichts weiter zu hören. Die Heizung knackte nicht mehr und auch draußen, hinter den geschlossenen Vorhängen, blieb es still. Der Regen hatte aufgehört. Der Wind hatte sein Heulen eingestellt. Bei Veronika meldete sich kurz der Hunger. In ihrem Magen grummelte es. Sie nahm das nur am Rande ihres Bewusstseins wahr, und gleich darauf fesselte sie der Text erneut und der Hunger war vergessen. Daran, etwas zu trinken, dachte sie überhaupt nicht. Jedes Gefühl für Zeit und Ort verschwand.

Dieser Zustand änderte sich erst, als die letzte Seite in dem Hefter durchgelesen war. Veronika schloss ihn, legte den Kugelschreiber auf die vollgeschriebenen Blätter, blickte auf ihre Armbanduhr und bemerkte, dass von der zugemessenen Zeit lediglich fünf Minuten übrig waren. Sie schaute zu Raphael hin und stellte fest, dass er noch immer in den Bericht versunken war und sich noch immer, über seinen Hefter gebeugt, Notizen machte. Er strahlte eine geradezu physisch wahrnehmbare Konzentration aus. Sie war wie ein silberner Panzer, der ihn umgab und schützte. Mit einem Mal fühlte sich Veronika verzagt und ängstlich wie ein kleines Mädchen. Befürchtungen prasselten auf sie ein. Ihr schien es, als könne sie nichts tun, um zu verhindern, dass Raphael sie in der anstehenden Besprechung überflügelte. Wenn am Ende der Professor bestimmte, dass er und nicht sie ihn in sein Labor begleiten solle, dann war sie wirklich das Schlusslicht, die Letzte, die absolute Verliererin! Sie spürte, wie Tränen in ihre Augen stiegen, ballte die Hände zu Fäusten, schluckte die Tränen gewaltsam herunter – und war erleichtert, dass sich in diesem Augenblick die Tür öffnete und der Professor eintrat.

Er verhielt sich wie bei allen vorigen Erörterungen, steuerte auf den gewohnten Platz zu, stellte die Aktentasche, die von außen schlaff, eingefallen aussah, genau in die Mitte des

Tisches, ließ sich in dem Sessel nieder, stützte die Ellbogen auf dessen Lehnen, legte die Fingerspitzen derart gegeneinander, dass ein Dach entstand, und versank in dessen Anblick. Stille, eine schwere, peinigende, spannungsvolle Stille übernahm die Herrschaft. Veronikas Herz pochte rasch. Schwarze Verzweiflung stieg in ihr auf. Eine Minute, zwei Minuten vergingen. Die Stille wurde zusehens unerträglicher. Endlich hatte der Professor ein Einsehen. Ohne die Kontemplation seines Fingerdaches zu unterbrechen, stellte er die erste Frage:  
– Wie lautet Ihre Diagnose auf der Grundlage des vorliegenden Berichtes?

Sogleich trat das ein, was Veronika befürchtet hatte. Raphael, der bislang so zuvorkommende und freundliche Raphael, ließ ihr nicht den Vortritt, sondern antwortete wie aus der Pistole geschossen:

– Bei Frau Y. – also bei Irmgard Ypsilantis – hat sich aus einer krankhaften Hypochondrie eine Psychose mit schweren Wahnvorstellungen entwickelt. Möglicherweise kann man bei ihr von paranoider Schizophrenie sprechen, doch das lässt sich nicht endgültig verifizieren, da uns die Kranke nicht mehr zur Verfügung steht.

– Können Sie beschreiben, wie sich diese Psychose entwickelt hat?

Raphael blickte starr den Professor an und fuhr überstürzt fort, während eine leichte Röte sein Gesicht überzog.

– Wie bei zahlreichen Psychosen beginnt es auch bei dieser mit Schlaflosigkeit, die über längere Zeit anhält. Nach einem Traum am Ende einer Nacht, die größtenteils schlaflos verbracht wurde, bricht die Psychose aus. Das zeigt sich daran, dass sich Frau Ypsilantis nach dem Erwachen nicht bloß weit über Gebühr mit dem Traum beschäftigt, sondern sofort beginnt, dessen Inhalt für real zu halten. Im Grunde erwacht sie gar nicht, sondern setzt Realität und Traum, Fantasie und Erfahrungswirklichkeit in eins, und das betrifft ebenfalls ihre Hypochondrie. Das eklatanteste Beispiel dafür ist, dass sie sich im weiteren Verlauf einbildet, ihre Leber würde schmerzen, obwohl wir alle wissen, dass es so etwas wie Leberschmerzen nicht gibt. Schon vor Ausbruch der Psychose ist Frau Ypsilantis besessen von der Angst vor dem Krebs. Angst ist die häufigste Stimmung bei Wahnerkrankungen und das trifft auch auf die Verfasserin des Berichtes zu. Nach Ausbruch der Psychose macht sie ihren Hausarzt für den angeblichen Krebs verantwortlich. Daran deutet sich Paranoia an. Man kann sagen, dass die Psychose selbst in dem Moment virulent geworden ist, in dem die Betroffene eine Gestalt aus ihren Traum nimmt und in die Realität versetzt. Damit induziert sie spezifische Halluzinationen und hat endgültig Realität, Fantasie und Wunschvorstellungen durcheinandergebracht. Eine solche Vermischung äußeren und inneren Erlebens hat schon Sigmund Freud beschrieben. Er hat konstatiert, dass Halluzinationen nur in dem Fall als solche bezeichnet werden können, sofern sie für real gehalten werden. Weiter zu Frau Ypsilantis. Nachdem die Psychose bei ihr akut geworden ist, beginnt sie, Stimmen zu hören. Wir alle wissen, dass das Hören von Stimmen ein wichtiges Kriterium von Schizophrenie ist, nur eben nicht das einzige Kriterium, und deswegen würde ich bei Frau Ypsilantis nicht gleich Schizophrenie diagnostizieren. Eine solche Diagnose erscheint mir vorschnell. Bleiben wir lieber bei dem allgemeinen Terminus der Wahnerkrankung, der bei Frau Ypsilantis in vollem Umfang zutrifft. An ihrem Bericht treten die Merkmale, die Karl Jaspers für den Wahn aufgestellt hat, außerordentlich deutlich zutage. Ich erinnere nur daran, dass sie die subjektive Gewissheit entwickelt, ihr Hausarzt würde sie schädigen und würde ihr sogar nach dem Leben trachten, während ihr Maman Brigitte – eine Fantasiegestalt, die sie als Einzige sieht – helfen wolle. Frau Ypsilantis lässt sich nicht korrigieren, wie es das Gespräch mit ihrem Hausarzt demonstriert. Ihre Wahnvorstellungen bekommen recht schnell einen märchenhaften Charakter, denn sie glaubt, die fiktive Maman Brigitte könne als gute Fee jedes ihrer angeblich kranken Organe der Reihe nach einfach wegzaubern.

Der Professor blieb nach wie vor in die Betrachtung seines Fingerdaches versunken, während Raphael, dessen Gesicht immer röter geworden war, ihn bei seinen Erläuterungen flehentlich anstarrte – und dabei jeden Blick in Veronikas Richtung vermied. Er wartete auf eine Reaktion von Hordo-Wilkins und als diese ausblieb, hüstelte er kurz, blätterte in seinen Notizen und fuhr fort:

– Die Fixierung der Kranken auf ihren Körper, die, wie aus dem Bericht hervorgeht, schon seit Jahren bestand, wird in zunehmendem Maße ausschließlich. Diese Fixierung ist unauflöslich mit Ängsten verknüpft, so zum Beispiel mit der Angst vor Viren und Bakterien, eine Angst, die allerdings auf dem Höhepunkt der Psychose, kurz vor dem Mord an dem Hausarzt, verschwindet. Wahrscheinlich ist sie von der zunehmenden Aggressivität verdrängt worden. Es muss auch als signifikant angesehen werden, dass sich die Kranke panisch vor einer psychiatrischen Begutachtung fürchtet. Das kann damit erklärt werden, dass sie im Unterbewusstsein sehr wohl Kenntnis von ihrer psychischen Störung hat, dass sie aber, koste es, was es wolle, an ihren Wahnvorstellungen festhalten will.

Bis jetzt war die Besprechung nichts anderes als ein Monolog von Raphael gewesen, in Gang gesetzt von zwei kurzen Fragen des Professors. Veronika hatte dem Monolog mit wachsender Niedergeschlagenheit gelauscht. Es erschien ihr immer offenkundiger, dass sie am Ende als Unterlegene dastehen würde. Doch als Raphaels Redefluss vorübergehend versiegte, drehte Hordo-Wilkins den Kopf mit einem Ruck in ihre Richtung. Seine aus der Tiefe heraufglühenden Augen richteten sich auf sie. Aus seinem Mund krochen die Worte:

– Und was haben Sie zu sagen, Frau van Maaren? Was ist Ihnen an dem Bericht von Frau Y. aufgefallen?

Still wurde es in dem Raum. Der Professor und auch Raphael blickten zu Veronika, die ihre Hände zusammenpresste und mit den verschiedensten Gefühlen zu kämpfen hatte, mit Hilflosigkeit, Scham, Beklemmung. Die Stille wurde immer drückender, aber kurz bevor sie unerträglich wurde, brach es aus ihr heraus, zuerst leise, mit der Zeit deutlicher, überzeugter und überzeugender:

– Die Göttin, die Irmgard Ypsilantis trifft – oder angeblich trifft -, ist uns doch schon bekannt! In seinem Bericht hat auch Ernst Weber von Begegnungen mit Maman Brigitte erzählt, und er hat sie nicht anders beschrieben als Frau Ypsilantis. Sie haben uns versichert, Herr Professor, dass die Wahnerkranken, von denen die Schilderungen stammen, einander nicht kannten, nie voneinander gehört hatten. Warum beschreibt dann Frau Ypsilantis das Äußere von Maman Brigitte, ihr Auftreten, ihre Sprechweise exakt so, wie es Herr Weber getan hat, ohne den geringsten Unterschied? Und warum rät Maman Brigitte beiden Kranken, mit Chili versetzten Rum zu trinken?

Nicht der Professor reagierte, sondern Raphael, dessen Ohren glühten und in dessen Gesicht Muskeln zuckten. Er warf überhastet ein:

– Bei der Beantwortung deiner Frage hilft uns sicherlich der Rekurs auf C. G. Jungs Archetypen-Lehre weiter. Die halluzinierte Maman Brigitte ist ein Archetypus, wie ihn Jung geschildert hat. Sie ist die große Muttergöttin, die einerseits hilft, andererseits Angst verbreitet. Beide Kranke verehren sie als Göttin und nehmen zu ihrer Mütterlichkeit Zuflucht.

– Bei einem Archetypus sind nur bestimmte allgemeine Züge festgelegt. Die zwei Kranken beschreiben jedoch unabhängig voneinander die gleiche Person – die ihnen Rum mit Chili empfiehlt -, und sie geben ihr obendrein den gleichen Namen.

Raphael zuckte mit den Schultern.

– Das Besondere an diesen Archetypen ist doch auch, dass sie in den verschiedensten kulturellen Kontexten auftauchen. Möglicherweise haben die beiden Wahnerkranken den

gleichen Film gesehen oder das gleiche Buch gelesen und darin das Vorbild für die von ihnen später halluzinierte Maman Brigitte gefunden.

– Das ist durchaus möglich, nur: Welcher Film, welches Buch könnte das sein?

Darauf konnte Raphael keine Antwort geben, konnte nur mit den Schultern zucken. Gleich darauf fiel Veronika etwas anderes ein und sie wandte sich an den erneut in die Betrachtung seines Fingerdaches versunkenen Hordo-Wilkins und fragte ihn:

– Hat Frau Ypsilantes am Ende, nachdem sie mit der Niederschrift fertig war, versucht, sich selbst zu operieren?

Zum zweiten Mal bewegte der Professor seinen Kopf ruckartig in ihre Richtung. Er grinste sie an und präsentierte seine gelblichen schiefen Zähne.

– Oh ja, das hat sie. Als man sie nach Tagen gefunden hat, lag sie tot auf dem Küchentisch. Sie hat sich mit dem Skalpell ihren Oberkörper weiträumig aufgeschlitzt. Ihre rechte Hand war in ihren Brustkorb versenkt. Mit der Hand hat sie ihr Herz ergriffen und in dieser Position ist sie gestorben. Die Leichenstarre hat genau diese Körperhaltung bewahrt. HAHAHAHA.

Sein Lachen klang so freudlos und zugleich so unheimlich, dass Raphael in seinem Sessel unbehaglich hin und her rutschte. Veronika bekam für einen Augenblick regelrecht Angst vor dem Lachenden. Sie schaute ihn erschrocken an, zog wie zum Schutz ihre Schultern hoch und konnte kein Wort mehr sagen, egal, wie viele Notizen sie noch besaß. Ein weiteres Mal senkte sich eine drückende Stille über den Raum, die anhielt, bis sich Raphael fasste und leise bemerkte:

– Es gibt einige allgemeine und daher leichter zu erklärende Parallelen zwischen den Wahnerkranken, deren Berichte uns vorliegen. Sie alle lassen zunehmend aggressivere und am Ende sogar mörderische Tendenzen erkennen. Sie alle bilden sich ein, sie würden zu übermenschlichen Wesen Kontakt aufnehmen, von denen sie am Anfang meinen, sie wären ihnen wohlgesonnen. Sie alle hören Stimmen in ihrem Kopf und sie alle haben fixe Ideen, isolieren sich immer stärker, beschäftigen sich immer intensiver mit dem Tod und dem, was damit zusammenhängt – und am Ende fühlen sich alle von den übermenschlichen Wesen, mit denen sie in ihren Halluzinationen Umgang pflegten, im Stich gelassen und gehen auf tragische Weise zugrunde. An und für sich sind diese ganzen Parallelen nicht befremdlich, sondern typisch für Wahnerkrankungen. Wahnstimmung, Wahneinfall, Wahndynamik lassen sich an allen Schilderungen aufzeigen und verfolgen. Das tragische Ende dieser Schilderungen lässt sich jedes Mal darauf zurückführen, dass keiner der Betroffenen eine angemessene medizinische Versorgung und Betreuung erhält. Wir sind Zeuge, wie die Kranken von ihrem inneren Erleben gefesselt und gebannt werden, wie sie von den Trugbildern, die ihr Geist produziert, in eine aussichtslose Situation manövriert werden, wie sie zu Recht Angst davor haben, von den Bildern, die ihr Gehirn hervorbringt, überwältigt zu werden, wie sie eine Krankheit entwickeln, die alle Kriterien einer Psychose erfüllt und die der Abwehr, der Sicherung, der Flucht, der Wunscherfüllung dient. Diese Kranken sind grundsätzlich außerstande, die Realität, so, wie sie sich ihnen darbietet, zu ertragen und deswegen deuten sie eine stetig anwachsende Zahl von Situationen falsch. Sie beginnen zu halluzinieren und empfinden das auch selbst keineswegs als angenehm...

Er verstummte und nickte, als wolle er das, was er eben geäußert hatte, bekräftigen. In diesem Moment wurde Veronika lebhaft – nicht, weil sie nun ihrerseits Raphael in den Hintergrund drängen wollte, sondern weil ihr Interesse geweckt war. Sie bemerkte:

– Was du sagst, ist alles richtig, es stimmt und wird in vielen der einschlägigen psychopathologischen Werken aufgeführt. Darüber hinaus gibt es bei den vorliegenden Berichten jedoch inhaltliche Gemeinsamkeiten, die mir ganz merkwürdig erscheinen und die sich nicht mit dem Rekurs auf Archetypen erklären lassen. Die Vermutung, Frau Ypsilantis und Herr Weber hätten das gleiche Buch gelesen oder den gleichen Film gesehen und hätten

sich bei ihren Halluzinationen darauf bezogen, erscheint mir jetzt zu kurz gegriffen. Hätten sie dies getan, dann hätten sie – so paradox das auch klingt – Maman Brigitte nicht so beschrieben, dass sie uns wie die gleiche Person erscheint. Jede Erinnerung an ein Vorbild greift etwas anderes heraus, betont etwas anderes, verfälscht – was hier nicht der Fall ist. Und vergessen wir nicht, dass Maman Brigitte in dem letzten Bericht den Baron erwähnt, den wir aus dem ersten Bericht der Reihe kennen. Es werden Familienbeziehungen aufgestellt... Wenn diese als gütige Göttin bezeichnete Frau nichts weiter ist als eine Wahnvorstellung, wie kann es sein, dass sie zwei Kranke, die voneinander nicht das Geringste wissen, als die gleiche Person abbilden? Es gibt nicht einen Punkt, an dem sich ihre Beschreibungen unterscheiden. Nicht einen Punkt...

Hordo-Wilkins hatte den Kopf gehoben und stierte Veronika mit seinen Kohleaugen an, bis sie es nicht mehr ertrug und ihren Kopf tief, tief senkte. Ihre Rede versiegte. Sie hörte, wie ihr Raphael mit etwas ungeduldiger Stimme entgegnete:

– Wenn dich meine Erklärung nicht zufrieden stellt, dann erscheint dir eventuell die Möglichkeit akzeptabler, dass Herr Weber und Frau Ypsilantis die von ihnen halluzinierte Gestalt unbewusst aus ihrem kulturellen Umfeld geschöpft haben. Es ist doch denkbar, dass man sie als Kind mit einer Maman Brigitte genannten Märchenfigur, die meiner Meinung nach irgendeiner französischen Kolonie mit schwarzer Bevölkerung entstammen muss, erschreckt hat. Die Familien der beiden Berichterstatter hatten vielleicht langjährige Beziehungen zu einer solchen Kolonie. Aber das bleibt eine Hypothese, die sich kaum verifizieren lässt – und bei diesem Problem geht es auch mehr um Ethnologie als um unser Fachgebiet. Dagegen dürfte es aus psychopathologischer Sicht als wissenschaftlich gesichert gelten, dass die letzte Berichterstatterin an einer hypochondrischen Psychose gelitten hat, in der Halluzinationen und Wahnvorstellungen für ihre Handlungen bestimmend waren. Ihre den Körper betreffenden Halluzinationen haben für sie den Charakter des Gemachten, des ihr Zugefügten. Dies ist gleichermaßen ein Charakteristikum von Schizophrenie. Irmgard Ypsilantis ist isoliert, was ihre Wahnbildung noch fördert. Von Anfang an ist sie unfähig, ihre körperlichen Empfindungen ruhig, quasi objektiv zu betrachten. Statt dessen verfälscht sie sie in fataler Weise durch ihre Angst, und über diese Verfälschung bildet sich in ihrem Geist eine neue fiktive Wirklichkeit, die sie kritiklos annimmt – so kritiklos, dass es am Ende sogar zu einem Mord und einer äußerst extremen Art der Selbsttötung kommt, auch wenn Frau Ypsilantis ihre Selbsttötung nicht als solche wahrnimmt.

Raphael schwieg und warf Veronika einen verlegenen Blick zu. Es machte den Eindruck, als wolle er sie unausgesprochen um Entschuldigung bitten, und Veronika dachte bitter: „Schon klar, dass dir bei diesem Konkurrenzkampf nicht ganz wohl ist, aber schließlich willst du nicht aus lauter Nettigkeit das Schlusslicht sein.“ Sie fuhr zusammen, als sie der Professor direkt ansprach:

– Haben Sie diesen Ausführungen etwas hinzuzufügen?

Stumm schüttelte sie den Kopf, war völlig hilflos angesichts von Raphaels Darlegungen, die sie als stilistisch elegant und theoretisch fundiert empfand. Die Notizen auf den Blättern vor ihr kamen ihr wie unnütze Krakeleien vor. Sie fühlte sich den Tränen nahe und anstatt in die Diskussion einzusteigen, quälte sie sich innerlich mit der Frage, wie es sein konnte, dass sich der bisher so emphatische und sanfte Raphael als gnadenloser Rivale entpuppte, der sie überflügelt hatte und sie – das war jetzt klar – auf den letzten Platz verwies. Die Enttäuschung war so gewaltig, dass sie sich auf das Thema der Diskussion nicht mehr konzentrieren konnte und bloß dasaß und die Hände in ihrem Schoß bewegte, als würde sie sie waschen.

Hordo-Wilkins wartete geduldig. Die Stille in dem Raum wurde zu einem sich langsam herabsenkenden Mantel aus Blei. Er stand auf.

– Gut.

Er blickte zu Raphael hin. Seine Stimme ließ keine Emotion erkennen.

– Sie, Herr Winterfeld, kommen mit mir, damit ich Ihnen in meinem Labor im Keller etwas zeigen kann, das Sie bestimmt interessieren wird... Und Sie, Frau van Maaren -

Er öffnete seine Aktentasche, holte einen einzelnen schmalen Hefter hervor und legte ihn bedächtig auf den Tisch vor die ihn schockiert anblickende Veronika.

– Sie lesen sich bitte den Bericht von Herrn Z. durch. Dafür haben Sie eine Stunde Zeit. Nach Ablauf der Stunde komme ich zur Besprechung zurück. Und wundern Sie sich nicht: Der Bericht ist in einem außergewöhnlichen Stil abgefasst.

Er schloss seine Aktentasche und verließ mit ihr den Raum. Raphael hatte in der Zwischenzeit seine Sachen zusammengesammelt und huschte hinter ihm her. An der Tür hielt er kurz an, wandte sich um, lächelte seiner besiegten Konkurrentin entschuldigend zu, zuckte voll Bedauern mit den Schultern – und verschwand, wie all die anderen verschwunden waren.

Und Veronika war allein. Sie war am Boden zerstört. Das Gefürchtete war eingetreten: Sie war die Schlechteste. Das Schlusslicht. Der Loser. Die Verliererin. Die Niete. Alle anderen hatten sie überholt und konnten jetzt mit Fug und Recht auf sie herabschauen, voller Verachtung, voller Häme, Schadenfreude und geheucheltem Mitleid. Sie fragte sich, warum Hordo-Wilkins mit ihr allein überhaupt noch einen Bericht besprechen wollte. Sie war gescheitert und daran konnte die Besprechung zu zweit auch nichts mehr ändern. Sollte sie nicht einfach aufstehen und klammheimlich verschwinden? Dazu fehlte ihr der Mut und so saß sie eine ganze Weile wie erstarrt, ohne Gedanken, zerschmettert. Schließlich tauchte sie mit einem Ruck aus der Betäubung auf, zog seufzend den einsamen Hefter zu sich heran, schlug ihn auf und las die ersten Zeilen. Und war gefangen. Hordo-Wilkins hatte recht gehabt, als er auf den außergewöhnlichen Stil von Herrn Z. hinwies. Ihre Apathie verflüchtigte sich. Immer tiefer versank sie in dem Text.

### **Bericht von Herrn Z.**

Morgendliches Grau sickert in das nächtliche Schwarz,  
 Webt unablässig schmutzige Schlieren in das Dunkel,  
 Bis sich Konturen im Raum abzeichnen:  
 Hier tritt eine Kante des Schrankes hervor, dort eine Stuhllehne  
 Und drüben das Fensterkreuz.  
 Die Möbel melden sich zurück, wollen beachtet, bewegt werden.  
 Draußen entfaltet sich der Gesang der Lerche.  
 Er vertreibt die dumpfe, trübe Stille.  
 Jeder Ton des Vogels ist ein Kristall, der des Lichtes bedarf, um zu glänzen...  
 Ich aber bedarf der Kristalle, um zu glänzen...  
 Die Morgenluft dringt durch das geöffnete Fenster.  
 Frisch ist sie und angenehm kühl.  
 Sie flüstert mir zu, sie raunt etwas von einem Neuanfang.  
 Sie raunt vergeblich.  
 Ein erster quälender Gedanke taucht auf,  
 Steigt aus der Tiefe empor ins Bewusstsein.  
 Ihm folgen weitere.  
 Sie bilden eine Reihe, eine Reihe der Pein.  
 Hier ist diese Reihe, hier ist diese Pein:  
 Nicht gestorben, nicht verdorben, nicht zerschunden, nicht entschwunden.  
 Stattdessen

Von neuem erwacht zu endlosem Verlangen,  
 Zu Angst und Sorge, zu Elend und Not.  
 Auch heute Nacht ist der Tod nicht gekommen,  
 Hat sich meiner nicht angenommen,  
 Hat meinen Körper, mein Leben nicht an sich gerissen,  
 Hat mein Betteln nicht gehört, mein Flehen nicht erhört.

\*\*\*

Mein Kopf hebt sich vom Kissen.  
 Aufstehen, so mühsam es ist. Aufstehen.  
 Die Gelenke knacken, die Muskeln schmerzen.  
 Sie protestieren gegen jede Regung, jede Bewegung.  
 Sie protestieren vergeblich. Sie müssen sich rühren.  
 In die Gedankenketten dringt der Alltag ein,  
 Ungebeten, ungestüm.  
 Heute ist Samstag. Zeit zum Putzen und zum Shoppen,  
 Zeit zum Tragen, Kochen, Heben und zum Reden.  
 Die ersten Sonnenstrahlen schleichen in den Raum,  
 Argwöhnisch wie Diebe.  
 Und wie Diebe sind sie unwillkommen, unerwünscht.  
 Sie foltern mich, sie bohren sich in meine Augen, die schmerzen.  
 Halbblind tappe ich umher, suche meine Kleidung.  
 Dort ist die Hose, daneben das T-Shirt  
 Und auch die Unterwäsche findet sich.  
 Alles ist zerknittert, will geglättet, gebügelt werden.  
 Zu viel der Aktivität! Das schaffe ich nicht!  
 Das bloße Anziehen fällt schwer genug.

\*\*\*

Der magere Körper schlingert ins Bad.  
 Kraftlos heben sich die Füße, von Gewohnheit getrieben.  
 Die eiskalte Hand drückt den Schalter.  
 Ein Schrei und die Lider schließen sich vor dem grellen Licht.  
 Hell ist es im Bad, erbarmungslos hell,  
 Hell die gelben Kacheln, hell die weiße Wanne  
 Und teuflisch funkelnd die Armatur.  
 Das sticht in die Augen,  
 Wie ein Messer, wie der gezackte Rand einer Glasscherbe,  
 Bis sich die Hände wieder heben,  
 Die Augen abschirmen, die Augen schützen  
 Und das Missbehagen verringern.  
 Doch ach, auf Dauer ist das unmöglich:  
 Sinken müssen die Hände, weichen muss der Schutz.  
 Gemarterte Augen blinzeln in den Spiegel.

\*\*\*

Und was gewahren sie? Was entdecken sie?  
 Ein müdes Gesicht, hohlwangig, eingefallen,

Umrahmt von den rötlichen Fransen eines Bartes.  
 Die blauen Augen trübe, der Blick verzagt, verstört.  
 Und dann der Schock.  
 Was taucht da auf hinter diesem vertrauten Gesicht?  
 Ist das real oder eine Halluzination?  
 Träume ich?  
 Ein Totenkopf schaut mir über die Schulter.  
 Ein hoher schwarzer Zylinder prangt auf seinem Haupt  
 Und zwischen seinen Zähnen steckt eine dicke Zigarre.  
 Ich fahre herum.  
 Hinter mir steht niemand.  
 Abermals wendet ich mich zum Spiegel zurück  
 Und sehe ihn hinter mir, den Totenkopf, ganz klar, höchst deutlich.  
 Jetzt erfasse ich mehr:  
 Ein Skelett steht bei mir, gekleidet in schwarzes Tuch.  
 Lebendig ist es, grinst mich an, spielt mit mir.  
 Und jetzt rieche ich auch modrige Erde.  
 Meine Hände betasten den glatten Spiegel  
 Und ohne es zu wollen, flüstere ich: „Willkommen.“

\*\*\*

Willkommen Tod, Gebieter aller Welten, Herr der Zeiten,  
 Vernichter, Richter, Gevatter, Freund.  
 Du packst die zahnlose Alte, das liebliche Mädchen,  
 Das schwache Kind, den überlasteten Mann.  
 Rang, Stärke und Schönheit –  
 Sie gelten dir nichts  
 Und niemand hält dich auf.  
 Niemand kann sich dir entgegenstellen.  
 Niemand.  
 Alles, was lebt, alles, was kriecht und fleucht,  
 Das ist dir untertan.  
 Und also:  
 Nimm mich hin, schließ mich in deine Arme,  
 Ersticke mich, erdrossle mich, erschlage mich,  
 Zerquetsche mich, lass mich zerfallen,  
 Befreie mich von mir selbst.

\*\*\*

Und aufs Neue dreht sich mein Kopf nach hinten  
 Und aufs Neue spähen die Augen umher.  
 Kacheln, Licht, der Rahmen der Tür.  
 Nichts weiter.  
 Abermals ein Blick in den Spiegel –  
 Kein Totenkopf mit Zylinder und Zigarre!  
 Bloß dies eine Gesicht, dies allzu bekannte Gesicht,  
 Mager, verschreckt, frühzeitig gealtert,  
 Und Augen, die sich widerwillig selbst besehen.  
 Soeben geschieht, was jeden Morgen geschieht:

Der Körper reagiert auf das Fehlen der Kristalle, der unersetzlichen Kristalle.  
 Ein Anfall von Übelkeit. Ein Krampf.  
 Der Leib, er krümmt sich.  
 Die Hände, sie klammern sich an den Beckenrand.  
 Der Mund, er öffnet sich  
 Und der Magen entlässt seinen Inhalt.  
 Eine Brühe fließt in den Ausguss, braun, grünlich und gelb.  
 Dazwischen rote Schlieren – ist das Blut?  
 Ein bitterer Geschmack nach Galle bleibt.  
 Ein Hustenanfall, ein Kälteschauer, Zittern – zurück ins Bett!  
 Wo bist du jetzt, Tod, mit deinem Zylinder, mit deiner Zigarre?  
 Wo bist du?  
 Verstecke dich nicht, komm zu mir  
 Und erlöse mich.

\*\*\*

Eisige Kälte, die keine Decke lindern kann.  
 Wie flüssiges Eis kriecht sie durch jede Ader,  
 Lässt die Glieder erbeben, die Zähne klappern.  
 Wie schwach bin ich geworden, wie schwach!  
 Und wie krank.  
 Selbst das Liegen bereitet Mühe, bereitet Schmerzen;  
 Ein Stöhnen entringt sich meiner Brust.  
 Wie elend, wie erschöpft, wie hilflos ich bin...  
 Und dennoch: Der Zwang ist eisern. Er ruft.  
 Aufstehen, ruft er, sofort aufstehen!  
 Geh in den Park, besorge dir Kristalle,  
 Spute dich!  
 Frage nicht nach guten Vorsätzen, nach Vernunft,  
 Geh einfach los und hole dir die Kristalle,  
 Damit das Zittern aufhört,  
 Damit die Kälte endet und die Schwäche.  
 Geh einfach los!  
 Eine leise Stimme erhebt sich in mir, spricht dagegen:  
 Das darfst du nicht! Das darfst du nicht!  
 Denk an die Konsequenzen.  
 Gib der Versuchung nicht nach und halte durch.  
 Umsonst.  
 Der Zwang ist stärker  
 Und Widerstand ist nicht mehr möglich.

\*\*\*

Ich quäle mich, bis ich sitze.  
 Ich quäle mich weiter, bis ich stehe,  
 Bis ich laufe, schlurfend, langsam wie ein alter Mann.  
 In der Küche greifen meine flattrigen Finger in eine Dose,  
 Fischen die letzten ersparten Geldscheine heraus.  
 Die müssten reichen für die Kristalle,  
 Die begehrten und verhassten, die belebenden, Verderben bringenden Kristalle,

So schön wie gefährlich, so göttlich wie teuflisch.  
 Gleichviel.  
 Die Jacke übergezogen. Der Reißverschluss bleibt offen.  
 Die fahrgen Finger können ihn nicht schließen  
 Und auch das Binden der Schnürsenkel ist mühevoll.  
 Die Scheine zerknüllt in die Hosentasche gesteckt.  
 Noch ein Blick in den Spiegel im Flur –  
 Ich verharre, wie vom Donner gerührt.

\*\*\*

Der Spiegel zeigt noch einmal den Tod,  
 Nicht hinter mir, sondern ohne mich, ganz unverstellt.  
 Ein schwarzer Bratenrock um das bloße Gerippe gelegt,  
 Ein hämisches Grinsen, gängig bei einem Totenkopf,  
 Die Zähne gelblich, die dicke Zigarre dazwischengeklemmt.  
 Grüßend winkt er mir zu, scheint über meine Sehnsucht nach ihm zu spotten,  
 Verweigert mir seine Umarmung, das Grab.  
 In seinen tiefen Augenhöhlen funkelt es schwarz  
 Und mit einer Bewegung seiner Knochenhand  
 Fordert er mich auf, in den Park zu gehen, die Kristalle zu holen,  
 Die guten Kristalle, die bösen Kristalle,  
 Die alles, alles verwandeln...  
 Sein Bild verschwindet von der reflektierenden Oberfläche.  
 Statt dessen sehe ich mich.  
 Schreie auf. Greife nach dem Rahmen.  
 Starre verzweifelt in den Spiegel.  
 Nur mein Märtyrerantlitz blickt mir entgegen.  
 Ich nehme den Spiegel vom Haken und schüttele ihn.  
 Sinnlos. Das hilft nicht.  
 Ich muss die Wohnung verlassen,  
 Muss durch die Straßen laufen, hin zu dem Park,  
 Zu den Kristallen im Park.

\*\*\*

Schlicht ist der Park, verfallen, verkommen,  
 Überall Müll und Dreck.  
 Die Bänke zerbrochen, die Bäume verkrüppelt,  
 Leere Bierflaschen liegen auf ungepflegten Wegen  
 Und Spritzen in dem gelblichen Gras.  
 Hier spielen keine Kinder, hier tollen keine Hunde,  
 Hier führen keine Mütter ihre Babys spazieren.  
 Statt dessen grölen und streiten Betrunkene miteinander  
 Und Dealer, bleiche, hagere Männer,  
 Verstecken sich hinter Büschen und zerbröckelnden Backsteinmauern.

\*\*\*

Ich brauche ihn nicht zu suchen, ich weiß, wo er steckt,  
 Mein Führer in das Reich der Kristalle,

Mein Lehrmeister, Mentor, Verführer, Irreführer,  
 Mitleidlos, auf Gewinn bedacht, nur auf Gewinn.  
 Ich sehe ihn und er sieht mich, ruft mich zu sich,  
 Lächelt mich an, unbestimmt, rätselhaft,  
 Bedeutet mir, ihm zu folgen,  
 Über einen holprigen Pfad voller Unkraut,  
 Hinter einen hohen Strauch mit Dornen,  
 Die blutige Kratzer auf der Haut hinterlassen.  
 Fiebrige Augen mustern mich  
 Und eine heisere Stimme wispert:  
 „Was willst du?“ wispert sie und:  
 „Hast du Geld?“  
 Das Tauschgeschäft hebt an.  
 Es geht nach Plan, es geht nach Regeln.  
 Zerknitterte Banknoten finden den Weg in die eine Hand,  
 Ein Tütchen mit Kristallen findet den Weg in die andere.  
 Vollzogen ist der Handel  
 Und beide Handelspartner sind zufrieden.  
 Sie trennen sich und jeder zieht in eine andere Richtung davon.

\*\*\*

Ungeduld verdrängt meine allgemeine Schwäche.  
 Die Schritte werden fester, flinker.  
 Der Körper schreit nach dem Inhalt des Tütchens,  
 Nach seinem kostbaren Inhalt, den Kristallen,  
 Oder vielmehr: nach dem, was sie bewirken.  
 Da ist auch schon das Mietshaus, in dem ich wohne.  
 Seine Wände sind von unzähligen Händen beschmiert.  
 Da ist die Treppe mit einem Geländer, das wackelt.  
 Sie führt nach oben, in den vierten Stock.  
 Und dort, hinter der dünnen Holztür, ist meine Wohnung,  
 Dunkel, eng und vollgestopft.  
 Ein Rattenloch, aber das stört mich nicht.  
 Was zählt, ist nur eins:  
 Dies ist der Ort, an dem ich ungesehen, ungestört  
 Den Kristallen huldigen kann.  
 Und das allein ist von Wert.

\*\*\*

Am Küchentisch lasse ich mich nieder,  
 Bereite sie vor, die geschätzte Zeremonie.  
 Vergesse nichts.  
 Nicht den Löffel, nicht das Teelicht, nicht die Spritze.  
 Was für ein Glück: Die Finger zittern nicht mehr.  
 Sie wissen: Jetzt kommt es auf sie an,  
 Auf ihre Geschicklichkeit, auf ihre Erfahrung,  
 Damit der Leib die dringend notwendige Arznei erhält,  
 Das himmlische Elixier, den Nektar, Zaubersaft,  
 Den Giftstoff, der Verderben bringt,

Ach, seraphisch, satanisch zugleich!  
 Es folgt das Ritual – das will ich nicht genauer beschreiben,  
 Zu heilig ist's und auch zu ruinös.  
 Nur eines sei hier vorgestellt:  
 Am Ende sind die Kristalle verflüssigt, transformiert.  
 Mit einer Spritze können sie verabreicht werden,  
 Können dem Körper und dem Geist zugeführt werden,  
 Können beide, Körper und Geist,  
 Entzücken,  
 Beglücken.  
 Sie sind dazu da, sie zu heben, mit ihnen ins Paradies zu streben,  
 Das Elysium zu erringen, selige Stunden zu verbringen.  
 Und unerlässlich dafür ist das Ritual.  
 Nichts Genaueres dazu. Es ist geheim. Verzeiht mir.  
 Verhüllt, verborgen soll es bleiben  
 Und in aller Stille entfaltet sich die Kraft der Kristalle.

\*\*\*

Rasch setzt die Wirkung ein, rasch entspannen sich die Glieder  
 Und jede Zelle atmet auf.  
 Sonnige Wärme durchströmt die Adern  
 Und jedes Organ zwitschert vor Wonne.  
 Nichts am Leib ist mehr hart,  
 Alles ist weich, geschmeidig, schmiegsam  
 Und Schwäche ist zu einem Fremdwort geworden.  
 Die Energie hat Einzug gehalten,  
 Sie triumphiert, die gewaltige Energie.  
 Sie steigert den Herzschlag, beschleunigt den Puls,  
 Lässt die Augen funkeln und rötet die Wangen.  
 Der Mund verzieht sich zu einem glückseligen Lächeln.  
 Ein „Aaaahh!“ entweicht ihm  
 Und der Gedanke erscheint: „Möge dieser Zustand nie enden!“

\*\*\*

Möge dies nie enden,  
 Diese Heiterkeit, Leichtigkeit, frohgemute Stimmung,  
 Die vergnügten Einfälle, die sich überschlagen,  
 Die Projekte, die vielen Projekte, die mich locken,  
 Und ich habe die Fundamente der Welt erkannt.  
 In meinem Kopf ist ein Singen, wie von Engeln ein Singen,  
 Stark bin ich, Herkules und Übermensch in einem.  
 Es ist klar: Ich werde den Erdkreis in Ordnung bringen,  
 Werde Verbrechen verhindern, Probleme beheben,  
 Die Natur schützen, das Ökosystem regulieren,  
 Dem Recht zum Sieg verhelfen  
 Und nicht dem Unrecht.  
 Jetzt bin ich auch ein Frauenheld, das bin ich wirklich,  
 Ein Herzensbrecher, Schürzenjäger, Casanova.  
 Die schönsten Frauen liegen mir zu Füßen,

Schwarzhaarige, blonde, brünette,  
Sie betteln um einen Kuss.

\*\*\*

Doch was ist das? Was sind das für Trommeln,  
Die plötzlich im Kopf ertönen?  
Im Kopf? Oder draußen? Nein, im Kopf.  
Ein Rhythmus, der aufpeitscht, viehisch, barbarisch,  
Ein Rhythmus, der ängstigt, schaurig, gespenstisch.  
Die Glieder, sie zucken, die Zähne, sie knirschen,  
Es ballt sich die Hand und der Mund trocknet aus.  
Ein Zittern erfasst mich. Hitze wallt auf.  
Es trommelt und trommelt.  
Im Kopf ist ein Urwald  
Voll Schlangen und Tiger, voll Unheil und Graus.  
Wann nimmt es ein Ende, dies Trommeln, dies Hämmern?  
Ich halte mir die Ohren zu – vergebens.  
Ich stampfe auf mit beiden Füßen – vergebens.  
Ich schreie, drehe mich im Kreis – vergebens, alles vergebens.  
Es trommelt, trommelt, trommelt, im Kopf, draußen, wo immer.  
Frenetisch der Rhythmus, rasend, enthemmt,  
Und das Trommeln deckt die Gefühle, die Gedanken zu,  
Erstickt sie, erdrückt sie, erschlägt Körper und Geist.  
Kein Schutz, kein Frohsinn, jeglicher Mut ist verschwunden,  
Nur drängende Fragen, keine Antwort darauf:  
Wer trommelt? Wer quält mich?  
Wer treibt und hetzt mich?  
Wer ist das? Wer?

\*\*\*

Das Trommeln geht weiter, es gibt keine Pause.  
Ich flehe umsonst, torkle vergeblich umher,  
Rufe um Hilfe, erst leise, dann laut –  
Und sehe ihn.  
In der Ecke, im Winkel,  
Die Gestalt extrem lang, extrem hager,  
Zylinder, Zigarre und schwarzer Frack.  
Ein Totenkopf.  
Knochenhände lugen aus den Ärmeln hervor.  
Ein Geruch nach Grab und Moder.  
Das Weiß der Knochen, es leuchtet und leuchtet,  
Und an meinem rechten Ohr, da flüstert es:  
„Schau ihn an, den Baron, schau ihn an, den Tod!“  
Ich krieche zu ihm hin,  
In die Ecke, in den Winkel.  
Ich strecke die Hände nach ihm aus,  
Bin voller Verehrung, voller Liebe,  
Nimm mich hin, oh Baron, nimm mich hin, oh Tod!  
Sein Schatten wird spitzer und schwärzer und tiefer,

Sein Arm wird länger und länger...  
 Sein knöcherner Zeigefinger berührt mich,  
 Tippt mir auf die Stirn  
 Und er tritt ein in meinen Kopf.

\*\*\*

Er ist in mir, in meinem Leib, in meinem Bewusstsein,  
 Der Baron, der Tod, der Sensenmann.  
 Das Trommeln endet, abrupt, unvermittelt,  
 Statt dessen schreit es in mir, es schreit und schreit:  
 „Ich bin der Tod, vollendet, allmächtig,  
 Heute, am Samstag, an meinem Tag, reite ich dich!“  
 Ich schluchze und bebe, voll Erstaunen, voller Freude –  
 Hunger und Durst suchen mich heim.  
 Ich renn in die Küche, öffne Schränke und Fächer,  
 Finde nichts, keinen Krümel, keinen Tropfen,  
 Der die Begierde mir stillt.  
 Da heißt es: Hinunter, die Treppe hinunter,  
 Heraus aus dem Haus und die Straße entlang.  
 In der Hosentasche das Wirtschaftsgeld für einen Monat.  
 Kein Gedanke wird an Sparen verschwendet –  
 Es ist alles gleich.  
 Da ist schon der Laden, hinein nur, hinein!  
 Brot, Chips, Fleisch, Wurst, Fisch und Honig,  
 Kuchen, Orangen, Quark, Schokolade...  
 Es türmt sich im Wagen!  
 Ich sehe Rum – den nicht vergessen,  
 Gleich mehrere Flaschen, so viel es geht.

\*\*\*

Rasch, rasch, bezahlen, nach Hause!  
 Hunger und Durst werden stärker,  
 Nagen an mir, treiben mich an,  
 Bis ich in der Küche sitze.  
 Auf dem Tisch sind die Speisen, sind die Flaschen.  
 Ich stopfe alles, alles in mich hinein,  
 Bin unersättlich, bin ständig am Kauen,  
 Bin auch gierig nach Rum, so gierig wie nie.  
 Ein Glas nach dem andern,  
 Kaum gefüllt, ist's schon leer.  
 Es gluckert in meinem Magen,  
 Denn der Tod in mir, er ist versessen  
 Aufs Trinken, aufs Essen.  
 Gerne erfülle ich ihm seine Wünsche  
 Und merke mit Freuden, dass er mich belohnt.  
 Fern hält er von mir den Jammer, die Plagen,  
 Die Übelkeit, Trunkenheit,  
 Auch die Entkräftung und das Bibbern.  
 Sie bleiben fort und das, obwohl sich um mich herum

Auf dem Tisch, auf dem Boden  
 Die leeren Flaschen, Tüten und Schachteln stapeln.  
 Am Ende spüre ich nichts weiter  
 Als wohlige Wärme, bequemes Behagen  
 Und Energie, Unmengen von Energie.  
 Der Wunsch zu laufen meldet sich,  
 Laufen will ich, laufen bis ans Ende der Welt!

\*\*\*

Ich kann und will dem Wunsch nicht widerstehen,  
 Verlasse die Wohnung, verlasse das Haus,  
 Renne durch die Straßen, biege um die Ecken,  
 Tobe über Plätze, lache, singe, tanze.  
 Ich denke vor mich hin:  
 „Wie schön ist es hier! Wie herrlich ist`s zu leben!“  
 Ich bin ein Narr, doch sehr bald ahne ich,  
 Dass gleich von Neuem der Tod übernimmt,  
 Dass er geradewegs die Zügel ergreift  
 Und aufzeigt, wie alles vergeht,  
 Wie jedes Glück, jedes Leben endet.  
 Er ist der wahre Herrscher, das macht er gleich klar...  
 Und mein Herz wird schwer, mein Gang bleiern,  
 Das Gemüt wird düster, der Kopf sinkt nach vorn.  
 Die Sonne erlischt. Gewitterwolken ziehen auf.

\*\*\*

Ich schleppe mich durch eine enge Gasse,  
 Blicke dabei zufällig hoch – was sehe ich da?  
 Ein kleiner Junge steht auf dem Fensterbrett  
 In einem Mietshaus, im fünften Stock.  
 Das Fenster ist offen, das verlockt.  
 Neugierig, ahnungslos beugt er sich vor.  
 Entsetzen packt mich. Ich winke abwehrend nach oben.  
 „Geh zurück in das Zimmer, zu gefährlich ist`s hier!“  
 Er lacht, beugt sich vor, weiter vor – und fällt.  
 Sein Körper saust nach unten.  
 Den Kopf voran, kracht er auf den Bürgersteig,  
 Bleibt leblos liegen, mit verrenkten Gliedern.  
 Ich will ihm helfen, kann es nicht,  
 Kann nur laufen, weglaufen, will nichts weiter wissen,  
 Biege schnell um die Ecke,  
 Laufe weiter, weiter davon.  
 Aus meinen Augen ist das Kind, nicht aus meinem Sinn.  
 „Wie furchtbar,“ denke ich, „so ein kleiner Junge,  
 Unschuldig, verspielt, unbedarft,  
 Gefallen ist er, in die Arme des Todes gefallen,  
 Vernichtet, zernichtet,  
 Ein Keim, vom Frost erstickt.“

\*\*\*

Langsamer werde ich, mein Gang wird müder  
 Und finster ist es in mir.  
 Schwer drückt das Grauen auf meinen Geist.  
 Es stiehlt mir das Leichte, die Freude, die Wonne,  
 Es lässt mich verstört und verängstigt zurück.  
 Ich wanke weiter, ein kraftloser Klepper,  
 Den sein Reiter gnadenlos antreibt –  
 Und sein Reiter ist der Tod.  
 Es geht durch die Straßen, um die Ecken, über Plätze.  
 Die Wege werden breiter. Viele Autos rauschen vorbei.  
 Dort, an der Kreuzung,  
 Dort müht sich eine Alte über die Fahrbahn.  
 Unsichere Schritte, krummer Rücken, schwer gestützt auf einen Stock.  
 Ein Laster braust heran.  
 Schwarz ist er und an einer Tür prangt ein mit violetten Blumen geschmücktes Kreuz.  
 Ein merkwürdiges Logo...  
 Der Laster schaltet die Geschwindigkeit nicht herunter.  
 Er bremst nicht, bis es zu spät ist.  
 Ein dumpfer Knall ertönt und  
 Die mageren Beine der Alten schauen zwischen den riesigen Reifen hervor.  
 Ich schreie auf. So viel Blut im Rinnstein!  
 Es sickert und sickert.  
 Die Pfütze wird größer...  
 Menschen versammeln sich, immer mehr Menschen,  
 Verdecken die Beine der Alten, des Opfers.  
 Sie sprechen aufgeregt miteinander  
 Und in der Ferne ertönt ein Martinshorn.  
 In mir lacht eine Stimme: „Hast Du`s gesehen?  
 Alte wie Junge sind in meiner Gewalt.  
 Ich kann sie tilgen, kann ihr Leben beenden,  
 In einer Sekunde ist es mit ihnen vorbei!“

\*\*\*

Ich fliehe aufs Neue, voller Angst, voll Entsetzen,  
 Überquere die Straßen, ohne Bedenken, im Schock.  
 Ich will weg von dem Schrecken, weg von dem Horror,  
 Ohne Ziel, ohne Plan, bloß weg, hinweg!  
 Doch mein Reiter, der Tod, er ist in mir,  
 Er hält mich fest in seinem Griff.  
 Er raunt mir näselnd zu: „Hast du verstanden?  
 Hast du begriffen, wer ich tatsächlich bin?  
 Kannst meine Macht du jetzt ermessen,  
 Kannst mich bewundern, respektieren?  
 Hast du`s erkannt? Niemanden gibt es, der mir widersteht.  
 Aller Lebewesen Fleisch, Blut und Knochen,  
 Ihre Gefühle, ihre Gedanken – all das gehört mir.“  
 Er schweigt. Ich stöhne laut  
 Und renne, fliehe weiter durch die Straßen –

Und bleibe plötzlich stehn.

\*\*\*

Eine Frau huscht den Gehweg entlang.  
 Weiß sie, dass ein Mann hinter ihr herjagt?  
 Schon ist er bei ihr, schon zückt er ein Messer  
 Und sticht auf sie ein.  
 Sie schreit, will sich wehren, abwehren,  
 Doch er ist stärker.  
 Er sticht, sticht, sticht zu,  
 Trifft sie am Arm, an der Brust, am Hals  
 Und durchbohrt ihr Herz.  
 Sie sinkt zu Boden, ist leblos, reglos,  
 Und der Mann rennt weg, denn die Tat ist vollbracht.  
 Ich halte nicht an, sondern stürme davon,  
 In eine andere Richtung, nicht hinter dem Mörder her.  
 Ich will nichts wissen, will nichts sehen  
 Und auch nicht hören,  
 Wie der Tod in meinem Kopf zufrieden spricht:  
 „Das ist ein Festmahl, die reine Schlemmerei,  
 Das mundet und füllt mir den Bauch.  
 Was lebt, auszumerzen,  
 Das ist meine Pflicht, meine Bestimmung.  
 Es ist mein alleiniger Zweck, mein einziges Ziel.“

\*\*\*

Kalt ist mir, starr bin ich vor Entsetzen,  
 Weiß nicht, wohin ich gehe, wo ich bin.  
 Nur eines ist klar:  
 Der Tod hat mich gepackt, er reitet auf und in mir,  
 So lange er will, so lange es ihm gefällt.  
 Da kann man nichts machen.  
 Und so stolpere ich durch die Straßen,  
 Bis ich merke, dass ich im Bahnhofsviertel bin.  
 Kaschemmen, Bordelle, Spielsalons –  
 Eine bedenkliche Mischung,  
 Die gefährlich, sehr gefährlich ist.  
 Und wie gefährlich, das zeigt sich gerade...  
 Da ist ein Spielsalon, aus dem ertönen Schüsse.  
 Kurz danach taumelt ein Mann auf die Straße.  
 Er kracht zu Boden, niedergeschossen, niedergestreckt.  
 Er stirbt.  
 Ich ächze, wende mich ab, fliehe  
 Und höre es in mir, das schallende Lachen  
 Des Todes.  
 Er sagt nichts, er lacht bloß,  
 Er amüsiert sich, feixt, wiehert und hört damit nicht auf.

\*\*\*

Ich kapituliere, biege ermattet um die nächste Ecke.  
 Sirenen ertönen um mich herum  
 Und Menschen kommen aus den Läden heraus,  
 Sprechen aufgewühlt miteinander, durcheinander.  
 Nichts interessiert mich mehr, ich will nur entkommen,  
 Dem allen entkommen  
 Und weiß doch: Es wird mir nicht gelingen.  
 Bald sind mir die Straßen vertraut.  
 Das ist der Weg nach Hause – nun aber schnell!  
 Rasch, oh rasch zu meinem Hafen, zu meinem Schlupfloch,  
 Der Zuflucht, dem Refugium.  
 Zwei Straßen noch.  
 Schon dünke ich mich gerettet, sicher vor dem Schrecken,  
 Da sehe ich vor mir einen alten Mann.  
 Urplötzlich schwankt er, fasst sich an das Herz.  
 Seine Beine geben nach.  
 Er fällt nieder auf den Bürgersteig.  
 Sein Körper zuckt einmal, zuckt zweimal,  
 Zittert – er liegt still.  
 Tot ist er, tot!  
 Ich wende mich ab, eile hinweg,  
 Mit schmerzenden Beinen, mit jagendem Puls,  
 Keuchend, gehetzt, zerrissen von Weh.  
 Ungern höre ich sie in mir, die Worte des Todes,  
 Zerfleischende, zischende, zynische Worte:  
 „Jetzt hast du`s eingesehen, hast es verstanden!  
 Ich bin der Baron, der Tod,  
 Und Samstag, das ist mein Tag,  
 An dem ich genieße, an dem ich prasse,  
 Mir Tiere und Menschen einverleibe,  
 Die Jungen, die Alten, wie`s kommt, so kommt`s!“

\*\*\*

Die Treppe hinauf, dort ist meine Wohnung,  
 Den Schlüssel ins Schloss, geöffnet die Tür.  
 Durch die Diele, ins Zimmer, auf das Sofa gebettet  
 Und langsam, ganz langsam kommt die Ruhe zurück.  
 Der Atem wird sanfter, der Herzschlag gemächlich.  
 Der Körper entspannt sich, das Zittern lässt nach.  
 Vorüber ist der Horror, verschwunden die Hölle,  
 Die Stimme des Todes, sie ist verstummt.  
 Die Kissen sind weich, der Sitz ist elastisch,  
 Mein Atem wird tiefer und Kraft strömt zurück.  
 Ich seufze erleichtert, genieße die Stille  
 Und schaue getröstet im Zimmer umher.

\*\*\*

Ich stutze, beuge mich vor –  
 Was ist das, hier auf dem Tisch?

Da liegen Tütchen, fünf, sieben – nein, zehn!  
 Ich nehme sie an mich, beäug` sie genauer...  
 Oh Jubel, oh Freude, unglaubliches Glück!  
 In den Tütchen, allen Tütchen sind Kristalle, meine Kristalle,  
 Die Segen spendenden, Heil bringenden, göttlichen Kristalle,  
 Die ich so liebe, so sehr begehre... Wo kommen sie her?  
 Die Frage ist nichtig, sie ist nicht wichtig,  
 Von Wert sind allein die Kristalle.  
 Dankbar nehme ich sie an, drücke sie zärtlich an meine Brust.  
 Vielleicht hat sie der Tod auf den Tisch gelegt?  
 Und kaum hat sich dieser Gedanke in meinem Kopf geformt,  
 Da lacht es auch schon in mir.  
 Da lacht der Tod, erhebt seine Stimme, spricht:  
 „Nicht ich persönlich habe sie gebracht,  
 Doch auf meinen Befehl wurden sie hergeholt.  
 Den Grund dafür, den wirst du bald sehen.“  
 Ich nicke erfreut, lege die Tütchen zurück auf den Tisch.  
 Nur eines, das bleibt in meiner Hand.  
 Soll ich es nehmen? Mir einverleiben?  
 Die Antwort ist einfach. Sie lautet: ja.  
 Die Unfälle, die Morde, die vielen Menschen,  
 Deren Ende ich miterleben musste –  
 Ein Trauma war`s!  
 Die Kristalle, ich habe sie mir verdient.

\*\*\*

Ich hole die Spritze und achtsam, voll Liebe  
 Wird getan, was immer zu tun ist.  
 Ein Tütchen wird geöffnet,  
 Die Kristalle darin werden herausgefischt  
 Und über einer Kerzenflamme geschmolzen.  
 Die Flüssigkeit wird auf die Spritze gezogen,  
 Eine passende Vene wird am Arm gesucht (schwer ist es, eine zu finden)  
 Und das Metamphetamin wird mit der Spritze verabreicht.  
 So. Jetzt habe ich`s doch beschrieben, das Ritual. Sei`s drum.  
 Zurücklehnen. Warten auf die Wirkung,  
 Auf das Selbstvertrauen, die Stärke,  
 Die erhöhte Geschwindigkeit des Lebens.  
 Wo bleibt diese Wirkung? Wann setzt sie ein?  
 Ich spüre nichts Angenehmes,  
 Nur Dumpfheit, Trägheit, Überdruß.  
 Mein Mund ist trocken, heiß ist die Stirn,  
 Dagegen die Finger, sie sind eiskalt.  
 Stöhnen. Warten. Warten. Stöhnen...

\*\*\*

Da! Was ist das?  
 Ich hör wieder Trommeln, viele Trommeln.  
 Laut und lauter ertönen sie.

Dieses Mal klingt es, als wären sie draußen, nicht im Raum, nicht in mir.  
 Sind sie nicht direkt vor meiner Tür?  
 Ich stehe auf, gehe durch die Diele  
 Zur Wohnungstür, öffne sie –  
 Niemand ist da, keine Trommeln sind zu sehen.  
 Unsichtbar sind sie, aber laut, so laut.  
 Sie hämmern in einem peitschenden Rhythmus,  
 Der vorwärtsdrängt, der stürmt und tobt.  
 Die einzelnen Schläge, sie sind äußerst schnell,  
 Verschwimmen fast,  
 Lassen sich kaum voneinander unterscheiden.  
 Unmöglich erscheint es, dass Trommler so flink spielen können,  
 Und auch so laut, so un – er – träg – lich laut!  
 Warum beschwert sich denn kein Nachbar?  
 Alles dreht sich um mich  
 Und ich presse die Hände auf die Ohren.  
 Vergeblich. Das Trommeln dringt durch.  
 Jammernd kauere ich mich zusammen auf dem Sofa,  
 Drücke den Kopf in die Kissen.  
 Vergeblich. Das Trommeln dringt durch.

\*\*\*

Eine Hand packt mich.  
 An ihr ist kein Fleisch, da sind nur Knochen.  
 Die Hand zieht mich hoch –  
 Und vor mir steht der Baron, der Tod.  
 Seine schwarzen Augen funkeln tief in den Höhlen.  
 Sein Totenkopf...  
 Was ist das? Mir scheint, als würde sich eine Haut über ihn spannen,  
 Sehr dünn, durchsichtig, doch unverkennbar:  
 Die Haut eines Schwarzen.  
 Sie glericht mehr einer Aura,  
 Und eine solche umgibt auch seine Finger,  
 Die mich stützen, die mich halten, stark und fest.  
 Unter der transparenten dunklen Haut grinst der Totenkopf,  
 Und sein Weiß überstrahlt das Schwarz.  
 Die Zigarre klemmt immer noch zwischen den freigelegten Zähnen.  
 Der hohe Zylinder erhebt sich immer noch über dem Schädel.  
 Der Baron, der Tod, der spricht mit mir.  
 Dabei bleibt die Zigarre zwischen den Zähnen.  
 Er redet mich an mit näselnder, spöttischer Stimme.  
 „Komm mit,“ sagt er, „begleite mich.“  
 „Wir fliegen,“ sagt er, „zu einem Friedhof,  
 Zu einem Leichenacker, dort verrotten die Toten,  
 Lösen sich auf in der Erde,  
 Sind ein Fest für Würmer, Maden und Käfer.  
 Verschlungen ihr Fleisch, übrig bleiben die Knochen.  
 Und diese Knochen erheben sich um Mitternacht aus der Erde.  
 Sie tanzen einen Reigen – das wirst du sehen.  
 Sie tanzen meiner Familie und mir zu Ehren.

Sie tanzen eine ganze Stunde lang.  
 Dann, wenn die Uhr einmal schlägt,  
 Kehren sie zurück in die Erde, in ihr Grab.  
 Das wirst du sehen. Das gibt einen Spaß.“

\*\*\*

Der Tod drückt mich an sich, er fliegt mit mir hoch  
 Und ab geht es durch das Fenster –  
 Das Glas bleibt heil.  
 Nichts hindert den munteren Flug.  
 Sind wir unsichtbar? Unkörperlich?  
 Mag sein. Mich wundert nichts mehr.  
 Der Himmel ist schwarz. Die Sterne blitzen.  
 Bleich ist der Mond. Leichenblass.  
 Der Tod kichert. Er spricht mir ins Ohr:  
 „Sei nicht erstaunt. Sei nicht verwirrt.  
 Du weißt doch: Ich habe Macht über Zeit und Raum,  
 Bin ihr Herrscher, kann mit ihnen spielen,  
 Sie manipulieren, sie lenken, mit ihnen hantieren.“

\*\*\*

Hoch fliegt er mit mir,  
 Immer höher und höher.  
 Weit unter uns dehnen sich die Lichtbänder der Stadt.  
 Kalt ist es hier oben.  
 Der Wind bläst um meine Nase, zerzaust meine Haare  
 Und zerrt an Hemd und Hose.  
 Doch ich spüre keine Angst, denn der Tod hält mich fest.  
 Er ist ein lieber Tod, ein fürsorglicher Tod.  
 Wie eine Mutter ist er zu mir...  
 Ich brauche mich nicht zu wehren, kann alles geschehen lassen,  
 Kann mich entspannen, finde ihn allmählich interessant,  
 Diesen Flug durch die Nacht.  
 Adlergleich genieße ich die schwindelerregende Höhe,  
 Bin begeistert vom Tempo.  
 Entrückung, Entzücken.  
 Wir jagen dahin.

\*\*\*

Abrupt ändert der Tod seine Richtung.  
 Abrupt geht es abwärts,  
 Im Affentempo auf die Erde zu!  
 Angst packt mich.  
 Zerschellen werde ich an der harten Oberfläche,  
 Auseinanderbrechen in tausend Stücke.  
 Dann ist es aus mit mir, gänzlich aus!  
 Doch schon zeigt es sich: Überflüssig ist die Angst.  
 Kurz vor dem Aufprall

Wird der Flug bedächtig  
 Und die Landung ist sanft.  
 Es hat sich erwiesen: Der Tod beschützt mich.  
 Behutsam lässt er mich los.  
 Ich atme auf, lächle,  
 Bin in Sicherheit.

\*\*\*

Ich blicke mich um. Ein ländlicher Friedhof,  
 Überall Gräber mit Tafeln, mit Kreuzen  
 Und am Horizont ein Saum aus finsternen Tannen.  
 Ihr unergründliches, tiefes Schwarz hebt sich ab  
 Von dem sternendurchbrochenen Schwarz des Himmels.  
 Da ist auch ein Kirchlein mit spitzem Turm  
 Und überall, überall sind Gräber.  
 Schiefe Grabsteine sehe ich, umgestürzte Marmorengel, zerbrochene Kreuze  
 Und die niedrigen Grabhügel sind vom Gras überwuchert.  
 Fahles Mondlicht liegt auf schmalen Wegen  
 Und die Pflanzen wachsen wild.  
 Vernachlässigt sind die Toten, die hier liegen,  
 Vergessen sind ihre Namen,  
 Vergessen ist die ganze Fülle ihres Lebens.

\*\*\*

Vom Kirchturm her schlägt es zwölfmal.  
 Dumpf schlägt es, dunkel – ein Schauer überläuft mich.  
 Sagte der Tod nicht etwas über die Mitternacht?  
 Ehe ich mich besinne, beginnt sich`s zu regen.  
 Die Erde der Gräber bröckelt.  
 Grassoden brechen ein.  
 Was ist dieses Weiße, das sich hier und da aus dem Boden schiebt?  
 Jetzt erkenne ich`s: Spitzen von Fingerknochen sind es.  
 Sie tasten suchend umher, stoßen hierhin und dorthin,  
 Schütteln sich, streifen die Erde ab.  
 Ich stöhne auf vor Grauen, doch der Tod neben mir lacht:  
 „Sei keine Memme! Jetzt ist ihre Zeit,  
 Die Stunde, da die Toten zum Leben erwachen,  
 Da sie spielen wollen und tanzen.  
 Gönn ihnen diesen Spaß!“

\*\*\*

Armknöchel tauchen aus dem Boden auf.  
 Sie recken sich, sie rekeln sich,  
 Strecken sich immer weiter.  
 Aus dem gelockerten Grund erheben sich Totenschädel.  
 Sie grinsen, grinsen ins Mondlicht.  
 Brustkörbe steigen aus den Gräbern  
 Und Krümen fallen von deren Rippen.

Die Überreste der Becken erscheinen  
 Und Schienbeine und die verschachtelten Knochen der Füße –  
 Die stampfen die lockere Erde wieder fest.  
 Jetzt stehen die Skelette, weiß im weißen Licht.  
 Männer und Frauen sind für mich ununterscheidbar.  
 Aber die kleinen Skelette, das sind die Kinder.  
 Sie alle sind dem Grabe entronnen für kurze Zeit,  
 Sind an der kühlen Luft, unter dem nächtlichen Himmel für kurze Zeit.

\*\*\*

Vier Skelette kommen hinter einem Baum hervor.  
 Sie stellen sich in einer Reihe auf und ich sehe:  
 Sie halten Musikinstrumente in ihren Händen.  
 Zwei Fiedeln sind zu erkennen, eine Tröte, eine Trommel.  
 Sie können nicht sprechen, doch sie können spielen,  
 Beginnen ein misstönendes, auch schwungvolles Lied.  
 Die anderen Gerippe, sie formieren sich  
 Und bilden einen Kreis.  
 Sie fassen sich an den beinernen Fingern.  
 Ihre weißen Schädel wiegen sich  
 Im Takt der Trommel.  
 Sie lauschen einer Melodie, die düster ist und dissonant,  
 Gespenstisch und grauenvoll.

\*\*\*

Und der Kreis der Skelette beginnt sich zu regen,  
 Beginnt zu tanzen,  
 Allmählich, gemächlich.  
 Die Toten tanzen einen Reigen, ihre Knochen klappern,  
 Es geht im Kreis herum, immer im Kreis herum.  
 Ich kann meine Augen nicht lösen von diesem Tanz,  
 Bin von ihm gefesselt, bin verhext, bin gebannt.  
 Neben mir nickt der Baron im Takt, schnippt mit den Knochenfingern.  
 Und das Trommeln wird schneller, der Rhythmus geschwinder,  
 Die Tanzenden gewinnen an Fahrt.  
 Fix geht es im Kreis herum, hohl rasseln die Knochen,  
 Gebeine fliegen,  
 Schädel wippen.  
 Ho ho! Hu hu! Ho he!

\*\*\*

Schnell wird getrommelt und immer schneller,  
 Flink wird getrötet und immer flinker,  
 Geschwind wird gefiedelt und immer geschwinder.  
 Der Kreis der Skelette dreht sich  
 Geschwind, geschwind, flink, flink, schnell, schnell.  
 Und plötzlich fasst mich eine beinerne Hand,  
 Zieht mich in den Kreis hinein.

Mittanzen muss ich, walzen mit den Skeletten.  
 Meine weichen Hände werden von harten Knochen umklammert  
 Und ich fliege mit, immer im Kreis herum.  
 Ein Rausch ist's, ein Feuer, ein Fieber, herum und herum.  
 Kein Denken mehr, kein Fühlen, kein Bangen,  
 Nur Kreisen, nur Kreisen, herum und herum.  
 Ohne Rast geht es, ohne Pause, herum und herum.  
 Ich keuche, ich schnaufe, herum und herum.

\*\*\*

Der Tod klatscht einmal – ein klappernder Ton.  
 Abrupt schweigt die Musik.  
 Abrupt halten die Skelette inne.  
 Abrupt lassen sie meine Hände fahren  
 Und ich sinke zu Boden.  
 Vor meinen Augen, in meinem Kopf, da dreht sich alles,  
 Dreht sich, dreht sich – ein wahnwitziger Taumel.  
 Selbst die Sterne über mir drehen sich,  
 Kreisen um den rotierenden Mond.  
 Auf dem Rücken liegend, schließe ich die Augen –  
 Und öffne sie wieder, sehr abrupt.  
 Vier Totenschädel beugen sich über mich. Sie blicken auf mich herab.  
 Jetzt sind es schon fünf, jetzt sechs, jetzt sieben.  
 Sie grinsen mich an,  
 Ohne Lippen, nur Knochen und Zähne.  
 Angst beschleicht mich.  
 Was soll das? Was wollen sie von mir?

\*\*\*

Und weshalb halten die Skelette Schaufeln in den Händen?  
 Meine Angst wird stärker,  
 Doch schon packen mich zwei der Skelette,  
 Schleifen mich zu einem Loch.  
 Nein, jetzt erkenne ich's: Es ist kein Loch.  
 Es ist ein offenes Grab!  
 Sie werfen mich hinein und alle beginnen zu schaufeln.  
 Erdschollen prasseln auf mich herab.  
 Immer mehr Erde häufen sie auf mich und mir wird klar:  
 Sie wollen mich begraben.  
 Panik durchströmt mich.  
 Ich will schreien und schaffe es nicht.  
 Kein Laut dringt aus meinem Mund.  
 Die Erde auf mir wird zu einem Hügel, wird zu einem Berg.  
 Sie bedeckt mich,  
 Bedeckt meine Beine, die Arme, den Bauch.  
 Modrig riecht sie.  
 Ich fühle, wie ich allmählich in ihr versinke.  
 Meine Brust ist schon nicht mehr zu sehen,  
 Aber noch kann ich hochblicken,

Kann die unverdrossen schaufelnden Skelette erkennen  
Und die gleißenden Sterne und den fahlen Mond.

\*\*\*

Der Körper – außer dem Kopf – ist schon in der Erde verborgen.  
Da plötzlich taucht ein anderer Schädel in meinem Gesichtsfeld auf,  
Ein Schädel mit Zylinder und Zigarre.  
Es ist der Baron, der Tod!  
Er grinst mich an. Er nickt mir gravitatisch zu,  
Verschwindet wieder. Erdschollen fallen auf mein Gesicht.  
Ich muss die Augen schließen, muss husten  
Und die Erde dringt in meinen Mund.  
Ich würgen, schnappe nach Atem.  
Mein Körper krampft sich zusammen.  
Zu Hilfe! Zu Hilfe!  
Niemand hilft.  
Nun ist da nichts als Erde, nichts als Schwärze.  
Keine Gedanken mehr, nur Angst, Angst, Angst –  
Und ich versinke im Grab,  
Versinke im Finsternen, versinke im sternenlosen Dunkel.

\*\*\*

Ich wache auf.  
Öffne die Augen.  
Bin verwirrt.  
Wo bin ich? Nicht mehr im Grab?  
Langsam dämmert es mir: Dies ist mein Zimmer.  
Wie bin ich hierhin gelangt?  
Hat mich der Tod zurückgebracht?  
Ach, war denn alles nur ein Hirngespinnst, ein Schaum, ein Traum,  
Heraufbeschworen durch die Kristalle?  
Nichts als ein Blendwerk, ein Gaukelbild, ein Wahn,  
In Gang gesetzt durch die Kristalle?  
Ich richte mich auf. Blicke mich um.  
Der Baron, der Tod, ist nicht hier. Wo ist er?  
Eine Welle von Liebe, unerträglich heißer Liebe zu ihm überflutet mich,  
Doch ich sehe ihn nicht, fühle ihn nicht.  
Hat er mich verlassen?  
Ich bin allein,  
Bin unermesslich, unsäglich, grauenhaft allein.  
Ich schluchze, ringe die Hände,  
Wünsche ihn mir zurück, rufe nach ihm,  
Nach meinem Meister, meinem Gebieter, meinem Geliebten, meinem Gott.  
Vergebens.  
Ich bin allein,  
Bin unermesslich, unsäglich, grauenhaft allein.  
Ich locke ihn leise, mit zärtlicher Stimme,  
Verspreche ihm alles, übergebe mich ihm.  
Doch es ist vergebens.

Ich bin allein,  
Bin unermesslich, unsäglich, grauenhaft allein.

\*\*\*

Ich stehe auf. Mache ein paar Schritte, unsicher, taumelnd.  
Schlurfe durch die Wohnung, meine kleine Wohnung,  
Suche in jedem Winkel, starre in jeden Spiegel.  
Kein Totenkopf linst mir über die Schulter.  
Niemand ist hier – außer mir.  
Und in mir ist er auch nicht, der Baron, der Tod, das spüre ich.  
Er hat sein Reittier verlassen, es zurückgelassen,  
Ist woanders hingezogen, hat sich ein neues Reittier besorgt.  
Ich schluchze. Die Tränen laufen mir über das Gesicht,  
Tropfen über das Kinn, rieseln auf mein Hemd.  
Das hilft mir nicht, das erleichtert mich nicht,  
Lindert nicht die Verzweiflung.  
Ich beschwöre ihn, meinen Geliebten, den Tod –  
Und weiß zugleich, jedes Wort ist sinnlos.  
Er kommt nicht mehr zu mir zurück.  
Er kommt nie mehr zurück.

\*\*\*

Das Weh nimmt überhand, reißt mich mit sich fort.  
Was soll ich tun? Was soll ich nur tun?  
Unversehens, inmitten all der Qual, inmitten all des Jammers,  
Taucht ein Gedanke auf.  
Wenn der Tod nicht zu mir kommt, muss ich zu ihm kommen.  
Das ist nur logisch, das ist nur konsequent.  
Ich muss zu ihm kommen, zu dem Baron.  
Wie soll das geschehen?  
Das wird nicht schwer sein.  
Liegen nicht auf dem Tisch die vielen Tütchen, darin die Kristalle?  
Hat sie mir nicht der Tod spendiert?  
Ich werde die aufgelösten Kristalle alle auf einmal spritzen –  
Das ist ein höchst probates Mittel,  
Um das ersehnte Ziel zu erreichen, um dem Herrscher der Nacht an die Brust zu sinken.  
Ein höchst probates Mittel... Ja, das ist es...  
Und jetzt scheint mir, als würde er mich rufen,  
Und jetzt scheint mir, als würde ich freudig antworten:  
„Ja, ich komme, Geliebter, ich komme!  
Will nicht mehr lebendig begraben werden,  
Will tot in der Erde liegen!  
Dann ist mir alles gleich.  
Dann spürt mein Körper weder Kälte noch Wärme.  
Dann gibt es keine Angst mehr und keinen Schmerz.  
Dann ruhe ich sanft in den Armen des Todes,  
Schafe friedlich bei meinem Geliebten, dem Tod.“

\*\*\*

Es ist beschlossen.  
 Die Tränen sind getrocknet. Ich lächle.  
 Es ist beschlossen.  
 Der Ablauf ist klar:  
 Zuerst werden die Ereignisse dieses Tages,  
 Dieses wichtigsten Tages meines Lebens,  
 Aufs Papier gebannt, in einer ihnen angemessenen Form.  
 Die Menschen, die mich finden werden,  
 Sie sollen wissen, warum ich gegangen bin,  
 Warum ich zu Baron Tod gegangen bin.  
 Ich will ihn noch einmal preisen, Freund Hein, den Schnitter, den Knochenmann,  
 Will getreulich von ihm berichten,  
 Will ihn ehren, ihn verehren, mich vor ihm verbeugen...  
 Es ist beschlossen.

\*\*\*

Und endlich.  
 Und endlich kommen die Kristalle ins Spiel.  
 Sie werden geschmolzen, alle geschmolzen, gespritzt, alle gespritzt,  
 Bis ich stürze, in die Dunkelheit, in die Nacht stürze,  
 In die Schwärze, in der nur der Tod fahl leuchtet,  
 Ein Skelett im Gehrock  
 Den Zylinder auf dem Kopf,  
 Die Zigarre zwischen den Zähnen.  
 Er breitet die knöchigen Arme aus  
 Und ich sinke hinein,  
 Sinke an seine hagere Brust  
 Und vergehe im Nichts.

\*\*\*\*\*

In den ersten Minuten, in denen sich Veronika allein in dem Raum befand, war sie fassungslos. Schockiert. In ihr hämmerten unaufhörlich die Worte „Versagerin. Versagerin. Versagerin.“ Sie fühlte sich wie abgestorben, wie unter einer dicken Schlammschicht begraben, die sie von der Außenwelt abschnitt und drohte, sie zu ersticken. Nur mit großer Mühe und am ganzen Leib zitternd konnte sie ihre Hände dazu bringen, den schmalen Hefter, der auf dem Tisch vor ihr lag, zu ergreifen und aufzuschlagen.

Die ersten Zeilen des Berichtes in dem Hefter las sie mechanisch, registrierte kaum, was sie las, verstand die Bedeutung nicht. Doch seltsam: Die poetische Form des Berichtes und auch der Inhalt zogen sie schnell in ihren Bann. Schon nach der Lektüre einer halben Seite war ihr Interesse geweckt. Der Schock ließ nach. Das Gefühl des Abgestorbenseins, des Begrabenseins verschwand. Veronika las und las, vergaß sich in dem Text, ging in ihm auf. Zugleich mit dem Inhalt registrierte sie die unbestreitbaren literarischen Qualitäten der Schilderung, aber hauptsächlich war es der Inhalt, der sie gefangen nahm. Diese Schilderung war spannend, viel spannender als das vorher Gelesene, und sie versank darin und vergaß ihre

Umwelt und alles, was an diesem Tag geschehen war. Der Schock hatte sich vollständig verflüchtigt. Veronika war so gefesselt, dass sie überhaupt nicht auf die Idee kam, sich Notizen zu machen. Kein einziges Wort schrieb sie nieder. Stift und Zettel lagen unbeachtet auf dem Tisch – und als sie dies gegen Ende ihrer Lektüre bemerkte, da kam es ihr richtig und angemessen vor. Bei den bisherigen Besprechungen hatten ihr die Notizen, die sie gemacht hatte, auch nicht besonders geholfen und bei der kommenden fiel wenigstens die Konkurrenzsituation weg. Sie musste sich nicht mehr darum bemühen, die Rivalen mit theoretischem Wissen zu übertrumpfen, sondern konnte in dem Einzelgespräch alles aus ihrem Gedächtnis schöpfen, was gerade erforderlich war. Trotzig sagte sie sich, dass sie die Unterhaltung mit dem Professor in völliger Entspannung angehen wollte.

Und beim Lesen entspannte sie sich tatsächlich, ging ganz darin auf, blieb aber trotzdem in einer gewissen Distanz. Sie fieberte mit den geschilderten Ereignissen mit, ohne sich mit ihnen ganz zu identifizieren. Die Lektüre war äußerst interessant, aber auch nicht mehr. So konnte sie die Selbstvorwürfe vergessen und allmählich in eine zeitlose Dimension eintauchen, in welcher der Gedanke daran, dass der Professor recht bald zurückkehren würde, immer seltener auftauchte. Hinter den geschlossenen Vorhängen heulte erneut der Wind, Regentropfen prasselten gegen die Scheiben, manchmal ließ sich ein leises, undeutliches Donnern hören, die Heizung knackte – all diese Geräusche waren für sie nicht mehr als eine angenehme Hintergrundmusik zu einer reizvollen Lektüre, und so kam es, dass sie, kaum war die letzte Seite beendet, nicht eine Sekunde zögerte, sondern sogleich begann, den Bericht noch einmal von vorn zu lesen. In ihr festigte sich die Überzeugung, dass der Verfasser ein seltsames, fantastisches Universum entworfen hatte und dieses Universum faszinierte sie und ließ ihre missliche Lage in den Hintergrund treten. Zum ersten Mal stellte sich ihr die Frage, was Realität war und was nicht – und diese Frage konnte sie für sich nicht eindeutig klären.

Veronika fuhr überrascht hoch, als sich die Tür öffnete und Hordo-Wilkins den Raum betrat. Im ersten Moment wusste sie überhaupt nicht, weswegen dieser totkrank aussehende Mensch in dem weißen Laborkittel gekommen war und was er von ihr wollte. Doch schon stürzte die Wirklichkeit und mit ihr das, was seit diesem Vormittag geschehen war – ihre totale Niederlage – auf sie ein. Sie sackte in sich zusammen und schloss den Hefter. Die Besprechung! Der Professor wollte mit ihr den letzten Bericht durchgehen, sie noch einmal examinieren, wahrscheinlich, um zu sehen, ob sie es trotz ihres bisherigen Versagens wert war, in sein Labor mitgenommen und mit seinen Forschungsergebnissen bekannt gemacht zu werden – oder ob er seine Kontakte spielen lassen und dafür sorgen sollte, dass man sie – diese einfältige Verliererin, die in der Wissenschaft fehl am Platz war – von der Uni verjagte. Alle möglichen Ängste prasselten auf sie ein. Ihr Atem ging schneller und sie war sich bewusst, dass sie den Professor anglotzte wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wurde. Doch seine Miene blieb unverändert ausdruckslos. In diesem Moment fiel ihr auf, dass etwas anders als bei den bisherigen Besprechungen war: Er hatte seine Aktentasche nicht mehr dabei. Veronika sagte sich, dass dies nur logisch war, denn er würde ihr keinen weiteren Bericht zu lesen geben, und dennoch zog sich ihr die Kehle zusammen, denn erst jetzt realisierte sie in vollem Maße, dass nun die letzte Gelegenheit gekommen war, um zu beweisen, dass sie Verstand und Intelligenz besaß und mit beachtlichen Fachkenntnissen aufwarten konnte. Es half nichts: Sie musste brillieren. Sie räusperte sich, schluckte – und bereute auf einmal, das sie sich keine Notizen gemacht hatte.

Wie bei den vorigen Besprechungen grüßte Hordo-Wilkins nicht, beachtete sie nicht, sondern ging gleich zu seinem gewohnten Sessel, setzte sich, stützte seine Ellbogen auf die Lehnen, legte die Fingerspitzen zusammen und versank prompt in den Anblick des Fingerdaches. Für

Veronika war diese Vorgehensweise nichts Neues und deshalb gelang es, auf die erste Frage zu warten, ohne dass Ungeduld in ihr aufstieg. Ganz im Gegenteil: Eine merkwürdige Ruhe kam über sie, eine Ruhe, die etwas Resignatives, aber auch Behagliches an sich hatte. Ohne einen einzigen Gedanken betrachtete sie den Professor, seine hagere Gestalt, seine dünnen Finger, das eingefallene Gesicht, die kränkliche Farbe seiner Haut. Ihr wurde leicht, fast heiter zumute, als sie bei diesem Betrachten merkte, dass es in ihr keine Erwartung mehr gab, dass sie stundenlang sitzen und den Professor anschauen konnte, still, ohne Ängste. Und es war, als würde er genau dies spüren, denn er drehte den Kopf in ihre Richtung, ließ seine aus der Tiefe heraufglühenden Augen auf ihr ruhen und stellte mit seiner sonoren, bedächtigen Stimme die erste Frage:

- Welche Diagnose würden sie Herrn Z. nach dem Lesen seines Berichtes stellen?

Veronika zögerte nicht eine Sekunde. Ihre Antwort, die sie sich nicht vorher zurechtgelegt hatte, kam spontan und leicht:

- Auf Grund seines Drogenmissbrauchs hat Herr Z. eine Psychose mit begleitenden Halluzinationen.

Sie erwartete nicht, dass Hordo-Wilkins sofort auf ihr Urteil reagieren würde, und deshalb blieb sie ruhig, geduldig, als er erneut in den Anblick seines Fingerdaches versank. Sein Schweigen dauerte jedoch nicht lange. Bald darauf äußerte er eine zweite Frage:

- Von welcher Art sind die Halluzinationen, die im Laufe seiner Psychose auftreten?

Und wieder kam der Befragten der Gedanke, dass es sehr viel besser gewesen wäre, wenn sie sich während des Lesens Notizen gemacht hätte, aber schon stieg eine Antwort in ihr hoch, eine längere Antwort, und sie gab sich dem Sprechen hin:

- Nach den Aussagen, die in dem Bericht stehen, glaubt Herr Z. felsenfest daran, dass er dem Tod als Person in der Realität begegnet ist. Zuerst vermeint er, ihn im Spiegel zu sehen. Danach gewinnt die Halluzination an Stärke und er glaubt, ihn konkret zu sehen, ihm gegenüberzustehen und schließlich sogar von ihm berührt zu werden. Bei seinen Halluzinationen findet also eine Steigerung statt. Zuerst gibt es ein Bild, dann einen Körper und als Letztes einen physischen Kontakt. Nach der Berührung bildet sich Herr Z. ein, dass der von ihm personifiziert gesehene Tod in sein Inneres übergeht. Dieses vierte Stadium kann man als Rückwendung in den innerpsychischen Bereich verstehen. Herr Z. ist schnell davon überzeugt, dass der leibhaftige Tod von seinem Inneren aus einen verhängnisvollen Einfluss auf seine gesamte Umgebung nimmt. Denken wir nur an den – wohl eher in der Fantasie vorgenommenen als realen – Spaziergang, in dessen Verlauf Herr Z. Zeuge des gewaltsamen Todes vieler unterschiedlicher Menschen wird. Seine Innenwelt dominiert immer mehr die Außenwelt und am Ende externalisiert er die halluzinierte Gestalt des Todes erneut, zieht sie aus sich heraus und erlebt mit ihr vermeintlich ein spukhaftes Abenteuer.

Veronika zögerte kurz, gab sich einen Ruck und fügte hinzu:

- Etwas ist allerdings seltsam.

Sie stockte. Hordo-Wilkins hob seinen Kopf, blickte sie an und fragte ermunternd:

- Ja?

Sie schluckte, räusperte sich und schon brach es aus ihr hervor:

- Ich finde es seltsam, sogar äußerst seltsam, dass es in dem Bericht von Herrn Z. so auffallende Parallelen zu den anderen vier Berichten gibt. Und damit meine ich nicht bloß, dass in den Augen dieses Kranken wie bei den anderen die halluzinierte Gestalt ihn am Ende verlässt und er darauf mit einem Suizid reagiert. Abgesehen davon gibt es noch eine Menge weiterer Parallelen zwischen dieser halluzinierten Gestalt und denen, die in den anderen Berichten erwähnt werden. In diesem fünften Bericht wird der Tod, der sich als Baron vorstellt, genau so beschrieben wie im ersten. Er sieht nicht anders aus, verhält sich nicht anders und er spielt auf seine Familie an, deren Mitglieder, wie ich meine, in den übrigen drei

Berichten erscheinen. Außerdem wird ein auffallendes Firmenzeichen – ein mit violetten Blumen geschmücktes Kreuz – erwähnt, das an einem Lastwagen angebracht ist, der einen Menschen überfährt. Dieses Firmenzeichen fand sich auch an dem Lastwagen im ersten Bericht, der ebenfalls einen tödlichen Unfall verursacht hat. Der Tod, diese halluzinierte Gestalt, spricht, wie in den anderen Schilderungen erwähnt, mit näselnder, ironischer Stimme, wie bisher scheint bei dieser Gestalt die Haut eines Schwarzen durch und wie in den anderen Darstellungen bekommt der Wahnerkrankte einen Anfall von Heißhunger. Er giert ebenfalls nach Rum und der Rum macht ihn ebenfalls nicht betrunken. Es gibt so viele Parallelen, dass man eigentlich davon ausgehen muss, dass die fünf Personen, welche die Berichte geschrieben haben und nichts voneinander wussten, Halluzinationen hatten, die im Kern identisch sind, die ein und derselben Sphäre – man kann auch sagen: ein und demselben Kulturkreis – angehören.

Die Frage des Professors kam prompt:

- Wie erklären Sie sich diese Parallelen?

Veronika, die bisher ihre Augen starr auf ihre zusammengekrampften Hände gerichtet hatte, schaute hoch und bemerkte, dass die Hände von Hordo-Wilkins kein Fingerdach mehr bildeten, sondern auf seinen Oberschenkeln ruhten. Seine Miene war unergründlich und auf einmal stieg Angst in ihr hoch – die Angst, sich zu vergaloppieren. Wenn dies geschah, würde er sie endgültig fallen lassen! Sie stammelte:

- Ich... ich habe schon in der vorigen Besprechung angedeutet, dass sich die Kranken möglicherweise auf eine bestimmte Mythologie beziehen, die sie irgendwie... alle kennen... von der sie... irgendwie... erfahren haben...

Gleich kam die nächste Frage:

- Und welche Mythologie kann das sein?

Der Professor, der jetzt mit den Händen die Sessellehnen umfasste, hatte sich ihr ganz zugewandt und beobachtete sie gespannt. Veronika hatte den Eindruck, dass er an eine ganz bestimmte Mythologie dachte, und schon hatte sie Feuer gefangen und antwortete hastig:

- Über diese Frage habe ich mir Gedanken gemacht. Es kann keine griechische oder germanische Mythologie sein, nichts, was dem Abendland entstammt, denn die von den Kranken halluzinierten Gestalten sehen irgendwie exotisch aus, nicht europäisch – und sie haben eine schwarze Haut.

- Auf welche Mythologie beziehen sie sich demnach?

- Ich dachte zuerst an eine Mythologie aus Afrika, aber meine Kenntnisse Afrika betreffend sind äußerst spärlich. Dann fiel mir etwas anderes ein, was bekannter ist und aus Haiti stammt: Voodoo.

- Aaah...

Der langgezogene Laut, den Hordo-Wilkins ausstieß, klang zufrieden, erfreut – und trotzdem eigentümlich. Er rutschte auf seinem Sessel ein Stück vor. Seine Hände umklammerten die Lehnen und seine Lippen verzogen sich zu etwas, das wohl ein Lächeln sein sollte, aber mehr an eine Schmerz signalisierende Grimasse erinnerte.

- Bitte erklären Sie dies genauer.

Auf einmal fühlte sich Veronika in die Enge gedrängt. Ihr wurde unbehaglich zumute und sie hob entschuldigend beide Hände.

- Ich bin nicht allzu gut über Voodoo informiert, habe ein Buch und im Internet ein paar Artikel dazu gelesen. Doch wenn ich mich richtig erinnere, ist eine der wichtigsten Gottheiten im Voodoo Baron Samedi. Er ist so etwas wie die Inkarnation des Todes. Er ist das Oberhaupt einer großen Familie von Totengöttinnen und Totengöttern. Er wird als ein Skelett dargestellt, das einen Gehrock und einen Zylinder trägt und Ansätze von schwarzer Haut durchscheinen lässt. Zwischen seine Zähne hat er sich eine Zigarre geklemmt. Genauso, ganz

genauso erscheint er den Wahnerkranken im ersten und fünften Bericht. Dagegen tauchen im zweiten, dritten und vierten Bericht seine Frau und der Rest seiner Familie auf... Zumindest kann man das so interpretieren.

Der Professor verzog abermals seine farblosen, dünnen Lippen zu etwas, das wohl ein Lächeln sein sollte, jedoch eher wie eine Grimasse des Schmerzes wirkte. Bei diesem Anblick sträubten sich Veronika die Haare und sie fügte hastig hinzu:

- Genauer kenne ich mich mit Voodoo nicht aus und meines Wissens nach gibt es in keinem der fünf Berichte einen Hinweis darauf, wie es kommt, dass die Verfasserinnen und Verfasser allesamt von der Mythologie des Voodoo beeinflusst wurden. In dem westlichen Kulturbereich, in dem sie aufgewachsen sind, hätten sie sich bei ihren Halluzinationen eher mit biblischen Teufeln und Dämonen herumschlagen müssen. Es ist ein Rätsel.

- Versuchen Sie, für das Rätsel eine Erklärung zu finden.

Hordo-Wilkins hatte seine Aufforderung ruhig vorgebracht, ohne zu drängen, und dennoch fühlte sich die Befragte immer mehr in die Enge getrieben. Sie war vollkommen ratlos. Ihr Kopf war leer und keine einzige Mutmaßung fiel ihr ein. Hilflos starrte sie den Professor an, der auf ihre Notlage nicht reagierte, sondern seine Finger langsam zu einem Fingerdach zusammenlegte und sich anschickte, in dessen Anblick zu versinken. Das half ihr nicht weiter, ganz im Gegenteil, sie fühlte sich immer ratloser, immer unbeholfener, konnte nur mit den Achseln zucken und versuchen, das drückende Schweigen irgendwie zu ertragen. So vergingen drei, vier Minuten. Draußen heulte der Storm mit enormer Kraft und mit jeder Bö prasselten Regentropfen gegen die Scheiben. Drinnen war es still, bis schließlich Hordo-Wilkins sagte, ohne die Augen von seinem Fingerdach zu nehmen:

- Fällt ihnen keine einzige Erklärung für diese Besessenheit von der Mythologie des Voodoo ein? Das ist übel. Sehr übel.

Und mit dieser abfälligen Bemerkung änderte sich für Veronika alles. Ihre Verlegenheit, Hilflosigkeit, Zurückhaltung verschwanden. Wut wallte in ihr auf, eine ungeheure, alle Schranken beseitigende, den Verstand ertränkende Wut. War sie nicht sowieso schon das Schlusslicht, eine hundertprozentige Verliererin? Wieso stellte sie der Professor so genüsslich bloß, bedrängte sie, zog sie herunter, demütigte sie? Wieso? War er ein Sadist, der sich an ihren Qualen aufeilte? Die Wut, die Empörung nahmen überhand und es platzte aus ihr heraus:

- Oh doch, mir ist noch eine Möglichkeit zur Erklärung eingefallen! Was halten sie von folgender Hypothese, die offensichtlich ist, die sich geradezu anbietet? Alle fünf Personen, deren Bericht uns vorliegt, wurden wirklich von den Voodoo-Göttern heimgesucht. Eine gesamte Götterfamilie hat sich aus Haiti aufgemacht, um die Weißen gründlich zum Narren zu halten, um nach Gutdünken über sie zu verfügen, sie zu manipulieren, ihnen ihre Macht zu demonstrieren. Die Mitglieder einer mit dem Tod verbundenen Götterfamilie sind in das Bewusstsein einzelner Weißer eingedrungen, haben sich in ihrem Kopf niedergelassen, sie wie Marionetten benutzt – und am Ende haben sie sie wieder verlassen, was gar nicht gut ankam, was bei den Weißen zum Selbstmord führte. So haben sie dem Westen ihre Stärke demonstriert...

- HAHHAHAHA!

Das Lachen des Professors kam so unvermittelt und war so laut, donnernd, misstönend, dass Veronika zusammenzuckte und ihn erschrocken anstarrte. Er hatte sein Fingerdach aufgelöst. Statt dessen hatte sich seine rechte Hand zur Faust geballt und diese Faust hämmerte unaufhörlich auf die hölzerne Lehne ein, während sich seine linke Hand an der linken Lehne festhielt. Er lachte und lachte, schüttete sich aus vor Lachen, konnte gar nicht mehr aufhören zu lachen.

Veronika bekam einen Riesenschreck. Was hatte sie da gerade geplappert? Welchen hirnverbrannten Blödsinn hatte sie gerade von sich gegeben? War sie wahnsinnig geworden, wahnsinnig wie die fünf Unglücksrabben, welche die Berichte verzapft hatten? Sie war doch Wissenschaftlerin, in der Psychiatrie bewandert und damit war es ihre Aufgabe, diese Voodoo-Geschichten als bloßen Aberglauben abzuqualifizieren und in das Reich einer kranken Fantasie zu verweisen. Das musste schleunigst geschehen, sonst war alles aus! Sie erhob sich halb aus ihrem Sessel und rief gegen die Lachsalven an:

- Verzeihen Sie mir! Bitte! Verzeihen Sie mir. So platt, so naiv habe ich es nicht gemeint! Selbstverständlich müssen die Parallelen zwischen den Berichten ganz rational, ganz akademisch erklärt werden, vielleicht mit einem gemeinsamen Interesse dieser fünf Wahnerkranken an Voodoo oder auch mit einem zufälligen Zusammentreffen verschiedener Faktoren. Ja, es könnte ein bloßer Zufall gewesen sein... Aber das ist nicht so wichtig. Von Bedeutung ist etwas anderes.

Veronika spürte, dass sich jetzt alles entscheiden musste. Sie räusperte sich, richtete sich kerzengerade auf. Der Professor hatte mit dem Lachen aufgehört. Seine Hände ruhten locker auf den Sessellehnen, sein Kopf war ihr zugewandt, seine Miene war unergründlich. Er beobachtete sie.

- Von Bedeutung ist, dass alle fünf Männer und Frauen, deren Berichte uns hier vorliegen, eine psychotische Krise durchmachen. Im Verlauf der Krise geht ihnen das Realitätsbewusstsein verloren. Sehr schnell geraten sie in eine Wahnstimmung, die mit einem Gefühl von Fremdheit und Unvertrautheit verbunden ist. Aus dieser Stimmung heraus stellen sich bei ihnen gewisse optische und später auch akustische Halluzinationen ein, wie sie ebenfalls bei schweren Depressionen vorkommen. An ihren Berichten wird deutlich, dass sich die Kranken kaum oder gar nicht gegen diese Halluzinationen wehren. Sie erkennen nicht deren fiktiven Charakter, sondern versuchen mit aller Kraft, sie in ihr Selbst zu integrieren. Das gelingt allen fünf Kranken so gut, dass sie am Ende glauben, ohne die fantastischen Gestalten, die ihre Psyche hervorgebracht hat, nicht mehr leben zu können. Alle fünf entwickeln eine Neigung zur Aggressivität, wie es typisch für Wahnerkrankte ist. Schließlich mündet ihre Aggressivität in Autoaggression, denn alle ohne Ausnahme enden in einem Suizid. In der psychotischen Welt dieser Personen tritt besonders ein Thema auf, das Jaspers in seinen Schriften zur Psychopathologie erwähnt hat und das ihm zufolge zu den Grundproblemen des Philosophierens und des Menschseins überhaupt gehört: das Thema des Todes. Die um das Thema des Todes kreisenden Halluzinationen, die uns hier in schriftlicher Form vorliegen, lassen sich ganz allgemein als Störungen im Bereich der Wahrnehmung verstehen. Genauso gut kann man sie, wie es C. G. Jung lehrt, als Projektion psychischer Elemente in die Außenwelt sehen. Und diese mit wissenschaftlich anerkannten Methoden entdeckten und aufgearbeiteten Fakten sind die wirklichen Gemeinsamkeiten der fünf Personen, welche die Genese und den Verlauf ihrer Psychose geschildert haben. Alles übrige muss in den Bereich bloßer Spekulation verwiesen werden.

Veronika schöpfte Atem. Sie hatte hastig gesprochen, ohne Punkt und Komma, und es dabei vermieden, Hordo-Wilkins anzuschauen. Jetzt schielte sie zu ihm herüber und stellte bestürzt fest, dass er erneut in die Betrachtung seines Fingerdaches versunken war. Ein weiteres länger andauerndes Schweigen – das wäre für sie unerträglich! Doch schon löste er das Fingerdach auf, hob seinen Kopf, blickte in ihre Richtung und fragte bedächtig:

- Sind sie fertig? Gut. Dann möchte ich Ihnen etwas Interessantes in meinem Labor zeigen. Bitte folgen Sie mir.

Er erhob sich und bewegte sich rasch auf die Tür zu, ohne sich noch einmal nach Veronika umzusehen. Diese raffte überstürzt ihre Sachen zusammen. Ihr Herz klopfte vor Freude und sie spürte eine große Erleichterung. Endlich hatte sie es geschafft! Zwar als Letzte, nach allen anderen, aber zumindest hatte sie ebenfalls die Prüfung bestanden und würde wie die Glücklicheren vor ihr zur Belohnung einen Einblick in die Forschungsergebnisse des Professors erhalten. Als sie mit vor Aufregung zitternden Fingern alle ihre Sachen in ihre Tasche gestopft hatte, bemerkte sie, dass der Professor den Raum bereits verlassen hatte. Sie hechtete hinter ihm her und sah im Flur gerade noch, wie sich eine Tür am anderen Ende schloss. Also hieß es, so schnell es ging zu dieser Tür zu hasten. Beim Näherkommen zeigte sich, dass es eine grüngestrichene Eisentür war. Sie ließ sich problemlos öffnen. Hinter ihr befand sich eine schmale, spärlich beleuchtete Steintreppe – und von unten her ertönten deutlich Schritte. Das konnten nur die des Professors sein! Da es kein Geländer gab, musste sich Veronika auf der Treppe langsam, äußerst vorsichtig abwärts bewegen. Sie war erleichtert, als sie unten angekommen war. Hier gab es keine weitere Tür. Die Treppe führte direkt in einen langen Gang und Veronika erblickte gerade noch einen Zipfel des weißen Laborkittels von Hordo-Wilkins, der rechts um eine Ecke gebogen war. Der Gang wurde durch eine Reihe an der Decke angebrachter Neonröhren erleuchtet und so konnte sie schnell nach rechts stürmen, ohne zu stolpern oder gar hinzufallen.

Sie lugte aufgeregt um die Ecke. Ein langer, leerer Flur, die Wände schmutzig-weiß, auf dem Boden graues abgeschabtes Linoleum, zu beiden Seiten grün gestrichene Metalltüren, die größer als normal waren und Portalen glichen. Keine Spur mehr von dem Professor und auch seine Schritte waren nicht mehr zu hören. Der Gang endete an einer Wand und das bedeutete, dass der Gesuchte hinter einer Tür verschwunden war. Aber welcher? Unsicher, zögernd bewegte sich Veronika den Gang entlang. Weder an noch neben den Türen befanden sich Schilder. Das verwirrte sie zusätzlich und führte dazu, dass sie immer wieder anhielt und überlegte. Sollte sie bei jeder Tür probieren, ob sie sich öffnen ließ, und – wenn dies zutraf – schauen, was sich dahinter befand? Das widerstrebte ihr. Sie wollte keine Wissenschaftler bei ihren Experimenten stören oder mitten in eine wichtige Konferenz platzen. Ihre Schritte wurden immer stockender, immer langsamer. Schließlich stand sie an der schmutzig-weißen Mauer, an welcher der Gang endete. Eine Sackgasse. Der Professor war hinter einer der Türen, die sich rechts und links befanden, verschwunden. Etwas anderes war nicht möglich – er konnte nicht durch die Wand gegangen sein. Veronika drehte sich um und schaute zurück auf den Gang. Sie wusste, sie musste jede Tür probieren, und fühlte zugleich einen immer größeren Widerstand dagegen. Der Widerstand war irrational, unverständlich, aber er überwältigte sie fast. Sie stand an der Wand, seufzte, ließ ihre Augen schweifen – und da bemerkte sie es. Die letzte Tür zu ihrer rechten Seite vor der Mauer schien noch größer als die anderen. Es war ein riesiges, ein eindrucksvolles Portal und daneben hatte man ein unauffälliges kleines Schild angebracht. Sie trat näher. Las. Nur ein Wort stand auf dem Schild: „Labor“.

Hinter diesem eisernen Portal musste Hordo-Wilkins verschwunden sein! Veronika fühlte sich erleichtert, doch viel stärker empfand sie in ihrem Inneren Widerwillen und eine diffuse Furcht. Ihr Herz klopfte stark. Sie atmete tief durch, gab sich einen Ruck, drückte die Klinke herunter. Das grüne Eisenportal öffnete sich. Sofort musste sie blinzeln, wurde überfallen von dem starken weißen Licht, das von den vielen, an der Decke angebrachten Neonröhren ausging. Sie sorgten dafür, dass der erstaunlich große Raum – fast schon ein Saal – bis in den letzten Winkel erleuchtet war. Überall standen breite Tische, auf denen komplizierte Konstruktionen aus Glasgefäßen verschiedenster Art und aus elektrischen Gerätschaften, zu denen ein Wirrwarr von Kabeln führte, Messgeräten, Rechnern und Monitoren aufgebaut waren. An den Wänden standen Regale aus silbern glänzendem Metall, die bis zu der

ungewöhnlich hohen Decke reichten und eine Unmenge von Büchern, Aktenordnern, Mappen und Heften beherbergten. Auf der rechten Seite stand nah bei den Regalen ein Paravent und ein zweiter verdeckte eine Hälfte des riesigen, anscheinend leeren Tisches, der die Mitte des Saales einnahm. Ähnliche Paravents kannte Veronika aus Krankenhäusern. Hier bestanden sie wie in den Krankenhäusern aus Metallrahmen und einer blickdichten grünen Bespannung aus Plastik. Auf der Tischplatte, die nicht von dem Paravent verdeckt wurde, thronte einsam die Aktentasche des Professors.

Für Veronika bedeutete dies, dass der von ihr so verbissen Gesuchte in dem Saal sein musste. Sie trat ein, schloss energisch die Tür hinter sich, spähte umher – und konnte niemanden entdecken. Der Raum schien menschenleer. Kein Geräusch außer ihrem hastigen Atem war zu vernehmen. Sie wurde erneut unsicher, doch in dem Moment ertönte die unverkennbare Stimme von Hordo-Wilkins hinter dem mittleren Paravent hervor:

- Bitte tritt näher, liebe Veronika. Ich bin gleich soweit.

Mit zögernden Schritten näherte sie sich dem Paravent und wunderte sich zugleich darüber, dass sie der Professor gerade mit ihrem Vornamen angeredet hatte. War das ein Versehen gewesen oder ein Annäherungsversuch? Ihr schoss der Gedanke durch den Kopf, dass dies eine Auszeichnung war, wirklich und wahrhaftig eine Auszeichnung! Diese Vertraulichkeit zeigte, dass er sie nicht als Schlechteste, sondern als Beste einschätzte. Hatte er ihr nicht in den Diskussionen mehr Aufmerksamkeit gewidmet als den anderen? War sie nicht die Einzige, mit der er sich allein unterhalten hatte? Gab es nicht auch viele andere Fälle, bei denen diejenige, die übrig geblieben war, am Ende zur Siegerin gekürt wurde? Erleichterung durchströmte Veronika, sie lächelte triumphierend und blieb direkt vor dem Paravent, hinter dem sich Hordo-Wilkins befinden musste, stehen. Gleich würde sie die Belohnung für ihre großartige Leistung erhalten!

Und der Professor trat hinter dem Paravent hervor. Verändert hatte er sich. Sehr verändert. Seine Haltung war zwar die gleiche, auch trug er weiterhin seinen weißen Laborkittel, doch auf seinem Kopf prangte ein hoher schwarzer Zylinder und zwischen seinen entblößten Zähnen steckte eine dicke Zigarre. Seine Haut war nicht mehr kränklich-bleich, sondern schwarz, und die schwarze Haut war nichts als eine undeutliche Aura, die um den Körper schwebte. Sie war eine Aura, welche das weiße Skelett nicht verdeckte, auf das der Professor reduziert war, und auch nicht seinen Totenschädel, der Veronika angrinste. Hordo-Wilkins streckte seinen rechten Zeigefinger, an dem keine Haut war, bloß Knochen, aus und tippte damit Veronika mitten auf die Stirn.

\*\*\*\*\* E n d e \*\*\*\*\*









**Literaturhinweise und Danksagung**